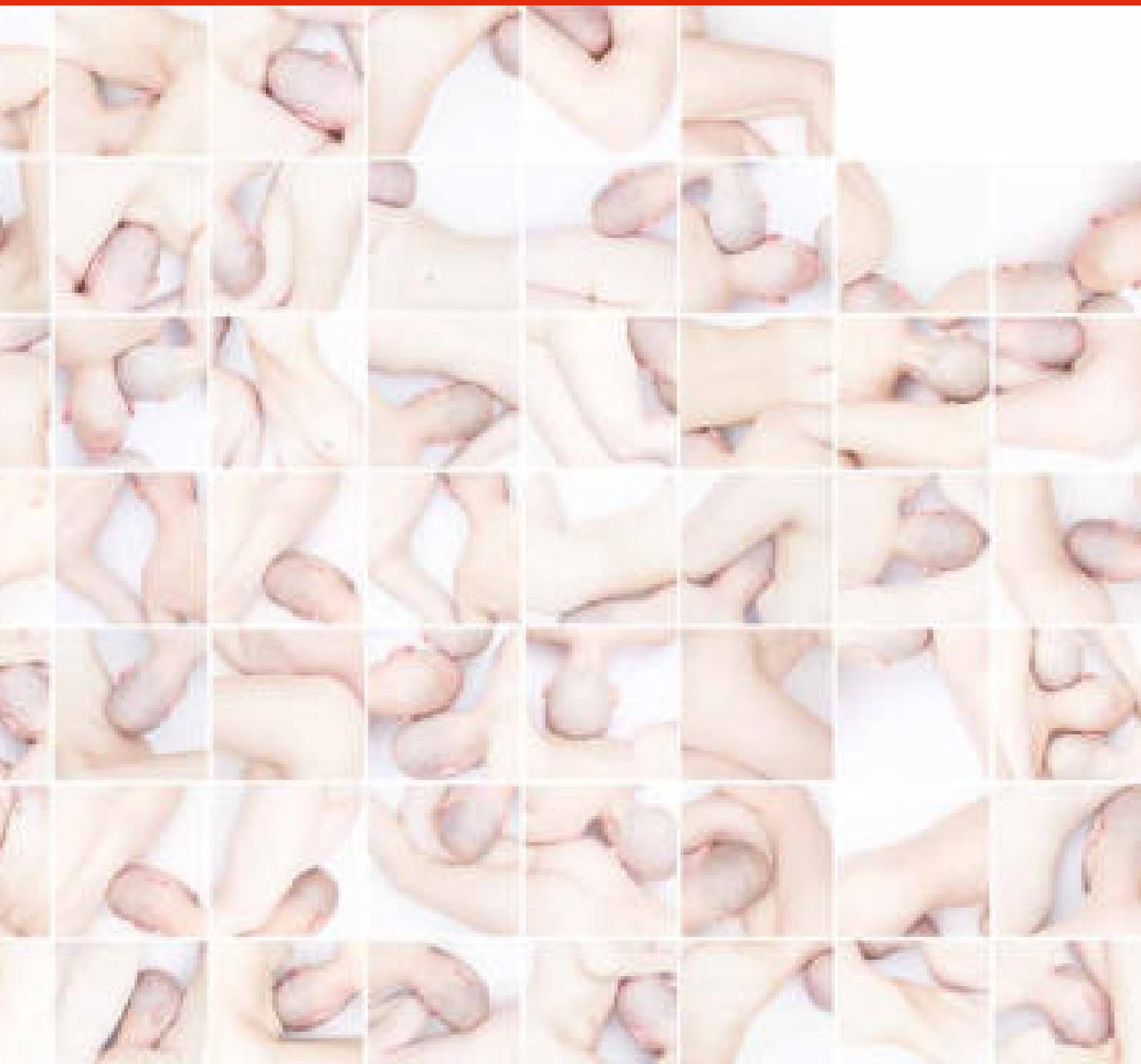


rausch

Wiener Zeitschrift für Suchttherapie

ISSN 2190-443X

4. Jahrgang
Heft **3/4**·2015



Themenschwerpunkt:

Das Rauschen der Texte

 PABST

Impressum

rausch – Wiener Zeitschrift für Suchttherapie

Wissenschaftliche Herausgeber

Prim. Univ. Prof. Dr. Michael Musalek
musalek@me.com
Univ. Doz. Dr. Martin Poltrum
m.poltrum@philosophiepraxis.com
Dr. Oliver Scheibenbogen
office@scheibenbogen.at

Herausgebende Institutionen

Institut für Sozialästhetik und psychische Gesundheit –
Sigmund Freud Privat Universität Wien
Stiftung Anton Proksch – Institut Wien

Chefredakteur

Univ. Doz. Dr. Martin Poltrum
m.poltrum@philosophiepraxis.com

Redakteure

Dr. Thomas Ballhausen
t.ballhausen@gmail.com
Mag. Irene Schmutterer
irene.schmutterer@goeg.at

Bildredaktion

Sonja Bachmayer
ikarus711@hotmail.com

Verlag

Pabst Science Publishers
Eichengrund 28
D-49525 Lengerich
Tel. +49 (0)5484 308
Fax +49 (0)5484 550
www.pabst-publishers.de
www.psychologie-aktuell.com

Nachrichtenredaktion, verantw.

Wolfgang Pabst
wp@pabst-publishers.com

Administration

Silke Haarlamert
haarlamert@pabst-publishers.com

Herstellung

Bernhard Mündel

Urheber- und Verlagsrechte

Diese Zeitschrift einschließlich aller ihrer Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Haftungsausschluss: Der Inhalt jedes Heftes wurde sorgfältig erarbeitet, jedoch sind Fehler nicht vollständig auszuschließen. Aus diesem Grund übernehmen Autoren, Redaktion und Verlag keine Haftung für die Richtigkeit der Angaben, Hinweise und Ratschläge. Die nicht besonders gekennzeichnete Nennung von geschützten Warenzeichen oder Bezeichnungen lässt nicht den Schluss zu, dass diese nicht marken- oder patenschutzrechtlichen Bestimmungen unterliegen. Abbildungen dienen der Illustration. Die dargestellten Personen, Gegenstände oder Sachverhalte müssen nicht unbedingt im Zusammenhang mit den im jeweiligen Artikel erwähnten stehen.

Für unverlangt eingesandte Texte, Materialien und Fotos wird keine Haftung übernommen. Eine Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge erfolgt nur bei Erstattung der Versandkosten. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte zu bearbeiten, insbesondere zu kürzen, und nach eigenem Ermessen zu ergänzen, zu verändern und zu illustrieren. Zur Rezension übersandte Medien werden nicht zurückgesandt.

Abonnement und Bestellservice

rausch erscheint 4x jährlich und kann direkt über den Verlag oder eine Buchhandlung bezogen werden.

Bezugspreise:

Jahresabonnement: Inland 50,- Euro,
Ausland 50,- Euro; Einzelausgabe: 15,- Euro.
Preise inkl. Versandkosten und MwSt.

Bankverbindung:

IBAN: DE90 2658 0070 0709 7724 07
BIC: DRESDEFF265

Bestellservice:

haarlamert@pabst-publishers.com
Tel. +49 (0)5484 97234
Fax +49 (0)5484 550

Bezugsbedingungen: Soweit im Abonementsvertrag nichts anderes vereinbart wurde, verpflichtet der Bezug zur Abnahme eines vollständigen Jahresabonnements (4 Ausgaben). Kündigung des Abonnements unter Einhaltung einer Frist von 30 Tagen jeweils zum Jahresende. Im Falle von Lieferhindernissen durch höhere Gewalt oder Streiks entstehen keine Rechtsansprüche des Abonnenten an den Verlag.

Umschlag außen: Christian Saupper – *Die Empathie*

rausch

Wiener Zeitschrift für Suchttherapie

4. Jahrgang · Heft 3/4-2015

Themenschwerpunkt:

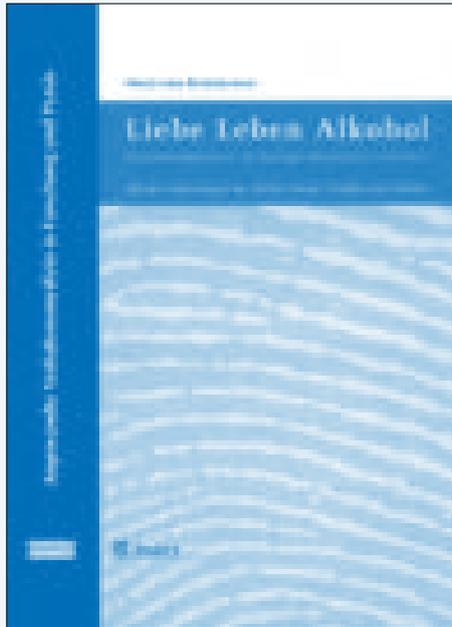
Das Rauschen der Texte

Gastherausgeber:

Thomas Ballhausen & Martin Tauss

Inhalt

- 167 Editorial
Thomas Ballhausen, Martin Tauss & Martin Poltrum
- 169 Zu Chris Sauppers Fotoarbeit – *Die Empathie*
Martin Poltrum
- 171 Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies.
Rausch als ambivalentes Phänomen in Antike und Mittelalter
Christa Agnes Tuczay
- 187 Drogen-bezogene Literatur unter der Lupe der „Medical Humanities“:
Betrachtungen an der Schnittstelle von Ästhetik, Kulturgeschichte
und Suchtprävention
Martin Tauss
- 191 Göttlicher Kick – Zur Bildstrecke „Blast“ von Manu Larcenet
Thomas Ballhausen
- 193 Bildstrecke: „Blast“
- 197 Droge Trakl. Rauschträume und Poesie
Hans-Georg Kemper
- 204 Neues von der anderen Seite.
Die Wiederentdeckung des Psychedelischen. Warum wir über Drogen
reden müssen
Paul-Philipp Hanske & Benedikt Sarreiter
- 214 „What an apocalypse of the world within me!“
Eine Auswahlbibliografie literarischer Rauschzustände
in der deutschsprachigen Literatur seit 2000
Johanna Lenhart & Erkan Osmanovic
- 226 Gothic Cover Girls.
Johanna Braun im Gespräch mit Thomas Ballhausen
- 230 Bildstrecke: „Gothic Cover Girls“
Johanna Braun
- 236 The Hours
Rainer Gross
- 247 Das Spiel mit den Bewusstseinsreisen.
Anmerkungen zu Selim Özdogans Roman „DZ“ (2013)
inklusive Textauszüge
Martin Tauss
- 263 Der Bär im Kaninchenfell. Textauszug
Thomas Antonic & Janne Ratia
- ### Nachrichten
- 271 Bundestag beschließt Verkaufsverbot für E-Zigaretten und E-Shishas
Shisha-Bars: Beschäftigte leiden unter Folgen des Passivrauchens
- 272 Drogenhandel: Das Ende der Prohibition
- 276 Illegaler Drogenhandel im Internet floriert
Staatliche Stelle für medizinisches Cannabis



364 Seiten, ISBN 978-3-89967-127-8,
Preis: 25,- €



PABST SCIENCE PUBLISHERS
Eichengrund 28
D-49525 Lengerich
Tel. ++ 49 (0) 5484-308
Fax ++ 49 (0) 5484-550
pabst.publishers@t-online.de
www.psychologie-aktuell.com
www.pabst-publishers.de

Hugo von Keyserlingk

Liebe Leben Alkohol

Suchtkrankheiten im Spiegel deutscher Literatur

*Mit den Lebenswegen der
Dichter Reuter, Grabbe und
Fallada*

Inmitten des forscherschen Trubels des Messens, Quantifizierens und Objektivierens in der angewandten Psychologie und klinischen Psychiatrie führt dieses Buch in die Gründe und Abgründe der Lebensläufe der Dichter Reuter, Grabbe und Fallada hinein und begleitet diese bei ihren individuellen Entwicklungen und Verwicklungen im Kampf mit ihrer Sucht ein Stück ihres Weges.

Die Selbstzeugnisse der Literaten über ihre Leidenswege werden gestützt und gleichsam objektiviert durch die niedergeschriebenen Beobachtungen und Anmerkungen von nahestehenden Angehörigen, von Zeitzeugen und von Schülern der Betroffenen.

Die Wortwahl dieser Anmerkungen ist derart differenziert und präzise, dass man als Leser in die Zeitverläufe fast schon eintauchen kann und die handelnden und leidenden Patienten, die betroffenen und leidenden Angehörigen und die distanzierenden Beobachter nahezu lebendig vor sich sieht.

Bei aller Geschichtsträchtigkeit der Berichte, Erzählungen und Beobachtungen führt dieses Buch immer wieder zurück in die aktuellen wissenschaftlichen und klinischen Erkenntnisse und Positionen der modernen Suchtforschung.

Dies ist kein Buch für den hastigen Leser, sondern für ruhige Stunden, in denen man bereit ist, sich in die persönlichsten Verästelungen und Verstrickungen bekannter suchtkranker Literaten zu vertiefen und dabei gleichzeitig etwas über die modernen Perspektiven des Alkoholismus zu lernen.

Editorial

Thomas Ballhausen, Martin Poltrum & Martin Tauss

*„And I have read the right book
To Interpret your look
You were knocking me down
With the palm of your eye“
Joanna Newsom: Peach, Plum, Pear*

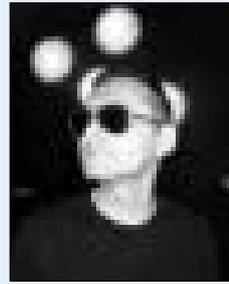
Mit „Das Rauschen der Texte“ legen wir eine umfangreiche Schwerpunktausgabe vor, die der thematischen Verflechtung von Literatur, Droge(n) und Rausch gewidmet ist. Wenngleich die Verbindung von Literatur und Drogen (-erfahrungen) auf den ersten Blick ein populäres, vielbeforschtes Thema sein mag – mit der kritischen Adressierung von Forschungslücken, der Darstellung aktueller Tendenzen und Einblicken in aktuelle Neubewertungen werden in den Beiträgen der vorliegenden Doppelnummer eindeutig neue Aspekte manifest. Deutlich bleibt über die sehr unterschiedlichen Texte hinweg, dass eine Kulturgeschichte der Drogen bzw. der Sucht als Literaturgeschichte lesbar gemacht werden kann, die (zumindest: potenziell) gleichermaßen therapeutische Perspektiven wie auch mediengeschichtliche Konstanten einschließt. Man muss sich dahingehend in Erinnerung rufen, dass die thematische Auseinandersetzung literaturgeschichtlich mit der deutsch- als auch englischsprachigen Romantik verknüpft ist, im Sinne eines kritischen literaturwissenschaftlichen Diskurses – der über sein eigenes Feld hinaus Wirksamkeit entfaltet – aber erst zögerlich durchgesetzt werden konnte. Die Ausbildung einer Leitkategorie der „Drogenliteratur“ (Tauss, 2005, S. 57) macht in ihrer gelegentlich überdeckten Vielgestaltigkeit deutlich, wie sehr hier unterschiedlichste Darstellungsmodi und stilistisch-ästhetische Programme unter einem Dachbegriff zusammengezogen wurden bzw. werden. Die Erschließung thematischer „Leitbahnen“ (Jünger, 2014, S. 53), von denen Ernst Jünger schon in seinen ebenso gelehrten wie persönlichen „Annäherungen“ schreibt, erwies sich bei der Zusammenstellung als weitere Konstante. Kunst wird, so das Fazit aus Jüngers psychonautischer Kartografie, als Option der Reflexion und

des ästhetischen bzw. erkenntnisspezifischen Zugewinns fassbar, die in einer vitalen Wechselbeziehung zur existenziellen, doch nicht unproblematischen Kategorie des Rausches steht. Die sich ergebenden Transgressionen sind, so der berechtigte Verdacht des Vielumstrittenen, von einem apostrophierten „philosophische[n] Instinkt“ (Jünger, 2014, S. 406) geleitet, der die gewonnenen Einsichten begleitet, ja dialogisch begleiten muss bzw. müsste. In der Kunst – in unserem Fall also der Literatur – liegt dabei die Möglichkeit aus dem rauschinhärenten „Moment der tragischen Vereinzelung“ (Cassirer, 1987, S. 236) in Form von „Besonderung“ (ebd.) Gestalt(ung) zu schöpfen, dem ekstatisch zersplitterten Ich also Kohärenz zu verleihen. Das Wissen der Kunst und insbesondere die Macht des Erzählens bzw. das daran gekoppelte gesamtgesellschaftliche Fiktionsbedürfnis erlauben somit die Umsetzung eines Diskurses über Droge und Rausch, der sich zur Wissenschaft nicht mehr bloß komplementär, sondern tatsächlich eigenständig und transversal verhält. Diesem Umstand tragen die sehr unterschiedlichen Beiträge in „Das Rauschen der Texte“ Rechnung: Ganz vorsätzlich stehen hier Fachartikel neben Buchauszügen, werden Auswahlbibliografie, Filmanalyse und Positionen künstlerischer Forschung zu textlichen Nachbarn. Die übergreifend verhandelten Fragen nach Imagination, Entwurf und Wahrnehmung knüpfen nicht nur direkt an die gute philosophische Tradition der Zeitschrift an – im vorliegenden Fall verlängert sich diese programmatische Leitlinie hin bis zur Ausnahmeerscheinung des umfangreichen Covers. – Wir wünschen eine anregende, bereichernde Lektüre.

Literatur

- Ballhausen, T. (2016). *Gespensersprache. Notizen zur Geschichtsphilosophie*. Wien: DER KONTERFEI (= DER KONTERFEI 020).
- Banco, L. M. (2010). *Travel and Drugs in Twentieth-Century Literature*. (= Routledge Stud-

- ies in *Twentieth-Century Literature* 11). New York: Routledge.
- Boon, M. (2005). *The Road of Excess: A History of Writers on Drugs*. Cambridge, MS: Harvard University Press.
- Brann, E. T. H. (1991). *The World of the Imagination. Sum and Substance*. Lanham: Lowman & Littlefield.
- Cassirer, E. (1987). *Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Düttmann, A. G. (2015). *Was weiß Kunst? Für eine Ästhetik des Widerstands*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Fuest, L. (2015). *Poetopharmaka. Heilmittel und Gifte der Literatur*. (= Lettre). Bielefeld: transcript.
- Hayter, A. (1968). *Opium and the Romantic Imagination*. Berkeley: University of California Press.
- Heidegger, M. (2008). *Nietzsche I/II*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Holmes, J. (2014). *The Therapeutic Imagination. Using literature to deepen psychodynamic understanding and enhance empathy*. New York: Routledge.
- Jünger, E. (2014). *Annäherungen. Droge und Rausch*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kupfer, A. (2006). *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik. Ein Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Marschall, B. (2002). *Die Droge und ihr Double. Zur Theatralität anderer Bewußtseinszustände*. Köln: Böhlau.
- Pollard, T. (2005). *Drugs and Theater in Early Modern England*. Oxford: Oxford University Press.
- Poltrum, M. & Heuner, U. (Hrsg.) (2015). *Ästhetik als Therapie. Therapie als ästhetische Erfahrung*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Michael Musalek. Berlin: Parodos.
- Resch, S. (2007). *Proviziertes Schreiben. Drogen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. (= Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur 41). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Ronell, A. (2004). *Crack Wars: Literature Addiction Mania*. Urbana: University of Illinois Press.
- Schütte, U. (2006). *Die Poetik des Extremen. Ausschreitungen zu einer Sprache des Radikalen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sloterdijk, P. (1993). *Weltfremdheit*. (= es 1781). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Tauss, M. (2005). *Rausch Kultur Geschichte. Drogen in literarischen Texten nach 1945*. Innsbruck: Studienverlag.
- Ziegler, S. (2008). *Inventing the Addict: Drugs, Race, and Sexuality in Nineteenth-Century British and American Literature*. Amherst: University of Massachusetts Press.



© Chris Saupper 2015

Mag. Dr. Thomas Ballhausen
Autor, Literatur- und Kulturwissenschaftler.
Lehrbeauftragter an der Universität Wien und
an der Universität Mozarteum Salzburg
t.ballhausen@gmail.com



Univ. Doz. Dr. Martin Poltrum
Philosoph, Psychotherapeut, Lehrtherapeut
Sigmund Freud Privat Universität Wien
Donau-Universität Krems
m.poltrum@philosophiepraxis.com
www.philosophiepraxis.com



Dr. Martin Tauss
Autor und Journalist
Leiter des Ressorts „Wissenschaft“
bei der österreichischen Wochenzeitung
„Die Furche“.
mtauss@kabelplus.at

Zu Chris Sauppers Fotoarbeit – *Die Empathie*

Martin Poltrum

Um eine Sache in ihrem Wesen zu erfassen, empfiehlt es sich, nach dem Ausschau zu halten, was das betrachtete Ding mit Sicherheit nicht ist, bzw. das zu identifizieren, was als dialektisches Gegenmoment des Dargestellten fungieren könnte. Von diesem dialektischen Gesichtspunkt aus stellt sich Christian Sauppers Fotoarbeit *Die Empathie*, in der sich die Körper von acht Frauen und zwei Männern poetisch inszeniert berühren, im ersten assoziativen Anblick als eine visuelle Antithese zu den pornographischen Online-Oberflächen dar, wie sie im Internet zu finden sind. Zu den fragmentierten Körpernaufnahmen von einschlägigen und expliziten Posen des Web 2.0 verhalten sich die empathischen Leibfragmente Sauppers schüchtern, unaufgeregt und so, als wäre hier die nackte Wahrheit einer andern Möglichkeit des Berührens und der Begegnung zu sehn. Eine Wahrheit, die Rätsel aufgibt und für das gelungene Kunstwerk steht. Hat doch Theodor W. Adorno in seiner *Ästhetischen Theorie* einmal gemeint: „Alle Kunstwerke, und Kunst insgesamt, sind Rätsel“, denn Kunstwerke sagen etwas und mit dem gleichen Atemzug, mit dem sie etwas darstellen und zeigen, verbergen sie, um was es sich beim Gezeigten eigentlich dreht. Rätsel wollen gelöst werden, im Falle von ästhetischen Rätseln gelingt das aber nur bedingt, da das Ästhetische durch seine Form im Begriff nicht aufgeht. Die Form fügt sich nicht in den Begriff, der es begreifen möchte. Es gibt daher keine adäquaten Worte, die diese Art der Berührung von Leib und Kopf exakt nennen könnte. Die Begriffe bleiben ähnlich nackt wie die glatten, weißen Leiber im Bild. Man findet zu dieser andockenden Berührung auch kein Äquivalent in der Realität. Körperteile und Häupter schmiegen sich nicht so aneinander, als wäre das Gesehene Moment eines Vor- oder Nachspiels, und Sexualität ist nicht Grund des Hautkontakts, auch wenn die montierten Fragmente abstrakt an Ganzkörperspermatozoen erinnern mögen. Was ist es dann, was die Fotocollage zeigt und sichtbar macht? *Die Empathie*, so der Titel von Sauppers Arbeit. Empathie,

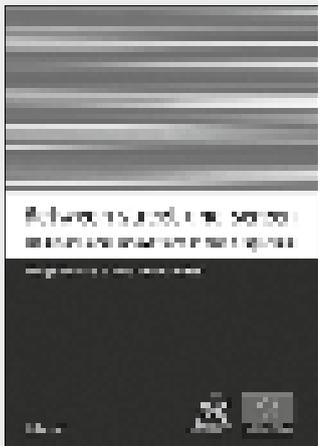
die Kardinalnotwendigkeit jeder wirklichen Begegnung, setzt Sympathie, das Teilhaben an derselben Welt und das Ergriffen- und Berührtwerden von denselben Dingen voraus. Wer uns sympathisch ist, der lebt in derselben Welt wie wir, wird von denselben Dingen angesprochen und heimgesucht. Sympathie- und Antipathie-Gefühle sind präreflexive, spontan einsetzende Empfindungen, Gefühle, die bereits im ersten Augenblick einer Kontaktaufnahme anzeigen – oft noch vor dem ersten Wortwechsel – und vor allem unbewusst anzeigen, da ist jemand, der in der selben Welt lebt, jemand, der von den gleichen Dingen berührt und affiziert wird, ein Alter Ego, dem die Dinge gleich singen wie dem Ego – oder aber das Gegenteil erahnen lässt, dass wir es hier mit jemanden zu tun haben, der in einer Welt lebt, die uns fremd ist und die wir nicht kennen lernen möchten. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“, das ist die Formel einer Reihe von Dialog- und Begegnungsphilosophen insbesondere Martin Bubers, der sich intensiv mit der Begegnung von Ich und Du und der Verfehlung dieser Zwischenmenschlichkeit beschäftigte, die er „Vergegnung“ nannte. Im Wort Begegnung steckt das Wort Gegend. In der empathischen Zuwendung sind wir bereit in die Gegend des anderen mitzugehen, dort hinzuspüren und emotional hinzuschwingen, wo sich der andere aufhält – offen für den bevorzugten Ort des Seins des Anderen. Dieses tastende Berühren und Anspüren an den Anderen, so wie wir sind: nackt, unschuldig und verletzlich, finden wir in der Fotoarbeit *Die Empathie* eindrücklich dargestellt und verortet. Zu sehen ist eine Topologie des empathischen Zwischenraums. Als Weiterführung, Vertiefung und Entgegensetzung zu Sauppers Fotoprojekt *Icke Souvenirs*, im dem ausgehandelte Kurzbegegnungen in der Anonymität von Partynächten schnappschussartig und in schwarz-weiß festgehalten werden, erkundet *Die Empathie* Zonen neuer Begegnung, Berührungen jenseits der üblichen Hautkontakte und der gewohnten Hautstellen, an denen Menschen an anderen Menschen angrenzen und ihr Eigensein in der

Berührung für einen kurzen Moment aufheben. Es ist kein Angreifen und auch kein Begreifen, was die nackte Berührung hier zum Ausdruck bringt, denn die Hände und das zielgerichtete, handelnde Berühren spielen hier keine Rol-

le. Vielmehr ist es ein präreflexives, tastendes, spürendes Erkunden von alternativen Möglichkeiten des Berührens, die mittels Selbstausröser festgehalten und dann zur Collage montiert wurden.



Univ. Doz. Dr. Martin Poltrum
Philosoph, Psychotherapeut, Lehrtherapeut
Sigmund Freud Privat Universität Wien
Donau-Universität Krems
m.poltrum@philosophiepraxis.com
www.philosophiepraxis.com



112 pages
ISBN 978-3-95853-143-7
price: 15.- €
eBook:
ISBN 978-3-95853-144-4
price: 10.- €
(www.ciando.com)

Marije Wouters & Jane Fountain (Eds.)

Between street and screen

Traditions and innovations in the drugs field

Changes take place swiftly in the European drug situation and in social drug research. To a large extent, these developments are fuelled by technological innovations. Like many other people, drug users, drug dealers and drug researchers increasingly make use of electronic devices such as computers, smartphones, laptops, tablets, the Internet, apps, etc. These devices share one thing: the screen. These developments mean that researchers no longer need to go to locations where drug users congregate to conduct 'real life' observations or interviews. Given these rapid technological developments and new opportunities, one could almost forget that, in most cases, people use drugs together with other people in a real life setting. The challenge for social drug research is therefore to find the right balance between street and screen.

This book includes contributions from researchers that illustrate the relevance and value of classic ethnographic methods in contemporary research, and also show that sociological concepts and theories from the twentieth century can still be helpful in understanding new phenomena in the drug field. The authors discuss the implications of the use of the screen for policymakers and practitioners in the field of law enforcement, prevention, harm reduction and treatment. Together, the various chapters present a state-of-the-art picture of the diversity in today's world of drug use and drug distribution.

Marije Wouters is an Assistant Professor at the Bonger Institute of Criminology, University of Amsterdam, The Netherlands. Jane Fountain is a research consultant and an Emeritus Professor at the University of Central Lancashire, United Kingdom.



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28 · D-49525 Lengerich · Phone +49 (0)5484 308 · Fax +49 (0)5484 550
pabst.publishers@t-online.de · www.psychologie-aktuell.com · www.pabst-science-publishers.com

Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Rausch als ambivalentes Phänomen in Antike und Mittelalter

Christa Agnes Tuczay

1 Einleitung

Der Begriff „Rausch“, abgeleitet von Rauschen mhd. rûschen = das Rauschen (vgl. Kluge, 1989, S. 585), bezeichnet ursprünglich ein lautmalendes Wort für ein heftiges Geräusch, die Bedeutung „Trunkenheit“ kam erst im 16. Jahrhundert hinzu. Die Mittel zur Erlangung des Rausches sind so alt wie die Menschheit. Die Funktionen des Rausches in modernen Zuschreibungen sind einander diametral entgegengesetzt, entweder ist das Ziel, die Sinne radikal zu betäuben, also zu verengen oder überhaupt auszuschalten, oder aber das Erleben zu überhöhen und zu intensivieren.

Nicht nur in den sog. rituellen Gesellschaften kommen Drogen zum Einsatz, auch in der europäischen Kultur verwendet man Drogen in vielfältigen Ritualisierungen, in kultischem Rahmen den Wein. Die Einstellungen gegenüber Rausch, Drogen und Ekstase müssen vor dem Hintergrund der spezifischen kulturellen Welthaltung gesehen werden, denn die kulturellen Axiome sind es, die einen Konsens über die Inhalte eines symbolischen bzw. realen Universums bilden, Erfahrungen als real oder fiktional bewerten.

Betrachtet man den modernen Diskurs über den Rausch, so hat es den Anschein (vgl. die differenzierte Diskussion in seiner Einleitung bei Feustel, 2013, S. 7-20), als hätte man es mit einem unbeschreiblichen, sogar unsagbaren Phänomen zu tun, als wären Sprache und Rausch inkompatibel. Der Apologet des LSD-Rausches, Timothy Leary (1979), geht davon aus, dass der Rausch sich hinter die Metaebene der Sprache begibt, die Herrschaft des Begriffs stürze und eine andere umfassendere Erfahrung zu Tage trete. Der Rausch vermittelt das Versprechen, die sprachlich symbolische Ebene zu durchbrechen und zu etwas Essentiellem, hinter dieser Ordnung Liegendem vorzudringen. Rauschzustände stehen in Opposition zur Vernunft, die aus dieser Perspektive als defizitär erscheint. Die vielfachen und immer wiederkehrenden Versuche, Sinn und Bedeutung des Rausches

sprachlich festzulegen, bezeugen, dass sich der Begriff allen Definitionen entzieht, weil das Sprechen über den Rausch bereits auf der ihm konträren Ebene geschieht. Ebenso wie Donovans Ausspruch: „Who remembers the sixties wasn't there“, kann die nüchterne Rede niemals erklären, was wirklich geschah (Thompson, H. S., 2005). Dennoch wurde und wird viel über Drogen und Rausch geschrieben, und zwar in meist überschwänglicher poetischer Sprache. Nach Gelpke (1966) leben die Dichter als Forscher weiter und Rausch bedeutet also heimliche Prosa. Das heißt aber, dass alles Wissen über Rausch mit Literatur gleichgesetzt werden müsste, und impliziert weiters, dass man auch die Essenz des Rausches erfasst, vermessen hat, ihn also kennt, sein irrationales unvernünftiges, aber auch erhellendes Wesen, das nur literarisch zu fassen ist. Diese Hypothese ließe allerdings alle anders akzentuierten Debatten zum Rausch zu fehlgeleiteten Spekulationen verkommen.

Die unzähligen Kontextualisierungsversuche, Interpretationen, historischen Aufarbeitungen gestalteten und gestalten sich sehr uneinheitlich. Die medizinische Definition von Rausch pathologisiert ihn, da sie ihn an eine Habituation, an Drogensucht bindet: Rausch, so heißt es, beschädige den Verstand, hemme die Entwicklung des Bewusstseins, abgesehen von den Kosten der Suchtprävention und -behandlung. Eine Definition des Rausches als Intoxikation mit bewusstseinsbeeinflussenden Drogen führt folglich, je nach Grad des Rausches, zu einer Definition der Bewusstseinsverengung. Die WHO geht noch weiter und spricht von Störungen der Bewusstseinslage, der kognitiven Fähigkeiten, der Wahrnehmung. Der Bewusstseinsforscher Ronald Siegel (1995) versteht den Rausch wiederum als normales Bedürfnis, ebenso wie das Verlangen nach Nahrung und Sex, das man genauso wenig wie die anderen Triebe unterdrücken könne.

Andere Forschungsdisziplinen (vgl. Feustel, 2013) fokussieren beim Rausch das veränderte Bewusstsein und die Erfahrung der Entgren-

zung, Transzendenz und Emotionssteigerung. Ein Querschnitt der Lexikoneinträge zum Begriff Rausch (vgl. Kiesel & Kluwe, 1999) ergibt als gemeinsamen Nenner die Definition des Rausches als aufs höchste gesteigerten beglückend erlebten emotionalen Zustand. Ob der Rausch das Bewusstsein verengt oder erweitert, Erkenntnisgewinn oder Erkenntnisverlust bedeutet, diese Perspektive versteht Rausch als spezifischen Zustand des subjektiven Bewusstseins, der die Vernunft irritiert. Die Problematik dieses Rauschbegriffs besteht darin, dass von der Annahme eines vernünftigen Subjektes ausgegangen und die pharmakologische spezifische Wirkung einzelner Drogen angenommen werden muss. Drogenerfahrungen sind jedoch nicht immer in diesem scheinbar stabilen Konstrukt interpretiert worden, in dem nun der Begriff verortet wird und der in der Jetztzeit die Möglichkeiten der Rede über Entgrenzungserfahrungen dominiert. Eigentlich ist die Verknüpfung zwischen Drogeneinnahme und berauschter Bewusstseinsveränderung ein junges Phänomen und die meisten kulturhistorischen Studien verstehen den Rausch keineswegs als „eigenlogisches Produkt einer spezifischen Sprechweise und eines kontingenten Denkens, sonst als stabiles übergeschichtliches Phänomen, das nur unterschiedlich interpretiert würde (vgl. Feustel, 2013, S. 1-26). Wie ließ sich etwa der steinzeitliche Alkoholkonsum begründen, wenn weder von ihm selbst noch von einem Subjekt, einem Bewusstsein oder von Vernunft die Rede sein kann. Die oben angesprochene Annahme, Rausch habe einen transzendenten Kern und nur die Sprache würde ihn nicht restlos erfassen können, ist nicht sicher, denn im performativen Moment des jeweiligen Sprechens über ein durch Drogen verändertes Bewusstsein konstituieren sich die Bedeutungen des Rausches in unterschiedlicher Weise. Hier werden zwei erkenntnistheoretische Probleme sichtbar: Aus synchroner Perspektive positioniert sich Rausch als je eigene Erfahrung, deren Übersetzung in vermittelbare Erkenntnisse fast unmöglich scheint, woraus sich die Frage ergibt, wie man begründen kann, dass es Rauschzustände immer schon gegeben habe, wenn man sieht, dass viele Definitionen und Begriffe modernen Denkens am Bewusstseinsbegriff des Rausches hängen. Die Erfahrungen unter Drogeneinfluss selbst sind, wie wir vor allem in der Auseinandersetzung mit den Hexendrogen sehen werden, immer schon in einem symbolischen Paradigma verortet, selbst wenn mit ihnen der Austritt aus diesem Paradigma suggeriert wird.

Die Tatsache, dass der Rausch und Drogen etwas verändern, irritieren können, bleibt un-

strittig. Entscheidend ist aber, dass das Verhältnis zwischen biochemischer Veränderung und ihrer diskursiven Kontextualisierung letztlich unfassbar bleibt und keine für alle Zeiten festlegbare Grenze die Natur unseres Körpers von seiner kulturellen Kodierung oder Form trennt. Drogenerfahrungen sind aus diesem Blickwinkel Produkte verschiedener Grenzziehungen. Eingeschrieben in die Drogenerfahrungen ist der Begriff der Bewegung, wie Derrida angemerkt hat (Derrida, 1972, S. 61) eine Erfahrung im Sinne einer Reise (Yeensen, 1992), die eine Grenze passiert, deshalb LSD-Trip oder wie das mittelalterliche Beispiel der rauschhaften Erfahrung zeigen kann, einer Seereise: In der schwankhaften Erzählung von der *Wiener Meerfahrt* wähen sich die Wiener nach übermäßigem Weingenuß auf hoher See.

Auch Rausch und Sündenfall befinden sich in diesem Assoziationsfeld: Folgt man den Assoziationen des Essayisten und rauschkundigen Opiumessers Thomas de Quincey (2009, S. 211 ff.) zu Miltons *Paradise Lost*, gehören die Rauschmittel bzw. Erkenntnismittel schon immer zur Menschheitsgeschichte. Die Assoziation des Rausches als künstliches Paradies scheint hier schon festgelegt. Dass die Paradiesvorstellung einen Rückzugsort und eine Parallelwelt einschließt, ist schon in der biblischen Erzählung vom Garten Eden angelegt. Die Frucht vom Baum der Erkenntnis, traditionell mit dem Apfel gleichgesetzt, muss wohl eine besondere gewesen sein und hat wohl eine psychoaktive Substanz enthalten: Ihr Genuss löst eine Vision aus, erzeugt die Erkenntnis von Gut und Böse, wirkt nicht nur bewusstseinsverändernd, sondern eigentlich bewusstseinsbildend (Kupfer, 1996, S. 9-15). Die Zweischneidigkeit der Erkenntnisdroge ist also schon in der Genesis enthalten. Der Genuss der Frucht hat weitreichende Folgen: Adam und Eva werden nicht nur aus dem Paradies vertrieben, sondern sie müssen nun auch ihre erwachten Sinne im Schlaf regenerieren, der Tod kommt ebenfalls mit der Erkenntnis und der Generationenfolge, in einer Welt, die nun den Schmerz und damit auch seine Betäubung kennt.

Der Gebrauch von Drogen und die Problematisierung des Gebrauchs sind ein bedeutender Indikator der Bewertung. Die dadurch herbeigeführten veränderten Bewusstseinszustände stehen in Einklang oder geraten in Konflikt mit der jeweiligen Kulturauffassung von Bewusstsein, insbesondere mit dem Ichbewusstsein. Damit ist der jeweils gültige Begriff von Wirklichkeit ursächlich verknüpft. Ausgeprägt ich-dominante Kulturen grenzen Erfahrungen der nicht-alltäglichen Wirklichkeit als unwirklich, irrational und wahnhaft aus, aus-

gehend von der Prämisse, dass Erfahrungen, die das Ich relativieren, keine ontologisch wirklichen Realerfahrungen sein können (Müller-Küppers, 1999).

Was ist also das grundlegende interkulturelle Merkmal des Rausches? Rausch als Zustand, in dem sich Innen und Außen auflöst, temporäre Grenzüberschreitung, die nicht nur durch Rauschmittel, sondern auch Körpermanipulationen wie Askese, aber auch Meditation usw. hergestellt werden kann. Daher haben die Begriffe Rausch, Ekstase, Trance, Hypnose gemeinsame Schnittmengen und gehören zu den sog. *Altered States of Consciousness*. Im Begriff der Sonderzustände des Bewusstseins verbirgt sich aber die Tatsache, dass Bewusstsein nicht ausschließlich eine Ichleistung darstellt und die Wirklichkeit von Erfahrungen nicht nach ihrem Ichanteil gemessen werden kann (Legaro, 1981).

Die vor allem in der späteren Rezeption des Drogengebrauchs gestellten Fragen nach der besonderen Beziehung des schöpferischen Menschen zu psychotropen Stoffen, den Einfluss des Rausches auf das künstlerische Schaffen und nach Kontinuitäten in Darstellung und Funktion des Rausches im Lauf der Jahrhunderte versucht dieser Aufsatz für die Epoche der Antike und des Mittelalters in den Blick zu nehmen.

2 Rausch als Mittel zur schamanistischen Jenseitsreise

Als Rauschmittel im hedonistischen Sinne wurden Halluzinogene in den sog. schamanistischen Gesellschaften selten benutzt, diese setzten ihre Wirkung für magische und religiöse Zwecke ein. Im Schamanismus verleiht der Ekstase-induzierende Gebrauch von Drogen dem Schamanen einen besonderen Status. Die Ekstase ist durch einen Wechsel von der Alltagswelt in die spirituelle Welt gekennzeichnet und es bedarf physischer und psychischer Vorbereitungen. Diese und die zu schaffenden Rahmenbedingungen beziehen sich auf das Sammeln, die Zubereitung und die Einnahme der Droge, außerdem auf die dazugehörenden oder zu schaffenden Umstände, wie Anlass, Wahl des Einnahmeortes und des Zeitpunktes.

Der visionäre Gehalt Halluzinogen-induzierter Ekstasen (Köpping, 1999) dient in allen Fällen kulturell spezifizierten Zielen wie Divination, Opferungen, Jagd- und Regenzauber und oft auch der Diagnose von Krankheiten. Drogen entfalten nur dann die gewünschte Wirkung, wenn der Einnahme Nahrungsabstinenz vorausgeht. Eine rituelle Reinigung von negativen Einflüssen findet durch Räucherun-

gen der Person des Schamanen selbst, des Ortes der Séance, der Opfergaben und des Halluzinogens statt, sexuelle Enthaltsamkeit gehört zu den symbolischen Reinigungen, da mit ihnen der „Status der Sterblichkeit“ aufgegeben und auf die mythische Zeit, in der keine der sonstigen menschlichen Bedürfnisse existieren, hingewiesen wird. Die Vorbereitungsphase kann Handlungen oder Gebote der unterschiedlichsten Art enthalten, welche der Vermeidung von Gefahr dienen. Meist sind es Warnungen vor der Gefährlichkeit des Halluzinogens, die Anlass zu den Sicherheitsmaßnahmen geben, Folgen der Missachtung dieser Warnungen und Vorschriften sind in jedem Fall nicht nur eine schlechte Rausch-Erfahrung, sondern lassen meist auch den gewünschten Kontakt mit der Geisterwelt fehlschlagen. Die Gefahren drohender Krankheit, des Wahnsinns oder sogar des Todes des Konsumenten werden häufig genannt oder zumindest als vorsorgliche Warnung formuliert. In fast allen Beispielen wird das Halluzinogen nachts und an einem von Störungen freien Ort eingenommen. Die Droge intensiviert die Sinneswahrnehmung. Deswegen wird darauf geachtet, dass keinerlei Lärm und Licht die Séancen stören.

Ätiologische Mythen haben nicht nur die Entstehung oder Herkunft des Halluzinogens zum Inhalt, sondern vermitteln auch Anweisungen für den Umgang. Die sich auf das Halluzinogen beziehenden Mythen werden oft vor der Zeremonie rezitiert und geben der Droge und ihrer Zeremonie die spirituelle Bedeutung. Die Drogen selbst können im Mythos als auch im sprachlichen Umgang als eigenständige Wesen personifiziert werden. Der Schamane fungiert als professioneller Vermittler zwischen der Alltags- und Götter- und Geisterwelt, kennt die Topographie beider Welten. Die detaillierten und komplizierten Glaubens- und Wertesysteme, welche sich auf den Halluzinogenen-Gebrauch beziehen, begründen meine Auffassung, dass die pharmakologische Ekstasetechnik gegenüber der psychophysischen keine rezente oder einfachere Methode der Kultausübung ist. Es ist vielmehr zu vermuten, dass der menschlichen Kultur der Drogengebrauch seit ihrem Anfang immanent ist (grundlegend immer noch: Eliade, 1994; einen guten Überblick bietet Wink, 1999).

3 Paradiesische Erkenntnisdrogen und verlorene Paradiese – Biblische Rauschmittel

Nach dem Essen des Apfels verändert sich die Wahrnehmung des ersten Menschenpaares

grundlegend. Steht also eine Erkenntnisdroge am Anfang der Menschheitsgeschichte, so spielen auch folgerichtig Rauschmittel in den nachfolgenden Kulturen die wichtige Rolle der Bewusstseinsveränderung: Der Apfel als Eröffner der Pforten der Wahrnehmung schließt in der Konsequenz die Pforten des Paradieses. Drogen werden fortan die Sehnsucht nach dem Paradies schüren und den Menschen künstliche Paradiese erschaffen. Die Bibel verweist die Erkenntnisdroge in den Bereich des Unerlaubten und Dämonischen, ein Sinnbild für die Verblendung durch den Teufel. Die Verknüpfung des satanischen Verblenders mit dem Rauschmittel selbst wird auch beim Hexensalbandiskurs bestimmend.

Neben der eigenartigen Frucht erwähnt die Bibel in Genesis 30:14-16 die in Palästina als Aphrodisiakum bekannte Mandragora oder Alraune, in manchen Übersetzungen ist an dieser Stelle allerdings von der Tollkirsche die Rede. Unumstritten ist auch die Bedeutung des Baumharzes, der Myrrhe, eines der Gaben der drei Könige, welche man dem erwachsenen Jesus kurz vor seiner Kreuzigung als Beimischung in einem Becher Wein reicht (Mk 15:23), den er aber nicht annimmt. Mehrfach wird die Myrrhe im Hohelied Salomons, aber auch schon in Genesis 30:23, genannt. Bei den Ägyptern und Römern wurde sie zum Einbalsamieren und gegen Infektionen verwendet, aber auch als Schmerzmittel, das ähnlich wie Opium wirkt. Sehr oft spricht die Bibel vom Wein, dessen maßvoller Genuss durchaus anerkannt war, nicht aber das Trinken im Übermaß, welches Sittenverfall bewirkt und damit auch den sozialen Frieden gefährdet. In Sprüche 20:1 heißt es: *Der Wein macht lose Leute und starke Getränke machen wild. Wer dazu Lust hat, wird nimmer weise.* Außerdem bedeutet das Trinken sozialen Niedergang, Verarmung und auch eine Abwendung von Gott. Daher bedeutet Askese auch abstinenz, rauschfrei zu bleiben, um im Rausch nicht von seinem Vorsatz abzurücken, bzw. gegen die göttlichen Gebote zu verstoßen. Als abschreckend drastisches Beispiel dienen Lots Töchter, die ihren Vater betrunken machen, um mit ihm zu schlafen. Als Begründer des Weinbaus (Gen. 9:20) nennt die Bibel Noah, der die Wirkung durch Beobachtung erfährt, als er sieht, dass die Ziegen Weintrauben verzehren und ausgelassenes Verhalten zeigen.

4 Kultischer Rausch – Rauschdrogen in der Antike

Aber nicht nur in den sog. rituellen Gesellschaften kommen Drogen zum Einsatz, auch

in der alteuropäischen Kultur verwendete man Drogen in vielfältigen Ritualisierungen, z.B. im christlich-kultischen Rahmen den Wein. Die Einstellungen gegenüber Rausch, Ekstase und Drogen erhellen den Hintergrund der spezifischen kulturellen Welthaltung, sind es doch die kulturellen Axiome, die einen Konsens über die Inhalte eines symbolischen bzw. realen Universums bilden und Wahrnehmungsveränderungen dementsprechend als real oder fiktional bewerten. Als erste Quelle der kulturellen Axiome Europas hat die jüdische Kultur zu gelten, die sich besonders in ihrer Haltung zu Rausch und Ekstase von den altorientalischen Kulturen und Kulte abgegrenzt hat (vgl. Dubach, 2008).

Die Erfahrung des Gärungsprozesses steht möglicherweise sehr früh in der Menschheitsgeschichte, da in Neolithikumgräbern Bier- und Weingefäße gefunden wurden. Auch die Mohnkapseln in den Kulturen der Jungsteinzeit sind bekannt, ebenso wird ein sehr früher Gebrauch des Hanfes angenommen. Wie diese Drogen verwendet wurden, lässt sich nicht bestimmen, ob damit tatsächlich ein Rauschzustand erzeugt werden sollte oder aber die schmerzlindernde Wirkung im Vordergrund stand. Von den Sumerern ist bekannt, dass sie den Anbau von Mohn zu medizinischen Zwecken betrieben. Haschisch als Pflanze, die die Sorgen vergessen lässt, bzw. eine Heilpflanze mit Namen azallú wurde von der Forschung mit Haschisch identifiziert. In Ägypten kannte man im 4. Jahrhundert vor Christus das Bierbrauen, auch der ägyptische Wein genoss großes Ansehen. Die Verbreitung des Weinbaus in den Mittelmeerkulturen führte zur Gewohnheit der Trinkgelage, wie die Wandmalereien bezeugen, woraus erhellt, dass Trunkenheit nicht als schädlich galt. Mohn importierten die Ägypter aus Palästina und Zypern, erst in der griechisch-römischen Zeit baute man Schlafmohn auch in Ägypten an. Auch die Lotuspflanze spielte nicht nur in Asien, sondern auch in Ägypten als Rauschmittel eine Rolle.

Im Gegensatz dazu steht die Bedeutung des Weines in der griechischen antiken Kultur, insbesondere im Dionysioskult.¹ Bei den eleusinischen Mysterien soll der Fliegenpilz² eine Rolle

¹ Thukydides bezeugt die Antheserien als ältestes und gleichzeitig bedeutendstes Dionysos-Fest. Diese fanden Februar bis März statt und die jüngeren Dionysien von März bis April. Beim Fest ging es um die Verkostung des neuen Weines mit einem Wetttrinken. Das jährlich begangene Festival inspirierte die griechischen Künstler, wie auch schon Sokrates einen Zusammenhang zwischen Trunkenheit und Drama, Rausch und Kunst konstatiert hat. Sokrates merkte an, dass Dichtung nur berauscht möglich sei. Diesen Gedanken hat bekanntlich Nietzsche in seiner Geburt der Tragödie fortgeschrieben und viele Künstler des 19. Jahrhunderts stimmten enthusiastisch überein (vgl. Westermann, 2002, S. 160 f.).

² Die Giftigkeit, die dem Fliegenpilz aufgrund seines Alkaloids Muskarin in älteren Lehrbüchern der Toxikologie nachgesagt

gespielt haben und der Rausch als Erkenntnis-
mittel, bei der griechischen Orakelpriesterin
der Pythia, mutmaßt die Forschung bis heute,
dass betäubende Dämpfe im Spiel waren.³

Ich fastete – ich trank den Mischtrank (Kykoon)

Ich nahm aus der Kiste,

ich hantierte (mit Gegenständen)

und legte dann in den Korb

und aus dem Korb wieder in die Kiste.⁴

*Selig der Erde bewohnende Mensch, der solches ge-
sehen.*

*Doch wer die Opfer nicht darbringt oder sie meidet,
wird niemals*

*teilhaft solchen Glücks; er vergeht in modrigem
Düster.⁵*

So priesen Homer und Clemens von Alexandrien das Mysterium von Eleusis, den berühmtesten Zeremonienkult des alten Griechenlands. In Griechenland hatte Mohn und Opium durch ihre Verbindung mit der Göttin Demeter eine herausragende Bedeutung. Demeter soll nach dem Tod ihrer Tochter Persephone den Olymp verlassen haben und in der Welt umhergewandert sein, bis sie in die Stadt Mekone gelangte. Dort fand sie den Vergessen spendenden Mohn, den sie den Menschen schenkte. Daher ein Atribut der Göttin, das auch in dem ihr zu Ehren veranstalteten eleusinischen Mysterienkult eine Rolle spielt. Mehrere Tage lang wurde gefeiert, geopfert und gefastet. Dann erhielten die

„Initianden“ Einlass ins Innere des Tempels, wo ihnen – verborgen vor neugierigen Blicken – der „Kykoon“ gereicht wurde, der heilige Trank. Dieser führte offenbar zu dramatischer Erleuchtung und tiefen Einsichten. Die Mysterien der Demeter (Anrich, 1894/1990) erloschen 395 nach unserer Zeitrechnung durch einen Krieg mit den Goten unter König Alarich, dessen Truppen den Tempel zerstörten.

Wesentlich bedeutender war jedoch der Alkohol für die Griechen. In Homers *Ilias* und *Odysee* spielt der Wein eine große Rolle, war aber noch nicht mit dem späteren Dionysioskult verbunden. Der gewässerte Wein war als Opfertrank, aber auch zum Genuss in Gesellschaft bestimmt. Hesiod verbindet den Wein bereits mit als Gaben des Dionysos. Der aus dem Wein entstehende Rausch war dem männlichen Adel vorbehalten und Frauen und Kindern verwehrt. Dieser Umstand wurde in der Literatur ebenso besungen, wie auch die Wirkung als Erkenntnis-
mittel – etwa im bis heute bekannten Ausspruch des Dichters Alkaios, dass im Wein Wahrheit liege. Die Moderne wandelte dies in das Sprichwort „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit“ um.

Mehr als die Griechen wandten sich die Römer dem Weingenuss zu. Die bacchischen Orgien uferten dermaßen aus, dass der Senat 186 mit Gesetzen dagegen anging und Trunkenheit sowohl im öffentlichen als auch privaten Leben zwar vielfach präsent war, aber als Makel betrachtet wurde. Im frühen Christentum erhielt der Wein als Blut Christi eine neue Bedeutung, symbolische Überformung und Erhöhung und geriet zur Sakraldroge. Seine Alltagsverwendung erfuhr damit eine Einschränkung: *Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber zum Gericht, damit, dass er nicht unterscheidet den Leib des Herrn* (Paulus 1. Korinther, 11,28) propagiert die Ideale des Maßhaltens einerseits und andererseits Paulus' rauschablehnende Haltung und zwiespältige Einstellung zur Ekstase.

Das Opium wurde bei den Römern vor allem zu medizinischen Zwecken häufig benutzt. Allerdings gab es auch die Ansicht, dass Opium gegen Giftanschläge immunisiere. Die Mediziner stellten eine Vielzahl an opiumhaltigen Elixieren her wie Theriak (Hickel, 2008, S. 86 f.) oder Mithridaticum (Mayor, 2011). Die römischen Kaiser machten davon vielfach Gebrauch, waren höchstwahrscheinlich abhängig und einige mysteriöse Todesfälle waren auf Überdosierung zurückzuführen, so möglicherweise bei Titus. Hadrian versuchte seinem Kummer über den Tod seines Favoriten im Opiumrausch zu entkommen und auch Marc Aurel soll abhängig gewesen sein, wie sein berühmter

wird, kann heute nicht mehr aufrechterhalten werden. In rezenter Zeit wurden weitere Stoffe wie Ibotensäure, Muscazon und Musciniol gefunden, wobei letzterer Halluzinationen von beträchtlicher Wirkung auslösen kann: Veränderung von Raum- und Zeitvorstellungen, Wahrnehmung, Sprache und Denken. Louis Lewin hat beschrieben, wie Fliegenpilz-Berauschte eine winzige Pfütze für einen See hielten oder sich mit grotesken Sprüngen über ganz niedrige Hindernisse hinwegsetzten. Ähnlich wie bei Atropa Belladonna werden auch hier die wirksamen Substanzen fast unverändert mit dem Harn ausgeschieden, so dass früher davon Gebrauch gemacht wurde, indem man den Urin von berauschten Personen trank. In geringen Mengen löst der Fliegenpilz Euphorie und ein Gefühl der Schwerelosigkeit, eventuell auch farbige Visionen aus. Bei zunehmender Menge und Vergiftung treten muskuläre Zuckungen, Verwirrtheit, Erregungszustände und lebhafte Halluzinationen auf, an die sich ein traumhafter Schlaf anschließt. In mancher Literatur werden erst zehn und mehr Pilze als tödlich angegeben, wobei es selbst dafür keine dokumentierten Fälle geben soll. Die Kombination aus all den beschriebenen Symptomen lässt eine Ahnung der verschiedenen Ebenen der Halluzinationen zu. So schrieb in den vierziger Jahren Gustav Schenk zu durchgeführten Experimenten: „die kleinsten Gegenstände erscheinen dem Vergifteten außerordentlich groß, ein kleiner RiB im Erdboden wird ihm zur Schlucht, die er meint nicht überspringen zu können, ein dünner Ast, der ihm zu Füßen liegt, wird zum Baumstamm, und, um ihn zu überqueren, setzt er zum Sprunge an, um mit einem mächtigen Satz das Hindernis zu überwinden“ (Schenk, 1954, S. 35).

³ Wodurch der verückte Zustand der Pythia herrührte, ob betäubende Erddämpfe, die Quelle Kassitis oder Lorbeerblätter oder gar alles zusammen dabei eine Rolle spielten, ist ungeklärt (vgl. Keilbach, 1972, S. 9-21).

⁴ Clemens von Alexandrien, *Protrepitkos* II 21,2 (zit. nach Kloft, 1999, S. 21).

⁵ Homer, *Demeterhymnos* 480-482 (zit. nach Kloft, 1999, S. 21).

Leibarzt Galen bemerkt. Wie kein anderer seiner Zeit war Galen ein Kenner des Opiums und hat auch viele Opium-Elixier-Rezepte, Theriak-Rezepte, hinterlassen.

5 Wein und Drogen im Mittelalter

Im Mittelalter als Erbe verschiedenster Traditionen, wie Judentum, Neuplatonismus, römischer, aber auch germanisch-keltischer Traditionen, existiert keine homogene Einstellung zu Entgrenzungserfahrungen bzw. Rausch. Transzendenz-Erfahrungen (Schüssler & Harbeck-Pingel, 2002) besitzen eine Relevanz für Verhalten und Denken, werden aber nicht wertfrei akzeptiert, sondern im Sinne der zwei Reiche-Lehre kontextualisiert, spätmittelalterliche He-xendrogen gehören dem Teufelsreich an. Die im Ausgang des Mittelalter zu beobachtenden Rationalisierungstendenzen erfassen die gesamte Welterfahrung, somit auch die Erfahrungen der Mystiker und damit auch die Ekstase als Wahrnehmungs- und Erkenntnismittel. An die Stelle der theologischen Konzeption einer universalen Heilsordnung tritt nun die naturwissenschaftlich rational orientierte vergleichende Beobachtung der real-physischen Welt. Damit entfällt Ekstase und damit auch Rausch als Subjekt-Objekt-Verschmelzung, da sie nicht messbar, nicht wiederholbar ist, sich somit einer wissenschaftlichen Definition entzieht, als Erkenntnisweg.

Mit dem Aufkommen des Islam in 7. Jahrhundert und dem damit eingeführten Regelwerk kam in Teilen des Orients der Alkohol in Verruf, während Drogen wie Opium oder Haschisch nicht an Bedeutung verloren, aber deren Genuss nur bei maßvollem Gebrauch toleriert wurde. Dennoch bezeugen Berichte, dass das Alkoholverbot nicht strikt eingehalten wurde, wie viele muslimische Dichter bezeugen, die unbeirrt Lobreden auf den Wein verfassten. Der persische Dichter Hâfiz (um 1325-1390) wertete den Wein sogar als Erkenntnismittel. Ohnehin erklären lässt sich diese ungewöhnliche Resistenz damit, dass Weineulogien als gut eingeführte literarische Gattung nicht nur in der griechisch-römischen Welt, sondern auch in der arabischen, persischen und türkischen Literatur sind. Gelpke (1966, S. 141 ff.) erläutert diesen Widerspruch zum muslimischen Weinverbot, dass Wein eine Codierung für Eros sei, der den Liebenden trunken macht, das Ich sprengt und dem Ekstatiker die Welt der Engel erschließt. So deuten die Sufis den Wein, und ebenso sprechen die christlichen Asketen und Mystiker von ihrer Gotttrunkenheit (vgl. die Beispiele bei Lacarrière, 1967).

Es ist anzunehmen, dass Opium und Haschisch schon in vorislamischer Zeit verbreitet war, die frühesten darauf Bezug nehmenden Texte stammen allerdings aus dem 8. Jahrhundert, als die arabischen Ärzte griechisch-römische Schriften ins Arabische übersetzten. So ging der Arzt Ali Ben Wahshiyah im 10. Jahrhundert in seiner Abhandlung über die medizinische Verwendung von Rauschmitteln auf die Dosierung von Opium ein, Ibn Sina, bekannt als Avicenna, heilte einen Fürsten mit Opiumelixier. Aber auch die nicht-medizinischen Anwendungen des Opiums als reines Genussmittel begannen sich zu verbreiten, und es gab viele Abhängige, die man in Persien Theriaki (Gelpke, 1966, S. 40) nannte. Als Betäubungsmittel kam es gegen unliebsame Zeitgenossen zum Einsatz, aber auch als Mittel zum Selbstmord.

In der orientalischen mittelalterlichen Gesellschaft war der Genuss von Rauschmitteln schichtspezifisch und an die Kosten des Mittels geknüpft. Das teuerste Rauschmittel, das sich im Orient nur die privilegierten Schichten leisten konnten, war der Wein, eine Trinkgelage war also nur den reichen Adeligen vorbehalten. Auch das Opium war relativ teuer, während das wesentlich billigere Haschisch den unteren Schichten als „Kraut der Armen“ diente. Das von den Geschichten und Märchen aus 1001 Nacht vermittelte Bild des armen Haschischessers als lebhaftem Erzähler hat die zu Redseligkeit und farbigen Phantasien anregenden besonderen Eigenschaften der Droge, die auch spätere Schriftsteller gleichermaßen inspiriert hat, schon früh bekannt gemacht (ebd., S. 91). Geschichten um die Wirkungen des Haschisch und Opium gab es zahlreiche. Zwei repräsentative Werke greife ich heraus: Oscar Schmitz' „Haschisch“ und Claude Farrères „Opium“.

Konträr zu diesem eher positiven Image des Haschisch steht eine Legende vom Alten vom Berge (Gelpke, 1966, S. 105-134; Kupfer, 1996b, S. 18 bzw. 656 f., Anm. 29) und seinen Assasinen bzw. auch Haschischinen, die der venezianische Kaufmann Marco Polo in seinen Reiseerzählungen schildert. Das bis heute in vielen Sprachen geläufige Wort lässt sich aus *haschischin* ableiten, führte zur irrigen Annahme, dass der Genuss von Haschisch aggressiv mache. Das Versprechen auf ein Paradies, das der Alte vom Berge den jungen Männern gab, indem er sie mit Hilfe von Haschisch in ein künstliches Paradies versetzte, steht in Zusammenhang mit dem Paradiesversprechen des Koran. Ohnehin halten sich bis heute die hartnäckigen Gerüchte, dass Drogen die Kampfkraft steigern. Auch bei den indischen Krieger, den Radjputen, soll

Opium vor den Kämpfen verabreicht worden sein. Sogar bei den germanischen Berserkern hat man den Fliegenpilz als aggressionsfördernde Droge angenommen, was aber diesbzgl. Experimente mit Gefangenen eindeutig widerlegen konnten.⁶

Opium wurde schon um 827 im Kräuterbuch des Walahfrid Strabo (2015) erwähnt, der im seinem Kapitel über den Mohn auf die griechisch-römische Antike verweist. Erst seit dem 11. Jahrhundert gelangte das medizinische Wissen der Griechen und Römer durch die arabischen Übersetzungen, welche die rückkehrenden Kreuzfahrer mitbrachten, wieder zurück ins Abendland. Die alten Theriak-Rezepturen (Hirschfelder, 2007) wurden so wiederentdeckt und Opiumpräparate bekamen einen wichtigen Stellenwert in der mittelalterlichen Medizin. Der von Avicenna beeinflusste Albertus Magnus beschäftigte sich mit den schmerz lindern den Wirkungen des Opiums und der Mandragora, Theriak wurde gegen jede erdenkliche Krankheit verwendet, das Opium aus Ägypten importiert, Venedig diente als Haupt-Umschlaghafen. Mit der Nachfrage erhöhten sich die Preise, weshalb die heimischen Essenzen aus den Nachtschattengewächsen wie Tollkirsche, Stechapfel, Bilsenkraut und Mandragora bei den weniger Begüterten als Rauschmittel beliebt waren. In den Bade- und Freudenhäusern verwendete man Bilsenkrautsamen, die man auf den Ofen streute und dem Bier beimischte, das heute noch den Namen Pilsner nach der Stadt Pilsen trägt. Die von Aldous Huxley im 20. Jahrhundert beschriebene Drogenwirkung als Öffnerin der Pforten der Wahrnehmung hat schon Agrippa von Nettesheim erkannt, empfiehlt er doch in seiner Schrift *De occulta philosophia* die Dämpfe von Opium, Mandragora

und Bilsenkraut zur Kontaktaufnahme mit der Geisterwelt.

Die Erfindung der Opiumtinktur, des Laudanums, durch den Arzt und Naturforscher Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493-1541), genannt Paracelsus (Schneider, 1982), revolutionierte die Pharmakologie und wurde während der nächsten vierhundert Jahre das meistbenutzte Heilmittel in der westlichen Welt. Die vorher verwendeten heimischen Nachtschattengewächse gerieten aus der Mode. Dabei war das Laudanum eigentlich kein Heilmittel, denn es unterdrückte die Krankheitssymptome lediglich und war auch nicht lebensverlängernd.

Auch das in der mhd. Erzählliteratur erwähnte geheimnisvolle Elixier mit Namen *twalm* war ein Opiumelixier. Das mhd. Wörterbuch nennt die Bedeutungen „Betäubung“, „Ohnmacht“, aber auch „Schlaf“, „Traum“ und „Vision“. Die Texte geben die Aussagen unter Einfluss des *twalms* mit „unsinnig“ wieder (Konrad von Würzburg, 1965; vgl. Knapp, 1999) (*als der üz eine twalme unsinneclichen schallet*, Konrad von Würzburg, Trojanerkrieg vv. 27398) schwebt zwischen Leben und Tod (Die Klage, 1960) (*ern was töt noch enlebete, in einem twalm er swebete*, Klage 2096). Laurin betäubt Dietrich und seine Mannen damit (*trinken hiez er dar tragen, beide met unde ouch win: twalm hiez er tuon dar in. dô si daz dô getrunken, wie balde si uf die benke sunken*, (Laur.2 1204). Es handelt sich dabei offenbar um ein starkes Narkotikum, das oft in der Absicht, einen Gegner auszuschalten, verwendet wird.

Lob und Verteidigung des Weins und seiner wunderbaren Wirkungen finden sich erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Gruppe der Zecher-Mären vom Typus des Strickers *Weinschwelg* (d.i. *der unbelehrbare Zecher*). Freudenleeres Schwankmäre *Der Wiener Meerfahrt* erzählt von den bürgerlichen Heurigenbesuchern, die betrunken beschließen, eine Schiffsreise ins Heilige Land zu unternehmen. Im Rausch werfen sie einen von ihnen vermeintlich ins Meer, eigentlich aus dem Fenster, sodass er sich verletzt. Erst später, nach dem Ausschlafen ihres Rausches bemerken sie, was sie angerichtet haben. Die sog. Saufmessen stellen eine Parodie (grundlegend zur Parodie siehe Liede, 1977) des Messgeschehens dar und sind schon in der mittellateinischen Dichtung nachgewiesen, wie die deutsche Fassung ab dem 14. Jahrhundert belegt.

Eine wechselseitige Beeinflussung zwischen Liebeslyrik und geistlicher Dichtung ist ohnehin zu beobachten. Lobpreisungen des Weines, Parodien der Mariengrüße wie Wein-, Bier- und Metsegen waren im Spätmittelalter

⁶ Grundlegend zum germanischen Rauschtrank vgl. die ältere Arbeit von Doht (1974). Samuel Lorenzo Ödman vertrat schon 1784 die Theorie, dass das Phänomen des berserkgangr durch den Genuss von *Amanita muscaria* verursacht worden sei. Der Botaniker und Mediziner Schübeler griff 1885 auf die von Ödman vertretene Fliegenpilzhypothese zurück. Schon 1956 hatte Howard D. Fabing den Fliegenpilz getestet, das haluzinogene Element als Bufotenin isoliert und die Droge zu Versuchszwecken an Strafgefangene im Gefängnis von Ohio State abgegeben. Er injizierte innerhalb von drei Minuten verschiedene Mengen und beschrieb das Ergebnis wie folgt: *Four milligrams produced a sense of chest oppression, subjective reported that „load is pressing down from above and my body feels heavy“ and a „very pleasant Martini feeling“.* [...] *This is followed by hallucinations. The face appeared lividly purple for 13 minutes. Eight milligrams produced an immediate sensation of light-headedness, burning in the face, hyperphoea, deep purple facial color, and a sense of calm. Sixteen milligrams produced severe purpling of the face and facial sweating, a tingling sensation throughout the body, a feeling that the chest was crushed, and the onset of hallucinations of purple spots on the floor, all in rapid succession ... then, minutes later, the visual phenomena were gone, but space perception was impaired. The subject complained of difficulty in concentration. Time and space perception were grossly impaired.* (Ausführlich zur Fliegenpilzhypothese: Fabing, 1956).

beliebt. Nach ihrem Verschwinden im 16. Jahrhundert hielten sie sich aber noch in der mündlichen Überlieferung.

Die im Spätmittelalter sich etablierende „rauschhafte Vergemeinschaftung“ zu den Zeiten des Karnevals ritualisiert und kontextualisiert den Rausch. Das Streben nach Entgrenzung findet paradoxerweise im Rahmen des Festes statt, denn „das Wissen um die Endlichkeit des Festes befördert den Drang zum Exzess“ (Niekrenz, 2010, S. 75 ff.), Bachtin resümiert: „Der Karneval vereinigt, vermengt und vermählt das Geheiligte mit dem Profanen, das Hohe mit dem Niedrigen, das Große mit dem Winzigen, das Weise mit dem Törichtigen. Die im Karneval vorherrschende Lachkultur leitet sich aus antiken Parodien ab, in welchen nicht nur Autoritäten, sondern gleichermaßen existentielle Erfahrungen dem Spott preisgegeben werden“ (Bachtin, 1969, S. 49). Die verkehrte Welt muss nach Ende der Karnevalszeiten wieder geradegerückt werden, die Maßlosigkeit wieder zum gesunden Maß zurückgeführt werden. Das steht ganz im Gegensatz zur Erfahrung der Hexenfigur, die mit Hilfe ihrer Salbe diese verrückte Welt nach Belieben erfahren und aufsuchen kann.

6 Hexenflug und Hexendrogen⁷

Apuleius hat in seinem magischen Schlüsselroman *Der Goldene Esel* (Apuleius, 1990; vgl. dazu neuerdings Riess, 2001) ein Szenario vorgegeben, das nicht nur die gesamte Diskussion um die so genannten Hexendrogen bestimmt hat, sondern auch die Diskussion um die Authentizität der Hexensalbe und damit gleichzeitig der Berichte. Im Wesentlichen geht es um einen geheimen Vorgang, um etwas, das Lucius nicht sehen sollte, aber doch sieht, um das Salben mit einer Droge, die dann eine Verwandlung bzw. ein tatsächliches Flugerlebnis (zum schamanischen Flugerlebnis vgl. Rosenbohm, 1991) auslöst. Der Beobachter, der allerdings meist keine Kenntnis der Substanz und des damit verbundenen Regelwerkes hat, ahmt den Vorgang blind nach. In Apuleius' Geschichte salbt er sich und verwandelt sich in einen Esel. Der Protagonist erlebt als Esel eine Reihe von Abenteuern, bis er nach seiner Einweihung in den Iskult wieder menschliche Gestalt erlangt. Bei den Hexenflugerzählungen steht einerseits der Flug selbst im Vordergrund oder aber es geht ebenso wie bei den Entrückungsvisionen um eine Entrückung an einen anderen Ort. Dort findet entweder ein ausgelassener Tanz statt

oder aber ein (in der Tradition des Ketzersabats stehender) sog. Hexensabbat mit Orgiencharakter. Die bäuerlich folkloristische vielfach in Sagen belegte Variante des Hexentanzes mutet wesentlich harmloser an als das düstere Bild des Hexensabats mit seinen Tabubrüchen und der als schmerzhaft beschriebenen sexuellen Vereinigung mit dem Teufel.

In *Das Buch der wahren Praktik in der göttlichen Magie* berichtet Abraham von Worms im 15. Jahrhundert von einer Salbe, die er sowohl selbst probiert wie auch nüchtern bei einer jungen Frau beobachtet hatte und die bewirkte, dass „*ich an den Ort hinflöge, den ich mir im Herzen gewünscht hatte, ohne ihr etwas davon zu sagen*“ (Abraham von Worms, 1988, S. 88). Das Wesentliche bei diesem Erzähltypus ist, dass es immer einen Augenzeugen gibt, der gleichsam als Erzähler, Beurteiler und auch Nachahmer, aber auch als Richter über den Wahrheitsgehalt des Vorgangs fungiert. Die nachgeahmte Hexenfahrt taucht vor allem in den Märchensammlungen des 19. Jahrhunderts (Richter, 1960, S. 99; vgl. Tucsay, 2004) auf. Im Spätmittelalter und vor allem in der frühen Neuzeit entwickelt sich ein Erzähltypus, der die Hexe selbst den Beweis für den körperlichen Flug mithilfe von Drogen antreten lässt, weshalb ich den folgenden⁸ Passus nach Kiesewetter⁹ zitiere, da hier die vorgebliche Intention der Zauberin deutlicher vorgeführt wird:

Eine alte Zaubervettel nahm diese Verachtung ihrer magischen Kunst übel, redete den Geistlichen beim Verlassen der Kirche an und erbot sich, ihm tatsächlich zu beweisen, dass die Hexenfahrt kein Traum sei, wenn er sie nach Hause begleiten wolle. Der Geistliche folgt ihr und beobachtet, dass sie sich in einen Bactrog setzt und salbt. Sie schlief bald ein (Nider, 1971, Lib. ii cap. IV, zit. nach Kiesewetter, 1895/2005, S. 505).

⁸ Geiler von Kaiserberg (1445-1510) hatte sich in seiner *Emeis* ebenfalls mit Unholden beschäftigt und Teile von Johann Niders (1385-1438) *Formicarius* übersetzt. Das gab Anlass zu Spekulationen, dass er vielleicht jener Augenzeuge gewesen wäre, der die alte Frau beobachtet hatte. Behringer gibt in seiner Quellenedition (1993) noch einen Hinweis zu Geiler in Bezug auf die Hexensalbe. Der Straßburger Münsterprediger soll seine Information über dieses Experiment aus einem Werk des Tübinger Pfarrers Martin Plantsch, dem *Opusculum des sagis maleficis*, dem Predigten zugrunde liegen, die dieser 1505 anlässlich von Hexenverbrennungen gehalten hat, entnommen haben. Diesen Hinweis verdanke ich einem Eintrag auf der Hexenliste vom März 2003. Siehe auch dort die äußerst anregende Diskussion zu Für und Wider der Realität der Hexendrogen. Allerdings wird sich die Frage nach dem Drogenkonsum nicht mit Ja oder Nein beantworten lassen. Dass die teilweise überlieferten üblen Ingredienzien keinerlei Realitätsbezug haben, ist aber wahrscheinlich. Allerdings stimme ich nicht mit Voltmer überein, die die Verwendung von Schlafdrogen überhaupt für Fiktion hält. Siehe die Diskussion in der Mailingliste Hexenforschung vom 2. 2. 2006: www.listserv.dfn.de/archives/hexenforschung.html

⁹ Kiesewetter selbst ist übrigens seiner Experimentierfreude mit Hexendrogen zum Opfer gefallen. Vgl. Hansen (1978, S. 95).

⁷ Bei diesem Abschnitt habe ich Teile aus meinem Aufsatz „Mystik und Drogen“ (Tucsay, 2009) übernommen.

Von der erwähnten Salbe erfahren wir allerdings keinerlei Zusammensetzung.

Der Leibarzt des Papstes Julius III., Andreas de Laguna (1499-1560), hatte von einem in der Nähe von Nantes lebenden Zauberer gehört, bei dessen Verhaftung eine grüne Salbe gefunden worden war. Besagter Laguna untersuchte die Salbe und fand Schierling¹⁰, Nachtschatten, Mandragora, Bilsenkraut und andere narkotische Pflanzen. Kurzerhand nahm der Arzt die Frau des Henkers als Versuchsperson, da diese ohnehin an Schlaflosigkeit litt. Bei der oben erwähnten Zusammensetzung erstaunt es nicht, dass diese angeblich 36 Stunden nach der Salbung durchschlaf (Kiesewetter, 1895/2005). Der spanische Humanist Pedro de Valencia diskutierte 1611 bereits die Realerfahrung des Fluges und des Sabbats. Er bezog die Möglichkeit ein, dass es sich um mithilfe von Halluzinogenen hervorgerufene Traumvisionen handeln könnte.

Auch Jean Baptist Della Porta (vgl. Kuhlen, 1983, S. 317 f.; vgl. auch ders., 1984) nennt als Ingredienzien gekochte Kinder, Eisenhut¹¹ und Nachtschatten, und vermerkt die Vorschrift, die Salbe sei kräftig einzureiben. Eine alte Vettel habe ihm nicht nur die Rezeptur mitgeteilt, sondern ihm auch die Wirkung vorgeführt. Sie habe ihn und seine Begleiter aus dem Zimmer geschickt, sich dann nackt ausgezogen und mit der Salbe eingerieben. Er und seine Begleiter hätten alles durch einen Türspalt beobachten können. Sie traten in die Kammer und hätten die Haut der Alten „ziemlich erbeht“, aber sie hätte nichts gespürt (Kuhlen, 1983, S. 318).

Skeptisch bezüglich der Wirkung der Salbe war die Regierung in Innsbruck, die im Jahre 1540 veranlasste, man solle den Verhafteten ihre Salbenbüchsen zurückgeben und diese sich öffentlich salben lassen, damit die Fantasterei offenbar werde, also um „Volksaufklärung“ zu betreiben (Byloff, 1934, S. 39). Der bekanntlich

hexengläubige Luther wusste offenbar nicht, was er vom Hexenflug halten sollte, weshalb er an einer Stelle für dessen Realität und an anderen wieder dagegen urteilt (Luther, 2011, VIII b; vgl. dazu Hausteil, 1990, S. 56-62).

Nicolaus Remigius (1530-1612) weiß von der Wirkung der Salbe, dass diese in einen „steinharten Schlaf“ versetze; „wenn dann die Richter eine solche nach vorgenommener Salbung beobachten ließen“, konnte man konvulsivische Zuckungen und Reitbewegungen mit ansehen und nach dem Aufwachen Müdigkeit und Zerschlagenheit wie nach großer Anstrengung bzw. Rausch. Jean Bodin, der im Übrigen an die teuflische Hexerei, aber nicht an die Anwendung der Hexensalbe glaubte, erzählt von einer Zauberin, dass diese, als sie sich am Feuer wärmte, in Ekstase fiel und ausgestreckt am Boden lag. Ihr Dienstherr schlug sie, prüfte ihren Zustand mit Schlägen, Feuerbränden usw. Ebenso verfuhr man mit einer florentinischen Zauberin, der die Richter gestatteten, sich zu salben. Man schlug sie, stach auf sie ein und brannte sie, aber sie erwachte nicht. Dennoch hatte sie die Tortur und Grausamkeiten gespürt, da sie erzählte, dass sich diese mit ihren (traumhaften) Sabbaterlebnissen vermengt hatten.

Noch wöllen wir mit einem andern Argument, welches un widersprechlich ist, darthun, daß weder dieselb Salb es thu, noch ein schlaf, sondern ein recht ware verzuckung der seele vom Leib sey: Und ist es nämlich diese, will alle die, so dermassen verzuckt seind, ein halbe stund hernach widerumb zu sich kommen, oder so bald es gelust: Welches einem, der durch einfache Narcodica oder schlaffbringende Artzney eingeschlafft wird, unmöglich ist, sondern bleiben oft einen oder zwen Tag unauffgewacht (Bodin, 1591/1973, S. 273 f.).

Der Arzt Johann Weyer (1515-1588) berichtet im Anschluss an Joannes Baptista Porta über die Herstellung und die Ingredienzien der Hexensalbe. Weyer gibt Portas Aussage so wieder:

Nach dem sie nun außgezogē / hat sie sich gantz vn gar / ich weiß nit mit was Salbē/geschmiert / welches vns den durch spaltlein der thüren wol ist zusehen gewest. Also ist sie auß krefftiger wirkung der schlaffmachenden salben zu boden gefallen / vn in einen tiefen schlaff versucken. Wir aber sind zu gefahren / die Thür geöffnet / vn jr die haut ziemlich erbeht. Aber so her hat sie geschlaffen / dass sie es nit omb ein haar empfangen hette. Nach solchem sind wir widerumb hauß gewichen / der schen weiters außwarten wöllē. So bald nun der Salbung krafft nachgelassen / ist sie iens mals erwachet / vn viel seltzamer stemoneyen / wie sie ober Berg vnd thal gefahren sey / erzahlet. Wir verneineten es / sie wolt recht haben / wir wiesen Jahrhundertr die streich / aber es war verlorn / in summa / es war bey Jahrhun-

¹⁰ Aufgrund seines Polygingehalts gehört der Wasserschierling zu den giftigsten einheimischen Pflanzen. „Hochtoxisch sind alle Pflanzenteile, vor allem die im Geruch an Pastinak oder Sellerie erinnernden unterirdischen Organe. Bereits das Kauen kleiner, daumengroßer Rhizom- oder Wurzelstückchen führt nach kurzer Zeit (30-60 Minuten) zu brennenden Schmerzen im Mund, zu heftigem, lang andauerndem Erbrechen und nachfolgenden Krämpfen“. Boericke merkt unter „Cicuta virosa“ an: „Wirkung auf das ZNS [...] Heftige, seltsame Begierden [...] Stöhnen Lind Heulen [...] Tut absonderliche Dinge [...] Deutliche Wirkung auf die Haut (!) [...] Delirium mit Singen, Tanzen und seltsamen Gesten [...] Alles scheint absonderlich [...] Verwechselt Gegenwart mit Vergangenheit [...] Lebhaftige Träume [...] Plötzliche Detonationen, besonders beim Schlucken.“

¹¹ Fühner, der die Hexensalben 1925 im Eigenexperiment untersucht hat, erwähnt den Bestandteil Akonit: „Gerade durch diesen Zusatz, mit seinen die Nervenenden in der Haut erregenden, dann lähmenden Alkaloiden, konnte die Autosuggestion der Tierverwandlung, des aus dem Körper emporwachsenden Haar- oder Federkleides, entstehen, wie wir heute ähnliche, von der Haut ausgehende Sinnestäuschungen bei den Kokainisten beobachten“ (Fühner, 1925).

dertr all vnser fürnemen vnd handeln / nit andert / denn als der in eine kalten Ofen blast [...] (Porta, nach Weyer, 1586/1969, S. 433 f.).

Sie sieden kindere mit wasser in eim kessel / vnd nehmen das vette drauß vnd lassen es dick werden / vnd was nach dem versieden im letzten vntersinckt / sammeln sie vnd bewarens zu jren gebrauch / vnd mengen es mit epfich / wolfswurtz oder Münchkappen/Pappeln vnd rust. Oder anders: Sie mengen vndereinander wasserepfich / geel schwertel / fünffingerkraut/fledermeusen bludt / den schlaffmachenden solanum¹² vnd oli (Weyer, 1586, S. 53, 314, 222).

Diese Salbe tragen die Hexen auf den Körper auf und verreiben sie so lange, bis sich die Haut rötet und sich die Poren weiten, so dass die Substanz eindringt und wirkt. Weyer überliefert die dabei angeblich aufgetretenen Vorstellungen:

Meinen sie anstundt durch den schornstein außzufliegen / vnd durch die lufft weidt vnd breidt zufahren: Zum dantz vnd andere mancherley lust / welchs jenen dann also einbildet wirdt von Meister künstlein / so sie doch nach der schmerung von dieser sehr schlafmachender salb in einem gar tiefen schlaff fallen vnwissentlich (ebd.).

Er behauptet, dass die Hexen selbst die Wirkung der Salbe verstärkt hätten, indem sie vorher Mangold, Zwiebeln, Kohl, Wurzeln, Kastanien, Bohnen und allerlei einnahmen, das schläfrig mache. Im Anschluss an Porta führt Weyer aus:

Wir haben dieser dingen viel mehr die den gelernten arzten kündig sein / vnd zu diesem handtwerck gar dienlich: Als das Lolium / faba inuersasa / oder knabenkraut / magsamen safft oder opium / dollkraut / schirling / rodend vnd schwartzen holl / vnd noch andere damit die vernunft geschwächt oder verstört wirdt / das derselbige so diese dingen brauchet / wirdt in seinem hören vnd antworten vor einen vnsinnigen gehalten / oder fäldt derselbige auch

¹² Alle Anteile dieser Pflanze enthalten ein hochwirksames Alkaloidgemisch aus Atropin, Hyoscyamin und Scopolamin. In den Samen und unreifen Früchten ist im wesentlichen Hyoscyamin enthalten, in den reifen Früchten aber fast ausschließlich das im peripheren Nervensystem nur halb so wirksame Racemat und Atropin. Die vier wichtigsten Vergiftungssymptome: Rötung der Haut, Trockenheit der Schleimhäute, Pulsbeschleunigung, Pupillenerweiterung. Die absolute Trockenheit des Mundes gab Peuckert nach seinem beschriebenen Eigenversuch an, als er aus seinem rauschähnlichen Zustand erwachte. Bei zunehmender Atropindosis entsteht eine fortschreitende Symptomatik: mit 0,5 mg tritt Mundtrockenheit auf, bei 1,0 mg Pupillenerweiterung; zwischen 3,0-5,0 mg Intoxikation, Sehstörungen, Hitzegefühle und Tachykardie. Höhere Dosen lassen Delirium, Fieber das zum Koma bis zum Atem- und Herzstillstand führen kann. In Boericke's Homöopathische Mittel und ihre Wirkung ist unter „Atropa Belladonna“ nachzulesen: „Patient lebt in seiner eigenen Welt, beschäftigt sich mit Erscheinungen und Visionen [...] Gesichtshalluzinationen [...] Er ist hellwach und wird verrückt gemacht durch die Flut subjektiver Gesichtseindrücke. Halluzinationen und phantastischer Illusionen [...] Halluzinationen, sieht Monster, schreckliche Gesichter, Delirium, entsetzliche Bilder; wütet, rast, beißt, schlägt, möchte fliehen [...] Überempfindlichkeit aller Sinne [...] feurige Erscheinungen [...] hört die eigene Stimme im Ohr [...] schreit im Schlaf [...]“.

in einen sehr schwären schlaff der etliche tage weret oder etliche sichere zeit. Aber der brauch von diesen dingen oder die weise zubereidten ist / wasser / Wein / Puluer / Küchelger / olie oder andere formen / welche ich lieber hab wollen verschweigen / dann jemand vrsach zugeben die zu mißbrauchen (ebd., S. 54, 316, 224).

Die 1986 erschienene Weyerstudie von Rudolf von der Nahl bezeichnet in vielerlei Hinsicht eine Standortbestimmung der Hexenforschung. Zwar war Ginzburgs Studie zum Sabbat bereits erschienen, aber von der Nahl hatte sie nicht einbezogen, da er wohl sonst folgendes simplifizierende und teilweise auch falsche Resümee nicht gezogen hätte: Die den Hexen unterstellte Teilnahme am Hexensabbat erweist sich somit nicht nur als von sittlich verdorbenen Anklägern geglaubte Wirklichkeit, sondern findet durch die Hexen selbst ihre Bestätigung (Nahl, 1983). Was vor allem Bestätigung findet, ist wohl das Flugerlebnis. *Es ist durchaus möglich, [...] daß der Flug zum Hexensabbat und das ausschweifende Gelage mit anschließendem Geschlechtsverkehr Fakten sind, die zunächst und ausschließlich von den Hexen selbst vorgebracht wurden. Als sich diese Bekenntnisse mit gleichlautendem oder ähnlichem Inhalt häuften, wurden sie in die Anklagepunkte aufgenommen: Hexen bekennen, daß sie durch die Luft fliegen und an obszönen Gelagen teilnehmen. Wer das also bekennt, ist folglich eine Hexe (ebd.).*

Dass die Hexen von der Realität des Fluges überzeugt waren, wollte ja schon Nider mit seinem „Augenzeugenbericht“ darlegen. Dass diese narkotischen Träume oder Halluzinationen dermaßen echt wirken, dass man nicht zwischen Realität und Halluzination zu unterscheiden vermag, bestätigen auch die heutigen Berichte von der Wirkung der Datura.¹³ Es ist also keineswegs vonnöten anzunehmen, dass die „[...] aus der Salbe aufsteigenden Dämpfe zu einem Trancezustand geführt haben, dessen Durchleben nachher von den Hexen nicht mehr als unwirklich ausgemacht werden konnte.“¹⁴ Von der Nahl

¹³ Wie die Tollkirsche, so enthält auch der Stechapfel in allen Pflanzenteilen Tropanalkaloide. Das Alkaloidgemisch schwankte nach Alter und Datura-Art ganz erheblich, die höchsten Anteile befinden sich in den Früchten, Blüten und Samen. Frohne und Pfänder geben in ihrer Studie Giftpflanzen die beiden folgenden Fälle an: „Der Patient berichtete, er habe Schwierigkeiten, mit seinem Motorrad die weißen Streifen auf der Straße zu überwinden. Sie würden fortwährend aufspringen und sich um seine Beine schlagen. [...] Der Patient unterhielt sich angeregt mit einem Mann, der nur ihm sichtbar war, Lind er fühlte sich verfolgt von schwarzen und roten, kniehohen Spinnen [...]“ (Frohne & Pfänder, 2004, S. 363; zu Hexensalben vgl. auch Schmidbauer & Scheidt, 2003, S. 170-177).

¹⁴ Marzell berichtet von einem Experiment Siegbert Ferckels von 1954, bei dem die Datura einer der Bestandteile war. Ferckel berichtet von einer Herzrasen, Pupillenvergrößerung, Schwindelgefühl und Lähmungserscheinungen. Seine Selbstaussage zu den damit verbundenen Halluzinationen sei hier zitiert: *Aus dem Dunkel schwebten mir Gesichter zu, zuerst verschwommen, um dann Gestalt anzunehmen. [...] ich schweb-*

war offenbar keineswegs so mutig, die Salben selbst auszuprobieren, wie der Forscher Carl Kiesewetter vor ihm:

Ich selbst habe mehrfach mit ähmlichen Stoffen und Hexensalben experimentiert. Die Einreibung der Herzgrube mit einer Lösung von selbst dargestelltem Hyoscyamin¹⁵ bewirkte Träume von einem lebhaften Fliegen in einer Spirale, als ich von einem Wirbelsturm umhergerissen würde. Wenn ich mir mit Portas Salben nach Weglassung der unwirksamen Bestandteile Herzgrube, Achselhöhlen, Scheitel und Kreuz eingerieben hatte, schlief ich des nachts darauf stets tief und erwachte am Morgen ohne irgendwelche nachteiligen Folgen zu spüren; dagegen träumte ich stet in den folgenden Nächten sehr lebhaft von blitzschnellen Reisen per Eisenbahn oder zu Wasser in prachtvollen tropischen Gegenden. [...] ich bereitete mir von obigen Stoffen alkoholische Tinkturen und nahm davon vor dem Schlafengehen. Das Resultat war zunächst ein bleierner Schlaf und nach dem Erwachen eine narkotische Intoxikation mit Erscheinungen der Karpologie, Erweiterung der Pupille, Trockenheit des Schlundes (ich wollte Wasser trinken und saugte an der Taschenuhr, obschon ich mir über das Unsinnige dieser Handlung völlig klar war), Röte des Gesichts. Besonders merkwürdig war mir, dass sich bei jeder kleinen Bewegung mein Arm oder Bein in das Unendliche zu verlängern schien (Kiesewetter, 2005, S. 511 f.).

Kiesewetter bestreitet in diesem Zusammenhang die Annahme Soldans, dass die Hexen nur sporadisch die Salbe verwendet hätten und ihnen diese im Gefängnis schon gar nicht erlaubt war. Allerdings vermutet auch er, dass man sowohl mit Imagination als auch mit Autosuggestion zu rechnen habe.

Schon der Inquisitor Pierre de Lancre (1630, S. 21 f.) hatte sich bei dem Hexenprozess von Labourd von 1609 selbst von der Wirkung der Salbe überzeugen wollen. Der Herr von Lamis-

te aufwärts. Es wurde hell und durch einen rosa Schleier erkannte ich verschwommen, daß ich über der Stadt schwebte. Die Gestalten, die mich schon im Zimmer bedrückt hatten, begleiteten mich auf diesem Flug durch die Wolken. Immer mehr kamen hinzu und fingen an, um mich herum Reigen zu tanzen. Die Zeit kroch im Schnecken tempo dahin. [...] Am nächsten Morgen meinte ich zu einem neuen Leben zu erwachen (Ferckel, 1954).

¹⁵ Der Gehalt an Tropanalkaloiden ist im Bilsenkraut deutlich niedriger als bei Atropa und Datura. „Bilsenkraut ist eine narkotisch und halluzinogen wirkende Giftpflanze. Es können Halluzinationen des Gesichtsinns, des Gehörs und des Geschmacks auftreten. Aggressives Verhalten während des anfänglichen Erregungszustandes kommt vor. Später kommt es zu tiefem, narkotischem Schlaf, während dessen Halluzinationen, häufig sexuellen Inhalts, oder auch Flugträume oder Tierverwandlungen erlebt werden“ (vgl. Schuldes, S. 54). Die Erfahrungsberichte bestätigen die Aggressivität und die eindrucksvollen Halluzinationen. Siehe S. 130. Vgl. auch den Selbstversuch des Botanikers Schenk (1954, S. 66 f.): „Mich durchdrang nicht nur die Gewißheit des Untergangs, der Auflösung meines ganzen einheitlichen Körpers, der doch zusammengehörte – sondern der Zustand verschaffte mir auch eine animalische Befriedigung, denn nun flog ich. [...] Ich erlebte es nicht schlafend, mit beruhigten Gliedern, sondern ich weiß heute, daß ich sicherlich in Bewegung war, ja, daß der Bewegungstrieb, wenn auch nicht das Bewegungsvermögen, das wesentliche Merkmal des *Hyoscyamus rausches* ist.“

senä hatte seine Magd gesalbt und die ganze Nacht bewacht, seinen und ihren Fuß zusammengebunden und sie geschlagen, wenn sie einschlafen wollte. Trotzdem hatte die Magd angegeben, auf dem Sabbat gewesen zu sein. Kiesewetters Erklärungsansatz, bei den geschilderten Ereignissen handle es sich um einen somnambulen Zustand und die bereits in dieser Technik konditionierten Menschen würden keine Salbe mehr benötigen, sondern das bloße Verlangen würde zu deren Entrückung ausreichen, klingt insofern plausibel, als erwiesenermaßen auch bei der Hypnose beim immer gleichen Setting ein Gegenstand, der zur Einleitung der Hypnose dient, wie z.B. ein Pendel, selbst auch Triggerfunktion ausüben kann. So hat bei dem vorgenannten Prozess zu Labourd eine Frau ausgesagt, sie müsse nicht schlafen, sondern, wenn sie des Abends am Feuer sitze, bekäme sie Verlangen nach dem Sabbat, und sie würde dorthin versetzt.

Ettliche sagen dass die salbe machte / das die Häxen gleichsam erstarret sindt / vnd sie kühn zu machen das sie durch die Lufft fliegen / auch in finstere Nachten / dann der teuffel menge ettliche Sachen darunter / die schlaffende Leuth machen / als Mandragora / vnd den Stein Memphite.¹⁶

„Selbstverständlich kann eine im niedersten magischen Seelenleben aufgegangene Bauerndirne der Hexenprozessperiode das erträumte Erlebnis nicht von einem wirklichen unterscheiden, und die einmalige Suggestion wird durch öftere Wiederholung stabil“ (Kiesewetter, 2005, S. 512). Bei einem so hochgradig entwickelten Somnambulismus, in welchem der Durchgang durch den körperlichen Schlaf auf einen kaum wahrnehmbaren Augenblick zusammenschrumpft, war die Salbung unnötig geworden, und das bloße Verlangen genügte zur Entrückung (ebd., S. 513, 515).

Die Rollen von Beobachtern und Beobachteten scheinen auch niemals vertauscht worden zu sein, der Wissenschaftler-Gelehrte bleibt Zuschauer des kuriosen Geschehens, macht keine Selbstversuche und nimmt Einladungen zum Gebrauch nur scheinbar an.¹⁷ Der erste beglaubigte Selbstversuch stammt aus dem 17. Jahrhundert, und zwar soll Baptista von Helmont einen Versuch mit Eisenhut unternommen haben (Ennemoser, 1844, S. 913 f.; zur wei-

¹⁶ Pierre de Lancre zit. n. Duerr (1985). Die Zauberpflanze Mandragora war Gegenstand zahlloser Abhandlungen. Ich verweise hier auf die rezente Diss. von Wittlin (1999).

¹⁷ Eine empirische Untersuchung war den Dämonologen aus verschiedenen Gründen zu gefährlich, aber selbst Bodin hat der Gedanke daran gereizt. Siehe die Ausführungen bei Duerr (1985, S. 183 A. 58). Gassendi soll einem Schäfer gegenüber vorgegeben haben, mit ihm zusammen eine Droge einzunehmen. Als der Schäfer wieder zu sich kam, berichtet er, Gassendi ebenfalls bei der Zusammenkunft gesehen zu haben und gratulierte ihm zu seiner guten Aufnahme (vgl. Perty, 1877, 378).

teren Diskussion der Selbstversuche vgl. Duerr, 1978, S. 167 f.).

1925 machte der Pharmakologe Fühner¹⁸, der zudem auf die nicht systematisch ausgewertete Quellentradition hinweist, zwar nicht den ersten, aber vielleicht den ersten Selbstversuch eines modernen Pharmakologen (Hauschild, 1982, S. 620). Hans-Peter Duerr hat in seiner bekannten Studie *Traumzeit* (1985) ein umfassendes Kapitel den Hexensalben gewidmet. Er stellt die Nachtfahrerinnen zu antiken Rauschkulturen, Mutterkulten sowie schamanistischen Ekstasetechniken, wie vor ihm schon Kiesewetter und Peuckert. Letzterer bereitete sich eine Salbe nach Portas Rezeptur und berichtet wie folgt:

Wir hatten wilde Träume. Vor meinen Augen tanzten zunächst grauenhaft verzerrte Gesichter. Dann plötzlich hatte ich das Gefühl, als flöge ich meilenweit durch die Luft. Der Flug wurde wiederholt durch tiefe Stürze unterbrochen. In der Schlußphase schließlich das Bild eines orgiastischen Festes mit grotesken sinnlichen Ausschweifungen (Peuckert, 1960, S. 169; dazu Richter, 1960, und Rätsch, 2001).

Der Hexenforscher Baschwitz (1963) berichtet von dem Experiment einiger holländischer Journalisten, das absolut keine Halluzinationen ergeben habe. Nach Hauschild (1982, S. 625) scheint sich die Drogenwirkung also in einem schwer bestimmbar Niemandland zwischen pharmakologischer Wirkung, Erwartungshaltung des Berauschten, äußerer Umgebung bei der Einnahme und Kritik der Nichtberauschten einzustellen. Der moderne Experimentator kann sich nicht mehr von den historisch überlieferten Klischees der „Ausfahrt“ lösen, während umgekehrt Baschwitz, als das Experiment der Journalisten ergebnislos verlief, zur Annahme gelangte, die Salbe hätte keinerlei Wirkung, also auch keinen Einfluss auf die Geständnisse vor der Inquisition gehabt. Die Existenz einer Salbe wurde ja anscheinend immer vorausgesetzt und gehörte zum Hexenstereotyp, obwohl man der Salbe die halluzinogene Wirkung absprach, um den Teufel als Bewirker festmachen zu können. Die oben erwähnten Augenzeugenberichte hatte schon Duerr (1985, S. 170) als Beweis der Authentizität genommen, wiewohl Norman Cohn (1993, S. 220) zu ganz anderen Schlüssen kommt. Die Kraft der Salbe bezweifelte auch Bodin, und

nicht nur, weil seiner Ansicht nach der Teufel die Illusionen bewirkt habe und nicht die Salbe, sondern weil „man den Leuten einen Lust mach / es zu versuchen“ (Bodin, 1591/1973, S. 273).

Duerr veranlasste dieses Dilemma der Fahrt zwischen Illusionstheorie und Realitätsbeweis, den Wissenschaftler als Zaunreiter zu zeichnen; im Anschluss an die Etymologie der Hexe als *tunriða* (Strömbäck, 2000)¹⁹, man könne zwischen der Welt des Rausches und der Welt der realistischen Wahrnehmung wie beim Sitzen auf einem Zaun, von dem aus man in beide Bereiche hineinsehen kann, wählen.

Aber auch hier sind die Forschermeinungen gespalten: Während die Cohn-Richtung die Fahrtberichte als erfolterte Berichte erkennen will und etwaige Halluzinogene als Quelle der Berichte absolut ignoriert, gehen Forscher wie Golowin im Anschluss an Ginzburg und seine Schamanismushypothese auch in Fällen, wo es absolut keine Anzeichen von Ekstase zu geben scheint, davon aus. Zwar scheint sich in rezenter Zeit ein relativ neutraler Zugang der Wissenschaftler zu den Drogenerlebnissen durchzusetzen (vgl. Bever, 2006; Sidky, 1997) (man konnte sich endlich dazu durchringen, sie weder über- noch unterzubewerten), doch gilt auch hier wie für alle von mir untersuchten Entgrenzungserfahrungen das Dilemma der Unterscheidungskriterien zwischen historischer Realität, Authentizität und Topoisierung.²⁰

Ethnologische Untersuchungen belegen, dass die Einstellung zu Drogen freilich ebenfalls von der jeweiligen Gesellschaft, also dem jeweiligen ideologischen Kontext abhängig ist. Da die Drogen infolge ihrer Wirkstoffe Visionen erleichtern, lehnen manche Indianerstämme diese rigoros ab, andere wieder verachten diejenigen, die sich nicht mithilfe der wertgeschätzten Stammesdrogen auf die Fahrt begeben.²¹

¹⁹ S. 235 betrachtet die *tunriður* als Gegenstück zu den *hamleypa*, Personen, die imstande sind, ihr *hamr* aus dem Körper gehen zu lassen. Allerdings wären die *tunriður* bereits in einem differenzierteren Stadium, sie können ihre *hamir* in die Luft fliegen lassen. In beiden Fällen liegt der Körper schlafend oder in einer Trance in der Nähe.

²⁰ Die Forschungsberichte der Ethnologen zeugen oft von denselben Vorurteilen. Vgl. die Belege bei Duerr, 1982, S. 178, A. 45.

²¹ Bei den sibirischen Völkern war der Gebrauch des Fliegenpilzes als ekstaseinduzierendes Mittel z.B. auf zwei weit auseinanderliegende Gebiete beschränkt (Eliade, 1994, S. 213 f. und 219; vgl. Rosenbohm, 2000; 1991, S. 29 ff.). Da ein Halluzinogen nicht von vornherein eine ekstatische Seelenreise auslöst. „Wer nicht als Weiser geboren wird, kann die Sprache nicht erwerben, und wenn er noch so viele *veladas* [d.s. Pilzrituale – Anm. d. A.] abhält“ (Estrada, 1980, S. 125). „Wenn du träumst, so hast du noch keine Vision, denn jeder kann träumen. Und wenn du ein Kraut nimmst, nun gut, auch ein Metzgergeselle hinter seiner Ladenkasse hat eine Vision, wenn er *Peyote* isst. Die richtige Vision kommt aus den eigenen Säften [...]“ (Gruber, 1982, S. 147, zit. n. Rosenbohm (Jahr??), S. 21).

¹⁸ Fühner (1925): „Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die narkotische Hexensalbe ihr Opfer nicht nur betäubte, sondern dasselbe den ganzen schönen Traum von der Luftfahrt, vom festlichen Gelage, von Tanz und Liebe so sinnfällig erleben ließ, dass es nach dem Wiederwachen von der Wirklichkeit des Geträumten überzeugt war. Die Hexensalbe stellt in dieser Weise ein Berausungs- und Genussmittel des armen Volkes dar, dem kostspieligere Genüsse versagt waren.“

Ich vermute, dass die Widersprüche in den mittelalterlichen Quellen einerseits von der Beweisführung der Dämonologen herrühren, die diese Art von Visionen und Illusionen allein dem teuflischen Einfluss zuschreiben wollten. Andererseits stehen diese seit dem 13. Jahrhundert zu dem Bild des Charismatikers, der ohne Drogen Ekstasen erleben konnte, wenn nicht in antagonistischem, so doch in differenterem Verhältnis. Doch bei beiden Visionserfahrungen vergisst man den Einfluss der Konditionierung. Oft tritt der Rausch auch schon beim Anblick des (ersten) Auslösers ein²², und auch die Wirkung der „Massensuggestion“ scheint wohl unbestritten. Die Ekstasen der Mystiker können ebenso „[...] oft plötzlich durch ein Erblicken irgendeines besonderen, geliebten Symbols des Göttlichen hervorgerufen werden [...]. Ihre Gegenwart – bisweilen der plötzliche Gedanke an sie – genügt, um, psychologisch gesprochen, eine Entladung von Energie in eine besondere Richtung hervorzurufen [...]“ (Underhill, 1928, S. 471 f.).

7 Fazit

Mittelalterliche Entgrenzungs-, Rausch- und Transzendenz-Erfahrungen besaßen zwar eine große Relevanz für Verhalten und Denken wurden aber nicht wertfrei akzeptiert, sondern im Sinne der zwei Reiche-Lehre kontextualisiert, d.h. Entgrenzungserfahrungen in der Mystik wurden im Hochmittelalter nicht nur akzeptiert, sondern als erstrebenswert angesehen, während Rausch und Drogen nahezu durchwegs dämonisiert wurden.

Die im Ausgang des Mittelalters zu beobachtenden Rationalisierungstendenzen erfassen die gesamte Welterfahrung und zogen eine Zurückdrängung der Mystik und damit auch der Ekstase nach sich. Dennoch war der durch die Alltagsgenussmittel Bier und Wein erzeugte Rausch im Mittelalter eine nicht ausschließlich sanktionierte Erfahrung. Dies hängt wahrscheinlich mit der noch nicht ausgeprägten Individuation des Einzelwesens zusammen, ein noch nicht dominantes Ich-Konzept bedingt bei einer größeren Breite des Affektverhaltens eine wesentlich geringere Affekthemmung. Eine rauschhafte Einbuße der Ich-Kontrolle provoziert noch keine Angst- oder Schuldgefühle, erst am Ende des Mittelalters belegt z.B. der späthöfische Roman eine auffällige Häufung an Gefühlsüberschwängen, die aber in Widerspruch zum höfischen Ideal der Affektkontrolle stehen.

In der Neuzeit scheint der Rausch eine andere, ihm vorher nicht immanente Form der Ambivalenz zu gewinnen, die den Kontrollverlust eindeutig negativ konnotiert. Rationale Bewältigung der Wirklichkeit gewinnt einen vorher nicht gegebenen Vorzug und löste rauschhafte Zustände und ekstatisches Einheitserleben als Erkenntnismedien ab.

Literatur

Primärliteratur

- Abraham von Worms (1988). *Das Buch der wahren Praktik in der göttlichen Magie*. Hg. von Jürg von Ins. München.
- Apuleius (1990). *Der goldene Esel*. München.
- Bodin, J. (1591/1973). *Vom ausgelassenen wütigen Teuffelsheer*. Übers. v. Johann Fischart. Graz.
- de Lancre, P. (1630). *Wunderbahrliche Geheimnissen der Zauberey / darinn auß der Uhraicht: und Bekenmuß vieler unterschiedlicher Zauberer und Zauberinnen die vornehmste Stück so bey solchem Teuffelswesen umbgehen / beschrieben werden. Gezogen auß einem weitteufftigen in französischer Sprach gedrucktem Tractat Herrn Petri de Lancre, Parlamentsherren zu Bordeaux / welcher solchen gerichtlichen Processen persönlich beygewohnt. Neben etlichen dergleichen Processen / so in Spanien gehalten worden. Allen Menschen zur warnung und Abscheu / den Richtern aber zu guter Nachricht und Unterweysung / auß dem Franzosischen mit deß Königs Privilegien getrucktem Exemplar in Teutsch ubergesetzt*.
- De Quincey, T. (2009). *Bekanntnisse eines englischen Opiumessers*. Leipzig.
- Della Porta, G. B. (1713/1558). *Magia naturalis. Oder: Hauskunst und Wunder-Buch*. Nürnberg.
- Der Freudenleere (1961). *Der Wiener Meerfahrt*. In von der Hagen, F. (Hrsg.), *Gesamtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen* (S. 467-485). Bd. 2, Nr. 51. Stuttgart.
- Der Stricker (1977). *Der Weinschweg*. In Fischer, H. (Hrsg.), *Verserzählungen* (S. 42-58). Tübingen.
- Die Klage (1960.) *Nach der ältesten Überlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart*, hg. von Karl Lachmann. 3. Ausg. Berlin 1851, S. 303-370. Neudr. Berlin.
- Farrère, C. (1926). *Opium*. München.
- Geiler, J. von Kaisersberg (1875). *Emeis*. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und sonstigen literarischen Nachweisungen. Hrsg. v. A. Stöber. Basel. Ausgabe von Bauer (1989–1995).

²² Die Seherin von Prevorst kam z.B. beim Anblick der Zirbelnuss schon in einen Trancezustand.

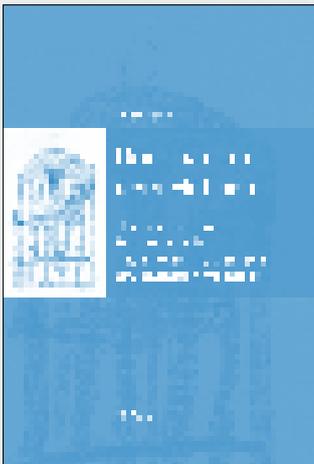
- Konrad von Würzburg (1965). *Der trojanische Krieg*. Hg. durch Adelbert von Keller. (Stuttgart 1858 = StLV 44). Amsterdam.
- Laurin (1867/1966). In von Keller, A. (Hrsg.), *Das deutsche Heldenbuch I.* (= STLV87) Stuttgart.
- Luther, M. (2011). *Dekalogpredigten*. In der Übersetzung von Sebastian Münster. Hg. v. Michael Basse (= Archiv zur Weimarer Ausgabe 10). Köln.
- Nider, Johann D. (1971). Formicarius. Vollst. Faks.-Ausg. der Inkunabel Köln um 1480. Einführung Hans Biedermann. Graz. Neuedition durch Catherine Chène II, (1999) 122-143 und Textkommentar 205-220.
- Schmitz, O. A. H. (2002). *Haschisch. Erzählungen*. Hg. v. Wilhelm w. Hemecker. Wien.
- Strabo, W. (2015). *De cultura hortorum: (Hortulus) Lateinisch/Deutsch = Über den Gartenbau / Walahfrid Strabo*. Übers. und hrsg. von Otto Schönberger. Stuttgart.
- Thompson, H. S. (2005). *Angst und Schrecken in Las Vegas*. München.
- Weyer, J. (1586/1969). *Von Teuffelsgespent, Zaubere- rern und Giffbreytern, Schwartzkünstlern, Hexen und Unholden. Erstlich durch Johannem Weier in Latein beschrieben, nachmals von Johanne Fugli- no verteutscht, jetzund aber auff's neuw ubesehen*. Darmstadt.
- Sekundärliteratur**
- Anrich, G. (1894/1990). *Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum*. Göttingen, Hildesheim.
- Bachtin, M. (1969). *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. München.
- Baschwitz, K. (1963). *Hexen und Hexenprozesse*. München.
- Bever, E. (2006). Ointment. In Golden, R. (Hrsg.), *Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition* (Bd. III: S. 851-852). Santa Barbara.
- Bever, E. (2008). *The Realities of Witchcraft and Popular Magic in Early Modern Europe. Culture, Cognition, and Everyday Life*. Houndsmills.
- Byloff, F. (1934). *Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern*. Berlin.
- Cohn, N. (1993). *Europe's Inner Demons: the Demonization of Christians in Medieval Christendom*. London.
- Derrida, J. (1972). *Die Schrift und die Differenzen*. Frankfurt a. M.
- Doht, R. (1974). *Der Rauschtrank im germanischen Mythos*. Wien.
- Dubach, M. (2008) *In vino veritas – Untersuchungen zur Trunkenheit im Alten Testament und seiner Umwelt*. Dissertation. Wien.
- Duerr, H.-P. (1982). *Der Wissenschaftler und das Irrationale*. Frankfurt a. M.
- Duerr, H.-P. (1985). *Traumzeit: über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*. Frankfurt a. M.
- Eliade, M. (1994). *Schamanismus und archaische Ekstasetechnik*. 8. Aufl. Frankfurt a. M.
- Ennemoser, J. (1844). *Geschichte der Magie*. Leipzig.
- Estrada, A. (1980). *Maria Sabina. Botin der Heiligen Pilze*. München.
- Fabing (1956). On going Berserk: A Neurological Inquiry. *The Scientific Monthly*, LXXXIII, 232-237.
- Ferckel, S. (1954). „Hexensalbe“ und ihre Wirkung. *Kosmos*, 50, 414.
- Feustel, R. (2013). *Grenzgänge. Kulturen des Rausches seit der Renaissance*. München.
- Frohne, D. & Pfänder, H. J. (2004). *Giftpflanzen. Ein Handbuch für Apotheker, Ärzte, Toxikologen und Biologen*. 5. Aufl. Stuttgart.
- Fühner, H. (1925) Solanazeen als Berausungsmittel. *Archiv für experimentelle Pathologie und Pharmakologie* 111, 281.
- Gelpke, R. (1966). *Vom Rausch in Orient und Okzident*. Köln.
- Hansen, H. A. (1978). *The witch's Garden*. Santa Cruz.
- Hauschild, T. (1982) Hexen und Drogen. In Völger, G. & von Welck, K. (Hrsg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*. Bd. II, S. 618-629. Stuttgart.
- Haustein, M. (1990). *Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen*. Stuttgart.
- Hickel, E. (2008). *Die Arzneimittel in der Geschichte. Trost und Täuschung – Heil und Handelsware*. Nordhausen.
- Hirschfelder, G. (2001). Anmerkungen zu einer Kulturgeschichte der pflanzlichen Drogen in Europa. In Ebeling, D. et al. (Hrsg.), *Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft*. Festgabe für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag (S. 523-539) Trier.
- Hirschfelder, G. (2007). Zwischen kulturellem Zwang und individueller Freiheit. In Matthiesen, S. & Rosenzweig, R. (Hrsg.), *Von Sinnen. Traum und Trance, Rausch und Rage aus der Sicht der Hirnforschung* (S. 195-218). Paderborn.
- Huxley, A. (1987). *Moksha. Auf der Suche nach der Wunderdroge*. Hrsg. v. Michael Horowitz und Cynthia Palmer. München.
- Huxley, A. (1954). *Die Pforten der Wahrnehmung*. München.
- Jay, M. (2010). *High Society. Eine Kulturgeschichte der Drogen*. Darmstadt.
- Keilbach, W. (1972). Techniken religiöser Ekstasen. In Josuttis, M. & Leuner, H. (Hrsg.), *Religion und die Droge. Ein Symposium über religiöse Erfahrungen unter Einfluß von Halluzinogenen* (S. 9-21). Mainz.
- Kiesel, H. (Hrsg.) (1999). *Rausch*. Heidelberger Jahrbuch. Berlin.

- Kiesel, H. & Kluwe, S. (1999). Jenseits von Eden. In Kiesel, H. (Hrsg.), *Rausch*. Heidelberger Jahrbuch (S. 1-26). Berlin.
- Kiesewetter, C. (1895/2005). *Die Geheimwissenschaften. Eine Kulturgeschichte der Esoterik*. Wiesbaden.
- Kluge, F. (1989). *Etymologisches Wörterbuch*. Berlin.
- Kloft, H. (1999). *Mysterienkulte der Antike*. München.
- Knapp, F.-P. (1999). Diesen Trinker gnade Gott. Säufepoesie im Mittelalter. In Kiesel, H. (Hrsg.), *Rausch* (S. 255-272). Heidelberg.
- Köpping, K. P. (1999). Schmutzige Riten? Ekstase Schmanismus und pflanzliche Drogen als tabuisierte Formen des Zugangs zum Gotteserlebnis. In Kiesel, H. (Hrsg.), *Rausch* (S. 293-314). Heidelberg.
- Kuhlen, F.-J. (1983). *Zur Geschichte der Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmittel in Mittelalter und früher Neuzeit*. Stuttgart.
- Kuhlen, F.-J. (1984). Von Hexen und Drogenträumen. Arzneimittelmißbrauch in Mittelalter und früher Neuzeit. *Deutsche Apotheker Zeitung*, 124, 2195-2202.
- Kupfer, A. (1996). *Göttliche Gifte: Kleine Kulturgeschichte des Rausches seit dem Garten Eden*. Stuttgart.
- Kupfer, A. (1996b). *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik. Ein Handbuch*. Stuttgart.
- Lacarrière, J. (1967). *Die Gott-Trunkenen*. Wiesbaden.
- Leary, T. (1970). *Politik der Ekstase. Die wichtigsten grundlegenden Texte zum Verständnis der psychedelischen Drogen und der psychedelischen Bewegung*. Hamburg.
- Legaro, A. (1981). Ansätze zu einer Soziologie des Rausches – zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa. In Völger, G. (Hrsg.), *Rausch und Realität – Drogen im Kulturvergleich*. Handbuch des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde zur gleichnamigen Ausstellung (S. 93-114). Köln.
- Leuner, H. (1972). *Ekstase und religiöses Erleben durch Halluzinogene beim modernen Menschen. In: Religion und die Droge*. Ein Symposium über religiöse Erfahrungen unter Einfluß von Halluzinogenen. Hrsg. v. M. Josuttis & H. Leuner S. 38-53.
- Liede, A. (1977). Art. Parodie. In Kohlschmidt, W. & Mohr, W. (Hrsg.), *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Berlin.
- Martin, G. M. (1982). *Drogen II*. TRE 9, 195-198.
- Mayor, A. (2011). *Pontisches Gift. Die Legende von Mithridates, Roms größtem Feind*. Stuttgart.
- Müller-Küppers, M. (1999). Psychiatrie und Psychopathologie des Rausches. In Kiesel, H. (Hrsg.), *Rausch*. (S. 115-148). Heidelberg.
- von Nahl, R. (1983). *Zauberglaube und Hexenwahn im Gebiet von Rhein und Maas: spätmittelalterlicher Volksglaube im Werk Johan Weyers (1515-1588)*. Bonn.
- Niekrenz, Y. (2010). *Rauschhafte Vergemeinschaftungen. Eine Studie zum rheinischen Straßenkarneval*. Dissertation. Rostock.
- Perty, M. (1877). *Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart*. Leipzig.
- Peuckert, W.-E. (1960). Hexensalben. *Medizinischer Monatspiegel*, 8, 169-174.
- Rätsch, C. (2001) Heras Hexensalbe oder hexen@salbe. In Köpke, W. & Schmelz, B. (Hrsg.), *Hexenwelten*. Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg NF. 31, S. 69-99.
- Richter, E. (1960). Der nacherlebte Hexensabbat – Zu Will-Erich Peuckerts Selbstversuch mit Hexensalben. *Forschungsfragen unserer Zeit*, 7, 3, 97-100.
- Riess, W. (2001): *Apuleius und die Räuber. Ein Beitrag zur historischen Kriminalitätsforschung*. (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien, Band 35). Stuttgart.
- Rosenbohm, A. (1991). *Halluzinogene Drogen im Schamanismus*. Berlin.
- Rosenbohm, A. (2000). Der Fliegenpilz in Sibirien. In Bauer, W. & Klapp, E. (Hrsg.), *Der Fliegenpilz* (S. 72-97). Aarau.
- Schenk, G. (1954). *Das Buch der Gifte*. Berlin.
- Schmidbauer, W. & vom Scheidt, J. (2003). *Handbuch der Rauschdrogen*. München.
- Schneider, W. (1982). Mittelalterliche Arzneidrogen und Paracelsus. In: Völger, G. & von Welck, K. (Hrsg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*. Bd. 2 (S. 54-59).
- Schüßler, W. & Harbeck-Pingel, B. (2002). *Transzendenz*. Theologische Realenzyklopädie (TRE), Band 33 (S. 768-775). Berlin, New York:..
- Sidky, H. (1997). *Witchcraft, lycanthropy, drugs, and disease: an anthropological study of the European witch-hunts* (S. 190-194). New York.
- Siegel, R. (1995). *RauschDrogen. Sehnsucht nach dem künstlichen Paradies*. Frankfurt a. M.
- Strömbäck, D. (2000). The Concept of the Soul in Nordic Tradition [Sejd och andra studier i nordisk själsuppfaattning] (S. 220-236). Hedemora.
- Thompson, W. I. (1972). *At the Edge of History*. New York.
- Tuczay, C. (2004). Die Darstellung der Hexe in den österreichischen Sagen. In Rudolph, A. & George, M. (Hrsg.), *Hexen. Historische Faktizität und fiktive Bildlichkeit* (S. 91-121). Dettelbach.
- Tuczay, C. (2009). Mystik und Drogen. In Dinzelsbacher, P. (Hrsg.), *Mystik und Natur. Zur Geschichte ihres Verhältnisses vom Altertum bis zur Gegenwart* (S. 175-198). Berlin.

- Underhill, E. (1928) *Mystik. Eine Studie über die Natur und Entwicklung des religiösen Bewußtseins im Menschen*. München.
- Westermann, H. (2002). *Die Intention des Dichters und die Zwecke der Interpreten*. Berlin.
- Wink, M. (1999). Wirkung und Kulturgeschichte psychotroper Pflanzen. In: Kiesel, H. (Hrsg.), *Rausch*. (S. 27-90). Heidelberg.
- Wittlin, D. (1999) *Mandragora – eine Arzneipflanze in Antike, Mittelalter und Neuzeit*. Dietikon:.
- Yeensen, R. (1992). Vom Mysterium zum Paradigma: Die Reise des Menschen von heiligen Pflanzen zu psychedelischen Drogen. In Räsch, C. (Hrsg.), *Das Tor zu inneren Räumen* (S. 17-61). Südergellersen.



Prof. Dr. Christa Tuczay
Lehrbeauftragte an der Universität Wien
christa.tuczay@univie.ac.at



Sonja Rieder

Don Juan auf dem Hot Seat

Überlegungen zur Psychotherapie mit amourös-narzisstisch strukturierten Menschen

Nach wie vor nährt der Casanova-Mythos, vom Großmeister der Libertinage selbst durch seine berühmt-berüchtigten Memoiren konstruiert, die Mär von einem Sammelsurium an Liebschaften als Form der Lebenskunst.

Die Autorin hat sich auf die Spur von Liebesfrühen der heutigen Zeit begeben und typische Affären analysiert: Eine heiße Phase des Begehrens und der geschickten Manipulation mündet am Gipfel der erfolgreichen Eroberung in kalten Triumph und eine rasche Abkehr vom vermeintlich geliebten Objekt. Bis sich der Kreislauf mit dem nächsten „Opfer“ zu wiederholen beginnt...

Dabei ist die Sexualität von echter Nähe und Intimität meilenweit entfernt und dient als bloßer Schauplatz für die Befriedigung von Bedürfnissen nach Machtausübung und Kontrolle.

Dieses Buch ist goldrichtig für Liebesängstliche, Bindungsscheue und notorische FremdgängerInnen sowie Menschen, die mit diesen die Liebe versuchen wollen. Aber auch Interessierte an den Paradoxien von Bindung und Beziehung generell werden es mit Gewinn lesen.

Der Text will nicht verurteilen, sondern verständlich machen, welche verhängnisvolle innere Dynamik obsessive LiebesabenteurerInnen begleitet. Begeben Sie sich mit der Autorin hinter die Kulissen erotischer Verführung und gewinnen Sie Einblick in die Hintergründe von amourösem Narzissmus.

148 Seiten

ISBN 978-3-95853-051-5

Preis: 20,- €

eBook:

ISBN 978-3-95853-052-2

Preis: 12,- €

(www.ciando.com)



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28 · D-49525 Lengerich · Telefon +49 (0)5484 308 · Telefax +49 (0)5484 550

pabst.publishers@t-online.de · www.psychologie-aktuell.com · www.pabst-publishers.de

Drogen-bezogene Literatur unter der Lupe der „Medical Humanities“:

Betrachtungen an der Schnittstelle von Ästhetik, Kulturgeschichte und Suchtprävention

Martin Tauss

In der Literatur lassen sich Alkohol- und Drogengebrauch wie unter einem Vergrößerungsglas analysieren. Rauschmittel dienten Schriftstellern und Künstlern oft als Mittel zur Inspiration, Stimulation und „Bewusstseinsweiterung“ oder auch schlicht zur Schmerzlinderung und Lebensbewältigung. All das findet in den Produkten der Literatur und Kunst seinen Niederschlag und wird dabei Teil unseres kulturellen Themenkatalogs: ästhetisch, inhaltlich, mitunter auch ideologisch und theoretisch. Diese Tatsache ist auch für die moderne Suchtforschung und Prävention von Interesse – ebenso wie die Frage, warum manche Schriftsteller wie etwa Ernst Jünger kontrolliert mit einer ganzen Reihe von Rauschmitteln umgehen konnten, während viele andere (Klaus und Erika Mann, Joseph Roth, etc.) dem Drogenmissbrauch und/oder der Sucht verfielen.

Bei Künstlern mit problematischem Drogengebrauch oder Suchterkrankungen finden sich zuweilen auch Hinweise auf begleitende psychische Störungen. So manche Schriftsteller kamen als Patienten (Thomas de Quincey, Hans Fallada, etc.), Ärzte (Gottfried Benn, Walter Vogt, etc.) oder Apotheker (Fitz H. Ludlow, Georg Trakl, etc.) mit den Drogen in Kontakt. Aus historischer Sicht stehen insbesondere Kriegserfahrungen mit vermehrtem Zugang zu psychoaktiven Stoffen und neuen Formen des Drogengebrauchs in Zusammenhang.

1 Wovon sprechen wir eigentlich, wenn wir uns mit „Drogen“ in der Literatur befassen?

Was eine „Droge“ ist, darüber gibt es verschiedene Auffassungen. Die Geschichte zeigt, wie unterschiedlich bestimmte Drogen im Laufe der Zeit wahrgenommen und bewertet wurden. Drogen sind höchst ambivalent aufgeladen und werden gern in Rausch-, Sucht- und Genussmittel, in legale und illegale Substanzen eingeteilt. Aber gerade auch diese Zuordnung

und der Status der Legalität können sich historisch verändern.

Für einen wissenschaftlichen Zugang empfiehlt sich daher ein möglichst neutrales Modell auf medizinischer und pharmakologischer Grundlage: Wenn man Drogen als „psychoaktive Substanzen“ definiert, sind damit all jene Stoffe gemeint, deren Wirkung durch Beeinflussung der Nervenzellen im Gehirn entsteht. Auf diese Weise führen sie zu einer Veränderung der Wahrnehmung, des Fühlens und Denkens. Bei einer Substanz wie LSD reicht sogar bereits eine Mikrogramm-Dosierung, um tief greifende Veränderungen des Erlebens zu bewirken. Andere Substanzen zeigen auch in höherer Dosierung nur weitgehend milde psychoaktive Effekte, was ihre gesellschaftliche Integration tendenziell begünstigt. Jede Droge hat ein spezifisches Wirkungs- und Risikoprofil.

2 Wie lassen sich Drogenwirkungen in Literatur, Kunst und Kultur erfassen?

Die Wirkung der Droge erwächst zunächst aus dem pharmakologischen Profil der Substanz. Dabei werden verschiedene Drogenklassen mit ähnlichen Effekten differenziert, zum Beispiel Alkoholika, dämpfende und schmerzlindernde Substanzen (Opioide), Stimulanzien (Kokain, Amphetamine, etc.) oder Halluzinogene (LSD, Meskalin, Psilocybin, etc.).

Die jeweils im Vordergrund stehenden Effekte einer Droge sind aber nicht nur eine Eigenschaft der Substanz per se. Sie werden auch durch die Dosierung und Konsumform, durch das Individuum und die vielfältigen Rahmenbedingungen des Drogengebrauchs hervorgebracht. Es macht zum Beispiel einen Unterschied, ob eine Droge im Rahmen eines wissenschaftlichen Experiments, für therapeutische Zwecke in der Medizin, im hedonistischen Kontext der Freizeitkultur oder bei sozial marginalisierten Menschen mit psychiatrischer Vorbelastung zur Wirkung kommt.

Das ursprünglich in der Halluzinogen-Forschung entwickelte Drogenwirkungsmodell von „Substanz“, „Set“ und „Setting“ ist prinzipiell auf alle psychoaktiven Substanzen anwendbar, wie der US-amerikanische Suchtforscher Norman Zinberg eindrucksvoll gezeigt hat (Zinberg 1984). Es besagt, dass neben den pharmakologischen Effekten der Substanz auch noch andere Faktoren wirksam werden: nämlich die Vorannahmen, Einstellungen und Erwartungen des Drogenkonsumenten, seine Lebensgeschichte einschließlich der individuellen Vulnerabilität und Vorbelastung („Set“) sowie die natürlichen, aber auch kulturellen Rahmenbedingungen, in denen der Drogengebrauch erfolgt („Setting“). Das heißt, der Umstand, wie eine bestimmte Droge in einer bestimmten Gesellschaft oder Subkultur bewertet wird, die Bilder und Erzählungen, die über sie kursieren, auch ihr legaler Status, wirken in der Regel auf den individuellen Drogengebrauch zurück.

In diesem ganzheitlichen Modell werden somit pharmakologische und psychologische, aber auch soziale und kulturelle Faktoren erfasst. Es verdeutlicht somit die Kulturabhängigkeit des Drogengebrauchs. Auf jeder der drei Ebenen von „Substanz“, „Set“ und „Setting“ lassen sich spezifische Schutz- und Risikofaktoren des Drogengebrauchs identifizieren. Im Bereich des „Setting“ etwa können sozial und kulturell verankerte Rituale und Sanktionen einem problematischen und gesundheitsgefährdenden Drogenkonsum entgegenwirken. Sämtliche „Drogenwirklichkeiten“, mit denen wir in Medizin, Literatur, Kunst und Gesellschaft zu tun haben, entstehen durch das Wechselspiel von Droge, Mensch und Umfeld. Die Beschäftigung mit Drogen-bezogener Literatur sollte daher nicht blind gegenüber diesen drei ineinander wirkenden Faktoren sein (Tauss, 2005).

3 Welche Spuren haben Drogen in der Literatur- und Kulturgeschichte hinterlassen?

Man könnte die Geschichte der Drogen von Anfang an erzählen und eine verwegene These aufstellen: Die Geburt der menschlichen Kultur im Schamanismus der steinzeitlichen Jäger- und Sammlergesellschaften erfolgte größtenteils aus dem Geiste des Rausches. Denn der Schamane, der stets als archaischer „Rauschkünstler“ und zumindest von einem Teil der Forschung auch als Drogenkundiger beschrie-

ben wird¹, war als kulturelle Leitfigur für viele gesellschaftliche Bereiche in Personalunion zuständig – Religion (die Vermittlung des Übersinnlichen), Medizin (Diagnose und Therapie) sowie auch Kunst: In seinen rituellen Aufführungen vereinte er Tanz, Theater, Poesie und Musik zu einem hermetischen Gesamtkunstwerk. Bei einem Teil der Rausch-orientierten Traditionen, die sich im Laufe der Kulturgeschichte entwickelt haben, scheint es, als ob das schamanische Erbe – mit und ohne Drogen – immer wieder in neuen Formen aktualisiert wird. Das gilt vor allem für stark performativ ausgerichtete Kunstformen, die heute vor allem im Umfeld der Pop-Kultur zu finden sind, aber auch für die Literatur: Man denke etwa an die visionäre Dichtung von William Blake über Arthur Rimbaud bis hin zu Jim Morrison, der sich und seine Rock-Band „The Doors“ gern als „elektrische Schamanen“ bezeichnete (und übrigens nicht als Pop-Star, sondern als Dichter in Erinnerung bleiben wollte).

Eine Droge wie Alkohol, die in der europäischen Kultur seit Jahrtausenden als Genuss- und Rauschmittel verwendet wird, taucht entsprechend häufig in den kulturellen Produkten, in Kunst und Literatur auf. Seine Wirkungen werden in der antiken Dichtung ebenso besungen wie in unzähligen Pop-Songs oder im traditionellen „Wienerlied“. Auch ein gesellschaftlich thematisiertes Alkoholproblem wird immer wieder in den literarischen Texten sichtbar – insbesondere in Zeiten historischer Übergänge, zum Beispiel an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit oder in der Phase der frühen Industrialisierung (Spode, 1993; Legnaro, 1996).

3.1 Modernisierung im Zwielficht: Rausch, Traum und „Hymnen an die Nacht“

Aus dem Blickwinkel der Literaturgeschichte entsteht seit der Romantik, an der Wende zum 19. Jahrhundert, eine spezifische Tradition der Drogen-bezogenen Literatur: Das gilt auch für die deutschsprachige Literatur, die im Vergleich zur angloamerikanischen und französischen Literatur diesbezüglich erst relativ spät das Interesse der Forscher auf sich gezogen hat. Mit Thomas de Quinceys autobiographischen „Bekanntnissen eines englischen Opiumesers“ (1821) wurde erstmals die Entwicklung einer Suchterkrankung zum großen Thema eines literarischen Werks.

¹ Der berühmte Religionswissenschaftler Mircea Eliade hingegen sah im Drogengebrauch lediglich eine Verfallserscheinung des Schamanentums.

Die Romantik ist wie ein Schlüssel zum Verständnis eines wichtigen Teils der Drogen-bezogenen Literatur: Wenn man in dieser künstlerisch-intellektuellen Strömung eine Gegenbewegung zur Aufklärung und der zunehmenden Rationalisierung aller Lebensbereiche sieht, wird klar, dass Drogen von Kunstschaffenden seither oft als Mittel instrumentalisiert werden, um sich dieser Entwicklung zumindest vorübergehend zu entziehen. So wie der Traum ermöglicht auch der Rausch eine Abkehr vom alles durchdringenden Licht der Vernunft. Denn die romantische Phantasie und künstlerische Imagination wenden sich gerne den dunklen, nächtlichen Bezirken der menschlichen Seele zu. Die „Hymnen an die Nacht“ (1800) des deutschen Dichters Novalis können für diese geistesgeschichtliche Wende als geradezu paradigmatischer Text herangezogen werden.

Die Ästhetik des Rausches ist demnach vor allem ein romantisches Projekt, das im 20. Jahrhundert mit großer Leidenschaft weiterverfolgt wird. Sie führt von den geistigen Urhebern der Romantik und ihren Nachfolgern wie E.T.A. Hoffmann oder Edgar Allan Poe über Charles Baudelaire, der sich mit seinem Essay „Die künstlichen Paradiese“ (1860) an zentraler Stelle in den Kanon der Drogen-bezogenen Literatur eingeschrieben hat, bis hin zu den Vertretern des Surrealismus und Dadaismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die repressive Kulturpolitik unter nationalsozialistischer Herrschaft war diesbezüglich zwar ein heftiger Einschnitt; der hetzerische Kampf der Nazis gegen die künstlerische Moderne vermochte die kulturrevolutionären Tendenzen aber nur vorübergehend zu unterbinden. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einer umso heftigeren Wiederkehr des Verdrängten. Mit der studentisch-intellektuellen Protestbewegung um 1968 erwachte erneut das Interesse, den Gegensatz von Traum und Wirklichkeit im Rausch aufzulösen; und dieses Interesse wurde kulturell prägend wie nie zuvor.

So wie die Romantik einst als subversives Gegenprogramm zur Aufklärung angetreten ist, hat sich in den westlichen Nachkriegsgesellschaften eine „psychedelische Opposition“ zur Vernunft etabliert. Der Begriff „psychedelisch“ geht zurück auf Aldous Huxleys Reflexionen seiner eigenen Experimente mit halluzinogenen Drogen, die er unter anderem in seinem einflussreichen Essay „Die Pforten der Wahrnehmung“ (1954) aufbereitet hat. Und dieser Begriff prägte fortan nicht nur einen maßgeblichen Teil der Drogen-bezogenen Kunst und Literatur, sondern auch die multimediale, globalisierte Pop-Kultur, die in den 1960er- und 1970er-

Jahren eine neuartige Ästhetik von Rausch und Traum verbreitete.

3.2 Im Rausch der Modernisierung: „Speed“ und die „Schönheit der Geschwindigkeit“

Es gibt freilich noch eine anders gelagerte Strömung, in der Drogen kulturell wirkmächtig geworden sind. Denn im 20. Jahrhundert haben sich auch Avantgarde-Bewegungen herausgebildet, die eben nicht eine Alternative oder Parallelwelt zur fortschreitenden Modernisierung zu schaffen versuchten, sondern geradewegs darauf abzielten, den Fortschritt noch weiter zu befeuern und voranzutreiben. Dazu passen vor allem jene psychoaktiven Stoffe, die eine stimulierende, vorübergehend leistungssteigernde Wirkung aufweisen: Stimulanzien wie Kokain oder Amphetamine („Speed“) fügen sich aufgrund ihrer pharmakologischen Eigenschaften gut zur umfassenden Beschleunigung, die seit der industriellen Revolution die modernen Lebenswelten erfasst hat. Sie versprachen, den Schlaf aufzuschieben und das Leben in einen „rationalisierten Rausch“ überzuführen, hin zu einer „unermüdlich strahlenden Aufmerksamkeit“: Insofern sind stimulierende Drogen mit so manchen kulturellen Träumen der Moderne assoziiert, von der stetigen Produktivitäts- und Effizienzsteigerung über technische Fortschrittsphantasien bis hin zu prägenden Vorstellungen der Disziplinierung von Körper und Geist (Dany 2008). Auch in den Kriegen des 20. Jahrhunderts, vom Ersten Weltkrieg bis zum US-amerikanischen Irakkrieg, kamen Stimulanzien massenhaft zum Einsatz, um die Konzentration und Leistungsfähigkeit der Soldaten unter Extrembelastung zu steigern.

In der modernen Gesellschaft ist Leistungssteigerung auch bei Künstlern und Schriftstellern zum Thema geworden. Etliche griffen dabei auf stimulierende Drogen zurück – beispielsweise Jean Paul Sartre und Jack Kerouac, Elvis Presley, Johnny Cash oder Andy Warhol. Und nicht wenige gerieten dabei in den Teufelskreis eines stimulierend-narkotischen Drogengebrauchs, meist in Verbindung mit exzessivem Alkoholkonsum.

Sogar die Idee des drogengestützten Lernens taucht in der Literatur auf: Der deutsche Arzt und Schriftsteller Gottfried Benn, der seine Experimente mit Kokain literarisch verarbeitet hat, zog in seinem Essay „Provoziertes Leben“ (1943) den „zielbewussten Einsatz“ von Amphetamin in höheren Schulen in Betracht. Dieses Thema lässt sich heute zumindest bei „mental kompetenten Erwachsenen“ unter

dem Schlagwort des „Gehirndopings“ wieder ernsthaft diskutieren, wie vor einigen Jahren etwa ein Themenschwerpunkt zur kognitiven Leistungssteigerung im renommierten Wissenschaftsjournal *Nature* (2008;456:702–756) verdeutlicht hat.

Für den deutschen Autor Hans-Christian Dany (2008) erscheint der vielfältige Gebrauch stimulierender Drogen in der Alltagskultur, in Literatur, Kunst und Pop-Musik wie eine „Geheimgeschichte des 20. Jahrhunderts“. Auf der Suche nach einem paradigmatischen Text für diese kulturelle Strömung würde man wohl am ehesten im Umfeld der Futuristen fündig werden. Denn bereits im Ersten Futuristischen Manifest (1909) hatte der italienische Autor Filippo Tomaso Marinetti, begeistert von der neuen Maschinenwelt, programmatisch die „fiebrige Schlaflosigkeit“ und die neue „Schönheit der Geschwindigkeit“ gepriesen. Es ist jedenfalls diese kulturelle Tradition, die zumindest unterschwellig auch in den aktuellen Zeitgeist hineinzuwirken scheint. Und es verwundert nicht, dass heute sozial gut verträgliche Stimulanzien wie Kaffee und die Koffein-haltigen Energy-Drinks als Genussmittel, „Büro“- oder „Freizeitdrogen“ weltweit massenhaft verwendet werden.

3.3 Drogen und Pop-Kultur

Im Hinblick auf die beschriebenen Traditionen gibt es freilich ein breites Spektrum von Interferenzen und Wechselwirkungen. Insbesondere die Pop-Kultur ist seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein großer Umschlagplatz und Schmelztiegel für neue kulturelle Strömungen – und auch für rasch wechselnde Formen des Drogengebrauchs. Im Gegensatz zu den 1960er-Jahren etwa spielen halluzinogene Drogen wie LSD heute nur noch eine marginale Rolle in der Jugendkultur. Das künstlerische Interesse am Rausch aber ist in der Pop-Kultur zweifellos erhalten geblieben, wobei in diversen Subkulturen jeweils unterschiedliche Drogen einflussreich geworden sind: zum Beispiel Cannabis im Hip-Hop oder im Reggae und Rastafari-Kult, Amphetamin in der Punk-Musik, Kokain in der Disco-Welle oder Ecstasy (MDMA) in der Rave- und Techno-Bewegung der 1990er Jahre. Literatur- und Kulturwissenschaftler können dabei wesentlich dazu beitragen, die Suchtforschung und Prävention hinsichtlich „Substanz“, „Set“ und „Setting“ zu informieren. Gerade hier ist das Wissen um die kulturellen Zusammen-

hänge des Drogengebrauchs relevant für die erfolgreiche Durchführung von Präventionsprojekten.

Literatur

- Dany, H.-Ch. (2008). *Speed. Eine Gesellschaft auf Droge*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Kupfer, A. (1996). *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik*. Stuttgart: Metzler.
- Legnaro, A. (1996). Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle – Bedeutungswandel zwischen Mittelalter und Neuzeit in Europa. In Gros, H. (Hrsg.), *Rausch und Realität. Eine Kulturgeschichte der Drogen*. Bd. 1, S. 64-77. Stuttgart: Klett.
- Resch, S. (2007). *Provoziertes Schreiben. Drogen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Spode, H. (1993). *Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Tauss, M. (2005). *Rausch Kultur Geschichte. Drogen in literarischen Texten nach 1945*. Innsbruck: Studienverlag.
- Zinberg, N. E. (1984). *Drug, Set, and Setting. The Basis for Controlled Intoxicant Use*. New Haven: Yale University Press.

Editorische Notiz

Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag des Autors an der Universität Ljubljana (Nov. 2014). Er wurde ursprünglich publiziert in: Lughofer, J. G. (Hrsg.), *Literaturdiskurs Drogen*. Symposium. (S. 6-9). Universität Ljubljana, 2015.



Dr. Martin Tauss
 Autor und Journalist
 Leiter des Ressorts „Wissenschaft“
 bei der österreichischen Wochenzeitung
 „Die Furche“.
 mtauss@kabelplus.at

Göttlicher Kick – Zur Bildstrecke „Blast“ von Manu Larcenet

Thomas Ballhausen

Comics sind als eigenständiges Medium immer auch als Teil des literarischen Feldes zu werten. Mit der unheimlichen Serie „Blast“ erzählt der französische Künstler Manu Larcenet von der düsteren Odyssee seines fragwürdigen Protagonisten Polza Mancini, der auf der Suche nach einem göttlichen Kick immer tiefer in ein erschreckendes Terrain abtaucht. Eine Einladung in ein horribles, erschreckend reales Märchenland.

Polza Mancini wird verhört. Die ihm gegenüber sitzenden Polizisten ekeln sich sichtlich vor dem menschlichen Koloss, den sie zu einem Geständnis bewegen wollen. Sein jüngstes Opfer ist die geheimnisvolle Carole Oudinot, die im künstlichen Koma gehalten wird und (zu Beginn des zweiten Bands der Reihe) verstirbt, während Polza seine erschreckende, traurige Geschichte Seite für Seite, hinweg über vier umfangreiche Comcibände, vor den skeptischen Ermittlern ausbreitet. Es ist dies ein Geständnis auf Umwegen, auf schlingernden Pfaden, die immer weiter ins Dunkel führen. Ob es die Wahrheit ist, die der durchaus listige Verdächtige hier preisgibt, bleibt trotz des von den Polizisten regelmäßig durchgeführten Abgleichs mit ihren Unterlagen weiterhin offen: „Wenn Sie verstehen wollen... dann müssen Sie durchmachen, was ich durchgemacht habe.“ In Grautönen schildert Manu Larcenet den Abstieg Polzas, der sich auf die selbsterstörerische Suche nach den titelspendenden „Blasts“ begibt, diesen grellbunten Momenten der Befreiung, in denen er sich (in jeder Hinsicht) „leicht“ fühlen kann. Alle zivilisatorischen Normen und gesellschaftlichen Verpflichtungen des zwielichtigen Protagonisten treten hinter diese gesuchten Ausnahmezustände zurück, die zwischen Epiphanie, temporärer Paradiesschau und durch wenig kontrollierbare Umstände induziertem High angesiedelt sind.

Der wenig vertrauenswürdige Erzähler Polza spart kein Detail dieser gewalterfüllten Abstiegsgeschichte aus, die zwischen dem Verhör und der Darstellung seiner Schilderung wech-

seln. Der Schriftsteller und Ehemann lässt auf seiner düsteren Odyssee beinahe alles hinter sich: Einzig die ihn plagenden Erinnerungen an einen Bruder, dessen Unfalltod er verursacht hat, und der Schatten des Vaters, der elend an einer Krebserkrankung verstorben ist, begleiten ihn gespensterhaft bei seinem Gang in die Wildnis, dessen erklärtes Ziel die Osterinseln sein sollen. Diese angebliche Reiserichtung mutet nur im ersten Moment unschlüssig an –, wenn dann aber die riesigen, unverwechselbaren Steinstatuen, die sogenannten Moai, auftauchen und der tote Vater sich auch in seiner Gestaltung als übermächtiger Vogelmann erweist, verdichtet sich der Wahn Polzas zu einer Privatmythologie aus morbider Ahnenkult und animalischer Zivilisationsverweigerung. Zu Beginn seiner Wanderschaft – im ersten Band der Reihe mit dem sprechenden Titel „Masse“ – nimmt eine der Zufallsbekanntschaften ungefragt und prophetisch den Verlauf der Dinge vorweg: „Der Reisende wechselt den Blickwinkel, der Tourist sein Geld.“

Doch die Osterinseln scheinen, abseits von Polzas gelegentlichen Lektüererfahrungen und den ersehnten, immer seltener eintretenden metaphysischen Kicks, unerreichbar. Näher und naheliegender ist eine Leidenstour durch Elendsquartiere und Anstalten, Krankenhäuser und leerstehende Häuser. In der von Larcenet, nicht zuletzt auch auf der Ebene der grafischen Ausgestaltung, deutlich deformierten Männergesellschaft ist eine bedrohliche Haltung wechselseitigen Missbrauchs und unvorhersehbarer, drastischer Gewaltausbrüche allgegenwärtig. Die Grenzen zwischen Tätern und Opfern verfließen mitunter, Polzas ist, soweit die Handlung diese Interpretation erlaubt, beides. Wird in den ersten beiden Teilen eine Grundlage gelegt, erfolgt mit dem dritten Band die erschreckende, doch nicht minder betörende Weiterdrehung der Erzählung. Polza ist die gleichermaßen faszinierende wie ekelhafte Personifizierung seiner Schilderungen, die zwischen Krankengeschichte und Thriller schlingern und unvermeidlich ihrem unver-

meidlichen Höhepunkt, der bereits in Form des vierten und abschließenden Bands vorliegt, zu steuern.

Literatur

- Larcenet, M. (2012). *Blast 1: Masse*. Berlin: Reprodukt.
- Larcenet, M. (2013). *Blast 2: Die Apokalypse des Heiligen Jacky*. Berlin: Reprodukt.
- Larcenet, M. (2013). *Blast 3: Augen zu und durch*. Berlin: Reprodukt.
- Larcenet, M. (2015). *Blast 4: Hoffentlich irren sich die Buddhisten*. Berlin: Reprodukt.

Weiterführende Literatur

- Ballhausen, T. (2005). *Kontext und Prozess. Eine Einführung in die medienübergreifende Quellenkunde*. Wien: Löcker.
- Durkhem, É. (2007). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt a. M.: Verlag der Weltreligionen.
- Eliade, M. (1986). *Die Religionen und das Heilige. Elemente der Religionsgeschichte*. (it 2187). Frankfurt a. M.: Insel.
- Eliade, M. & Culianu, I. P. (1995). *Handbuch der Religionen*. Unter Mitwirkung von H. S. Wieser. (st 2386). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Frazer, J. G. (1989). *Der goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker*. (re k+i 483). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Girard, R. (1997). *Das Heilige und die Gewalt*. Zürich: Benzinger.
- Heer, J. & Worcester, K. (2009). *A Comic Studies Reader*. Jackson: University Press of Mississippi.

Reinach, S. (1909). *Orpheus. A General History of Religions*. London, New York: William Heinemann & G. Putnam's Sons.

Tuczay, Ch. A. (2009). *Ekstase im Kontext. Mittelalterliche und neuere Diskurse einer Entgrenzungserfahrung*. (Beihefte zur Mediaevistik 9). Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Waldenfels, B. (2006). *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Weston, J. L. (1997). *From Ritual to Romance*. Mineola, NY: Dover Publications.

Bildnachweise

Alle Abbildungen © Manu Larcenet/Reprodukt. Der Abdruck wurde mit der freundlichen Unterstützung von Filip Kolek/Reprodukt ermöglicht.



© Chris Saupper 2015

Mag. Dr. Thomas Ballhausen

Autor, Literatur- und Kulturwissenschaftler.
Lehrbeauftragter an der Universität Wien und
an der Universität Mozarteum Salzburg
t.ballhausen@gmail.com

Modernes Antiquariat

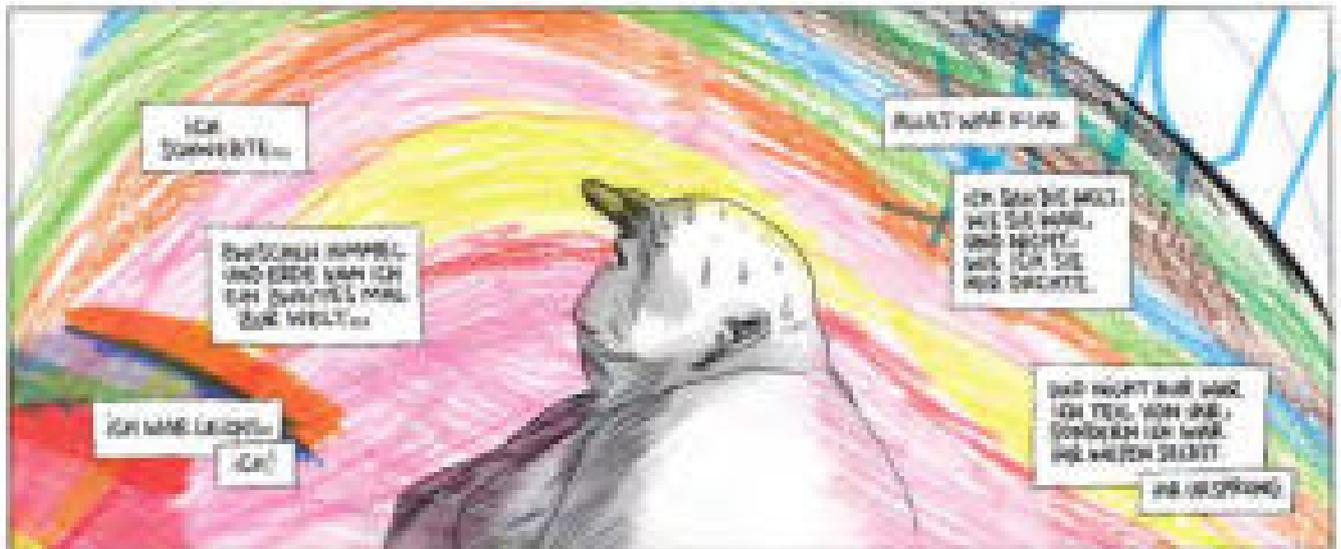
30-90% Preisvorteil

Die Bereiche sind: Belletristik, Musik, Medizin, Kunst, Archäologie, Kunst, Psychologie, Bücher, Religion, Soziologie, Wirtschaft und Zeitgeschichte.

Suchen zum Teil 2 aus dem Katalog der jeweiligen Antiquariate.

www.modernes-antiquariat.at

www.waldenfels.net/waldenfelsantiquariat.html



ICH
DANKTE...

BLAST WAR FLAU.

BEI DEREN ANFANG
UND ENDE WAR ICH
DAS GANZE MAL
DAS WERTE...

ICH SAH DIE WELT.
WIE SIE WOLLTE
UND NICHT.
WIE ICH DIE
HIER BRACHT.

ICH HABE GELACHT...

ICH!

UND NICHT MIT WIRD
ICH TEIL. VON IHR.
DANKEN ICH WIRD
HIER WELCH SEHNT

NE WIRTSCHAFT



ICH BEACHTETE
DAS GANZE
WELT. DAS WELT
LIEBE MICH.
BEACHTETE
WELT.

WELT ES WIRD
WIRTSCHAFT.

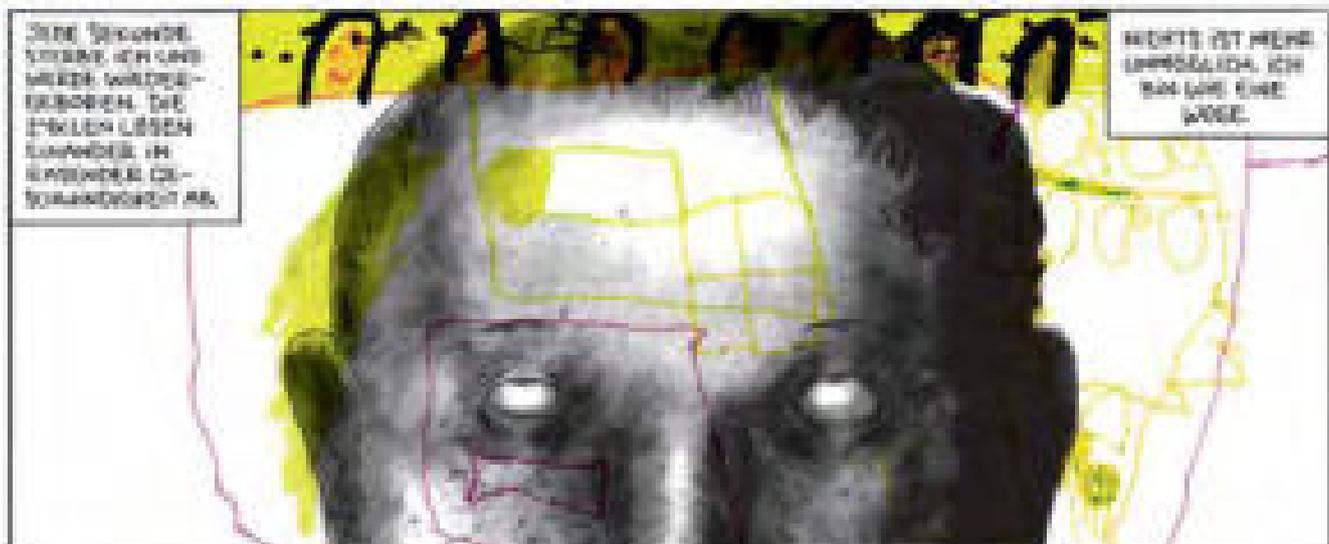
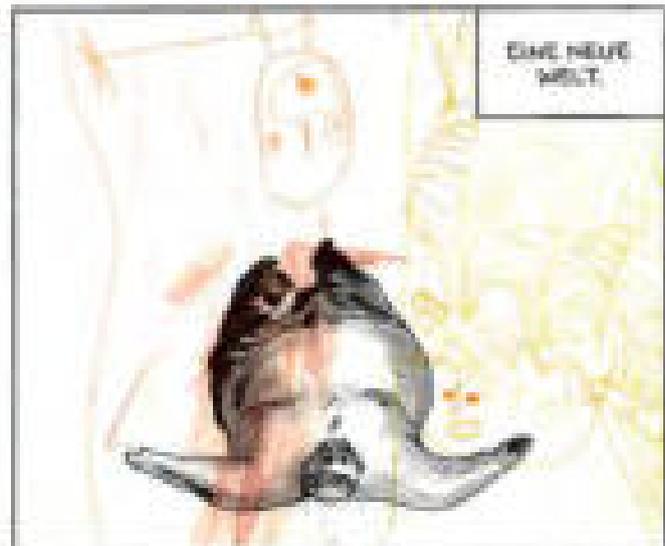


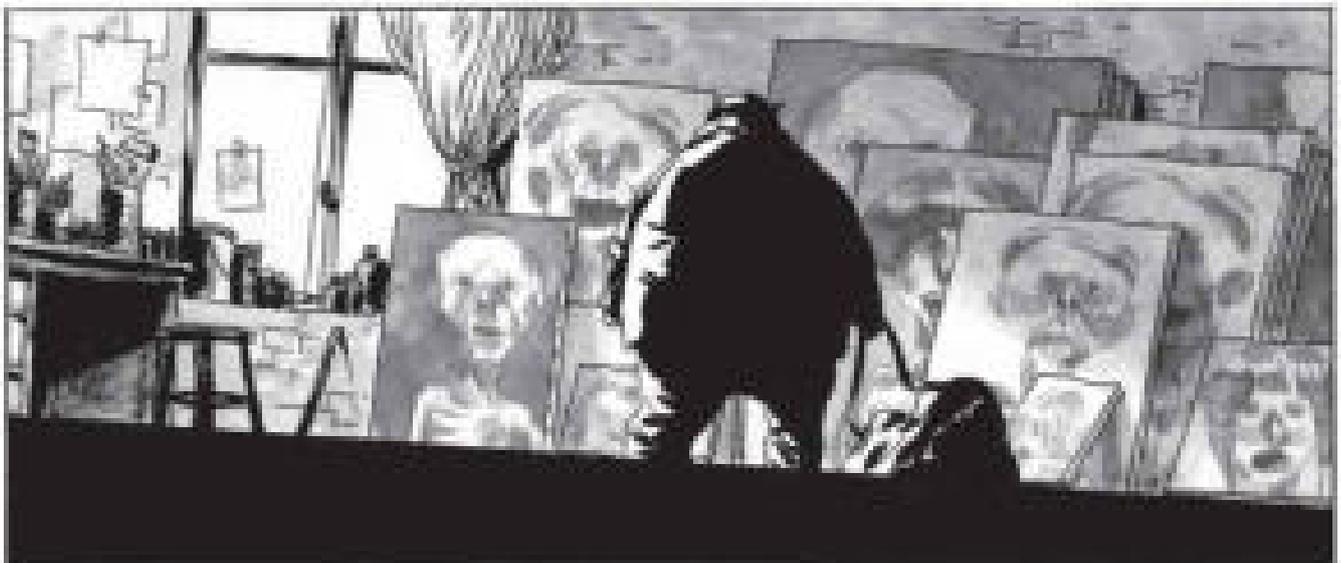
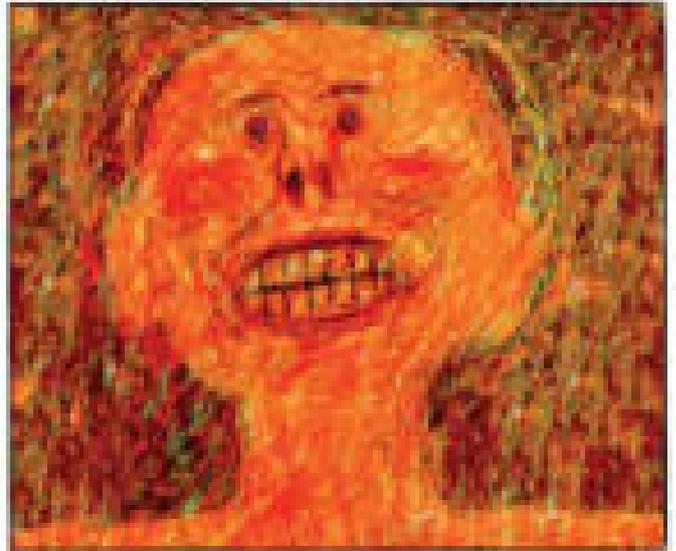
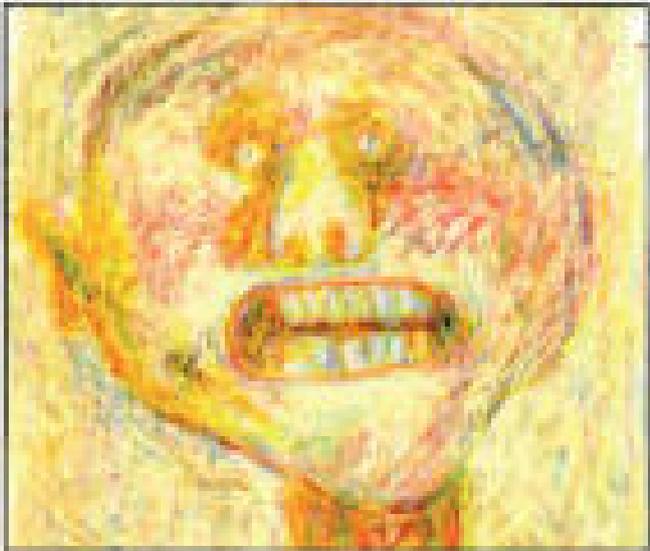
WELT ABRUPT
SCHWELT SICH DAS
LICH IN MEINER
TYPISCH WELT.
ES WIRD ES
[DANK].



THESE
BLICHTIGE WELT
KATZENWELT









Droge Trakl. Rauschträume und Poesie

Hans-Georg Kemper

I Anmerkungen zum Buch

Der Literaturwissenschaftler Hans-Georg Kemper geht in diesem Buch der Frage nach, ob Trakls traum- und rauschhaft wirkende Poesie in Zusammenhang mit seiner Drogensucht steht, zu der er auch seine Schwester Grete verführte und die mit einer Überdosis Kokain ihr katastrophales Ende fand. Lange Zeit war diese Frage tabuisiert – hier wird sie mit Erkenntnissen aus der modernen Drogenforschung und der Kulturgeschichte des Rausches zusammengeführt, was ein neues Gesamtverständnis von Autor und Werk ermöglicht. Trakls Poesie zeigt zwischen 1908 bis 1914 spannende Versuche, Drogenerfahrungen immer artistischer zu „verlauten“. Mithilfe einer im Drogendiskurs gebräuchlichen Bildwelt werden reale Erlebnisse verschlüsselt. So war es möglich, die Erfahrungen des öffentlich tabuisierten Drogenkonsums zur Sprache zu bringen. Mit dem Begriff des „Rauschtraums“ erschließt Kemper ein neues Forschungsfeld, um zu zeigen, dass Trakl – so radikal wie kein anderer rauschsüchtiger Lyriker – aus seinen bedrängenden Drogenerfahrungen Inspiration gezogen hat.

Aus dem Vorwort

Am 3. November 2014 jährte sich Georg Trakls 100. Todestag. Er starb an einer Überdosis Kokain im Garnisonsspital von Krakau, wohin er nach seiner traumatischen Erfahrung in der Schlacht bei Grodek zur Untersuchung seines Geisteszustandes gebracht worden war. In der dort angelegten Krankenakte heißt es u.a.: „Seinen Vater hat er nicht für eigenen (!) gehalten, sondern er hat vermutet, daß er von einem Kardinal abstammt und das (!) er in Zukunft ein großer Herr wird.“ (HKA II, S. 730) Ein „großer Herr“ ist dieser Frühverstorbene inzwischen geworden, allerdings in der literarischen Welt, ein Eckstein und Wegbereiter der literarischen Moderne. Ein wachsendes Publikum zeigt sich fasziniert von dem geheimnisvollen Kosmos

Traklscher Bilder, seinem unverwechselbaren Stil und dem berausenden Klang seiner Verse. Auf manche Leser scheint diese Lektüre wie eine Droge zu wirken: „Der spätere Wiener Theatermann Conny Hannes Meyer spricht von ‚rauschartigen Zuständen‘ und ‚suchtartigen Begierden‘, die die Begegnung mit Trakls Gedichten auslösen konnte, und fügt hinzu: ‚Wenn diese Dichtung den Lesern eine Droge ist, dann ist sie aus der Apotheke Gottes.‘ Dokumente solcher und ähnlicher Art sind zahlreich“ (III Weichselbaum, 2013, S. 9). So beschreibt etwa Hahnrei Wolf Käfer auf amüsante Weise eine „schluckchenweise“ Lektüre Traklscher Lyrik als wachsenden Drogenrausch, bei dem sich der Leser in der Traklschen Bildwelt verliert, bis er „tief in den schwarzen Schnee“ „stürzt“, „der von den Dächern rinnt“ (I AGT, S. 75 f.; vgl. ebd., S. 69, 81 f.).

Zumindest hat man schon lange den „Traum als Quelle“ vermutet, „aus der die visionären, phosphoreszierenden Bilder kommen“ (so der Trakl-Preisträger Walter Helmut Fritz, ebd., S. 65). Aber mein früherer Versuch, Trakls Poesie auch von Sigmund Freuds Traumdeutung her zu erhellen (vgl. IV Vietta & Kemper, S. 245 ff.), rief sogleich den Einwand hervor, die „schöpferischen Antriebskräfte“ seien prinzipiell unerforschlich und „ein dichterisches Produkt grundsätzlich kein Traumprotokoll“; „auch wenn uns die Welt Trakls noch so traumhaft“ anmute und es so scheine, „dass hier einer traumhaft von Zeile zu Zeile gleite, so bleibt doch die wesentliche Tatsache bestehen, dass seine Gedichte – im Gegensatz zu einem Traum – in mühseliger und bewusster Arbeit errungen sind.“ (III Pfisterer-Burger, S. 22) Genau dies möchte die vorliegende Untersuchung zeigen. Sie kann sich dazu auf Trakl selbst berufen.

II Drogenträume und Poesie (Seite 28-36)

1 Alte Vorbehalte und neuer Drogen-Mensch

1.1 Vorbehalte

Die Kritik an einer drogeninduzierten Literatur begleitet diese schon seit der Antike, wo manche Autoren ihrer Kreativität unter der Schirmherrschaft des Wein-Gottes Dionysos bei den Griechen bzw. Bacchus bei den Römern nachzuhelfen suchten. Die Vorbehalte verschärften sich in der Frühen Neuzeit. Im Zusammenhang mit der Entwicklung des Modells vom Dichter als dem enthusiastisch von Gott inspirierten Poeten galt in den Poetologien der Vormoderne ein im Weinrausch erzeugtes literarisches Produkt als minderwertiges, kurzlebigen irdisches Machwerk (vgl. V Alt, S. 74 f.). Von da aus haben sich Vorurteile gegenüber einer auch durch zunehmend härtere Drogen hervorgerufen oder geprägten Poesie bis heute erhalten, zumal Verbot und Kriminalisierung des Drogengebrauchs seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den „Rauschgift“-Süchtigen mit einem persönlichen Makel zu behaften scheint. Vielleicht kann dies auch die Zurückhaltung der Trakl-Forschung miterklären: Je stärker der Rauschmittelkonsum an der Entstehung der Traklschen Poesie beteiligt gewesen sein könnte, desto herabgesetzter – so mag man fürchten – erschiene die Zurechnungsfähigkeit dieses Autors, desto minderwertiger vielleicht auch die ästhetische Qualität seiner „drogeninduzierten“ Gedichte oder gar seines Werkes. Zudem droht methodisch – das zeigen viele oft nur als zweifelhafte Indizienprozesse geführte Beispiele von Dichter-„Rauschbiographien“ (IV Sattler, S. 164 ff.) auch in den Analysen von Kupfer (VI, 2002, 2006) – die Gefahr eines Reduktionismus, der einen poetischen Text aus außer ästhetischen, zudem empirisch und philologisch unsicheren Bedingungen „erklären“ will und darüber seine eigentliche ästhetische Leistung verfehlt.

1.2 Entwarnung

Dass Drogen wie Opium, Haschisch, Meskalin, Kokain oder LSD ihre Wirkung in Träumen entfalten, ist Gemeingut der rauscherfahrenen Autoren, aber ebenso, dass zwischen einem „Drogentraum“ (auch wenn er je nach Dosis ganz oder teilweise als „Wachtraum“ erlebt wird) und einem literarischen Text eine kategoriale Diskrepanz besteht. Das Hauptprob-

lem – übrigens auch bei der Erforschung und Erprobung der Drogenwirkungen durch Probanden – besteht darin, das Wahr-Genommene überhaupt zu versprachlichen und dann – bei Schriftstellern – nochmals poetisch zu verdichten (vgl. dazu auch VI Kupfer, 2002, S. 195; Moser, S. 50 ff.; Feustel, S. 7 ff.). Die von Trakl in ihrer Endgestalt autorisierten und zur Publikation freigegebenen Texte sind durchweg ästhetisch vollendete, mit breiten kulturgeschichtlichen Kontexten vernetzte und höchst originelle Gebilde, die, wie die zahllosen Lektüren der Forschung zeigen, keine Rückfragen nach Drogeneinflüssen erfordern. Und nach solchen unmittelbaren, unerweislichen „Einflüssen“ fragt auch die vorliegende Studie nicht, wohl aber nach einer poetisch inszenierten Intoxikation. Denn die Texte Trakls sind schwer verständlich und weisen Affinitäten und Kongruenzen mit Beschreibungen typischer Rauschwahrnehmungen auf (vgl. Kap. II, 4). Deshalb wird hier die Drogenthematik als mögliches Hilfsmittel zum besseren Verständnis der Traklschen Poesie mitverhandelt: Das gilt eher am Rande und der Vollständigkeit halber für die Einschätzung der ersten Niederschriften und Entwürfe, dann zentral für die Frage, ob sich charakteristische Motive und Bilder sowie ästhetische Mittel, Formen und Strukturen der Traklschen Gedichte besser von markanten Rauschphänomenen her verstehen lassen, ferner für die Entwicklung der Rausch-Motivik in den poetischen Schaffensphasen und schließlich konsequenterweise für die Frage, ob sich die Änderungen von Trakls Stil in den vier Entwicklungsstufen mit dem zunehmenden Drogenkonsum und -missbrauch des Autors in Zusammenhang bringen lassen, obwohl hier über Hypothesen (aber das sind Sinndeutungen immer) nicht hinauszukommen ist.

1.3 Traum, Drogentraum und Poesie

Trakls Gedichte gelten – vom Autor im Hauptwerk „Sebastian im Traum“ ausdrücklich in diesem Sinne exponiert – als *TraumGedichte* (vgl. dazu auch III Simon, S. 9 ff., 27 ff. u.ö.) und stellen sich damit auffällig in eine ehrwürdige literarische Tradition. Tatsächlich aber – das ist die hier zu erprobende These – verarbeiten und spiegeln Trakls Texte Rauschträume, die sich in Wahrnehmungsweisen und Strukturverläufen in wichtigen Aspekten von Träumen unterscheiden.– Die Tradition der Traum-Dichtung wurde jüngst vor allem von Peter-André Alt mitsamt den Traum-Theorien der jeweiligen Epochen von der Antike bis zu *Hofmannsthal*,

Thomas Mann, Schnitzler und Kafka aufgearbeitet. In dieser Tradition figuriert der Traum als „Modell der Imagination“, das in der Literatur unter das „Gesetz der Fiktion“ gerät. In ihr wird der Traum darstell- und mitteilbar, erhält einen Sinn und wird damit zugleich zum Aufbewahrungsort eines Wissens, „das in dieser Form einzig ästhetisch repräsentiert werden kann“ (VI Alt, S. 14). Die Literatur macht sich vor allem das narrative Strukturmuster des Traums zunutze für Darstellungen in allen drei großen Gattungen. In der Lyrik sind es Traumgedichte, wie sie uns u.a. aus „barocken“ oder anakreontischen „Liebesträumen“ oder aus „Traum-Bildern“ etwa bei Heine begegnen (z.B. in „Ratcliff“: „Der Traumgott brachte mich in eine Landschaft“ usw.; II Heine, S. 165). In der Versprachlichung solcher Texte verschränkt sich die Imagination als „Technik der Erzeugung alternativer Wirklichkeitsvisionen“ mit der Fiktion als „Verfahren der poetischen Vergewärtigung möglicher Welten“ (VI Alt, S. 10). Sinn macht eine Traumtheorie nur dann, wenn sie „ihren Gegenstand von den Ordnungen der Wirklichkeit abzugrenzen vermag.“ (ebd., S. 290; als eine solche fiktive Darstellung möglicher Welten versteht insbesondere auch Károly Csúri in seinen zahlreichen strukturalistischen Studien die Traklsche Poesie.)

Indes von Ausnahmen abgesehen (vgl. dazu ein Beispiel in III Kemper, 2009, S. 9 ff.) „erzählen“ Trakls Texte kaum noch Träume, die sich „sinnvoll“ imaginieren lassen. Vielmehr brechen sie als „gestörte Träume“ (IV Vietta & Kemper, S. 229 ff.) die Zeichenkomposition des Traumes auf und radikalieren und deformieren die Wahrnehmungs- und Erfahrungsgrenzen der literarischen Traum-Tradition. Zugleich halten sie sich nicht an die Grenzen zwischen realer Welt und möglichen Welten, sondern wechseln zwischen beiden Sphären und verwischen bzw. vermischen sie. Analoge Tendenzen, die Abgrenzungen zwischen empirischer Welt und Traumwelt zu durchbrechen, konstatiert Alt bereits in den romantischen und nachromantischen Werken der phantastischen Literatur, in der die empirische Welt zum Alptraum wird und der Traum entscheidende Dimensionen der Realität erschließt (vgl. VI Alt, S. 280 ff., 290 ff.). An diese Tendenzen knüpft Trakl, wie sich zeigen wird, an.

Gerade diese „Bruchstellen“ der Traklschen „Traum“-Dichtung können deshalb zum Verständnis seiner Poesie besonders hilfreich sein. Und sie verweisen, wie es scheint, auf Drogenempfindungen. Denn diese sind ihrerseits Grenzerfahrungen auch im Blick auf die unsichere Demarkationslinie zwischen „wirklichen“ und „möglichen“ Welten. Während sich einfa-

che Träume ungeplant im Schlaf ereignen und mit Eintritt des Wachbewusstseins nicht mehr existent sind (wenn sie auch – erst recht im Medium der Poesie – erinnert werden können), knüpfen Drogenträume an die Erfahrungswelt an und wechseln sich ab in Phasen des Vergessens, Erinnerns und Wiederholens, lassen somit Strukturierungen und inhaltliche Abläufe erkennen und greifen immer wieder auch in das Wachbewusstsein der empirischen Realität über. Für Baudelaire („De l'Idéal artificiel – Le Haschisch“, 1858) lag eine entscheidende Differenz zwischen Rausch und Traum darin, dass die Rauschbilder stets der empirischen Welt entspringen und sie lediglich steigern und variieren, während der Traum eine übernatürliche Sinndimension erschließe. Der Rausch fördere das Vergessen, der Traum dagegen das Erinnern (vgl. VI Alt, S. 299 f.). Für Trakl wiederum sind sowohl „Lethe“ als auch „Memoria“ wichtig und erscheinen nicht selten im selben Gedicht. Das verweist bereits auf die wechselseitige Durchdringung dieser und der anderen Unterscheidungsmerkmale Baudelaires in Drogenraumtexten und auch in Trakls Gedichten. Die Drogenforschung bestätigt die den klassischen Traum überschreitenden Bezüge zur natürlichen Erfahrungswelt beim Drogenkonsum.

Die Imagination, die in der von der „ratio“ beherrschten Welt „korrekte“ Vorstellungen vergangener Geschehnisse oder abwesender Dinge „vor-stellt“, kann unter Drogeneinfluss ihre nützliche Zuverlässigkeit verlieren: Aus Vorstellungen werden dann „Einbildungen“, Illusionen, aus ihnen häufig Halluzinationen, die auch ein kohärentes Traumgeschehen und folglich dessen Darstellung „auf den Kopf“ stellen können (vgl. dazu Kap. II, 4.6). Drogenträume bringen auch in ihrer poetischen Formung dieses Wechselspiel zwischen „realen“ und „irrealen“ Welten mit der daraus (auch für den Leser) resultierenden Desorientierung nachdrücklich zur Sprache. Die Darstellung des in den Wahrnehmungen des Rauschtraums erlebten Realitätsentzuges und der Realitätsverzerrung ist konstitutiv für Trakls Gedichte. – Die Versprachlichung der Drogenempfindung unter dem traditionellen Etikett des Traums war, so lässt sich im Blick auf Trakl vorab hypostasieren, ein unverfängliches Mittel, die Bedrängnisse einer Sucht kaschierend zu thematisieren – und zugleich im Schreibprozess zu perpetuieren. Im Folgenden ist es deshalb zunächst wichtig, die Wirkung der Drogen ohne ihre Poetisierung zu betrachten.

1.4 Definition – Drogen als Mittel emotionaler und psychischer Veränderung

Angesichts der Vielfalt von Rauschmitteln empfiehlt sich zunächst eine möglichst allgemeine Definition. Danach ist Droge eine „Substanz, die eingenommen wird und die die Befindlichkeit, die Stimmung, das Bewußtsein oder die Wahrnehmung verändert“ (VI Völger, S. 38; vgl. dazu auch Kap. VI, 1.1). Von daher gelten in der gesellschaftlichen Kultur etablierte Getränke ohne Neben- und Nachwirkungen wie Kaffee oder Tee ebenso als Drogen wie das von Trakl genutzte und zur Sucht verleitende Kokain, das während des Rausches zu sensomotorischen Beeinträchtigungen und Sehstörungen führt und dessen „Substanz im Organismus nur langsam abgebaut wird, so dass sich bei wiederholter Einnahme die Folgen einer Überdosierung einstellen können“ (VI Kupfer, 2006, S. 226), ohne dass der Süchtige dies immer genau einzuschätzen vermag. Eine solche Überdosis wurde Trakl denn auch zum Verhängnis.

1.5 Drogen als Heil-Mittel

Als Hauptgrund für den Griff nach solchen Stimulantien gilt in der ganzen Kulturgeschichte des Rausches „die Suche nach einer Befreiung von den Beschränkungen des menschlichen Daseins, genauer gesagt: nach einer Befreiung vom Leiden“ (VI Kupfer, 2002, S. 14). Dieses Motiv wurde auch für Trakls Rauschsucht geltend gemacht. Drogen waren im 19. Jahrhundert vielfach auch in unterschiedlichen Dosierungen und Kombinationen als Medikamente gegen psychische und somatische Leiden im Einsatz. So das von *Paracelsus* entdeckte und als lebensverlängerndes, schmerzstillendes Heilmittel gepriesene, mit Alkohol versetzte und auch im 19. Jahrhundert weit verbreitete Opiumpräparat Laudanum, das in etwa dem heutigen Aspirin entspricht (VI Kupfer, 2006, S. 152; 2002, S. 48 f.) oder das Chloroform als Mittel gegen Schlafstörungen. Die Rauschmittel wurden deshalb hauptsächlich in Apotheken gelagert und vertrieben. Trakl stand daher mit Beginn seiner Apothekerausbildung das ganze „Gift“-Arsenal im Keller seiner Apotheke zur Verfügung, und er hat neben Chloroform und Äther auch Veronal, Morphin, Opium und Kokain eingenommen. Daneben war er ein starker Raucher und Trinker – sowohl von Wein und Bier als auch von hochprozentigen Alkoholica (zu seiner „Rauschbiographie“ [mit nur rudimentärem Einbezug seiner poetischen Texte] vgl. IV Sattler, S. 222 ff.). Dabei ist zu

bedenken, dass viele Drogen umfassend vermarktet und mit anderen Produkten vermischt wurden: „Tabak, Wein und Süßigkeiten wurden nach immer neuen Rezepturen mit Kokain versetzt, so dass, wie bei den zeitgenössischen Opiatpräparaten, das Angebot bald kaum noch zu übersehen war“ (VI Kupfer, 2006, S. 225). Zugleich differenzierten und veränderten sich manche Einnahmemodalitäten. So erleichterte das Schnupfen die Einnahme von Kokain und trug zu seinem Einzug in bürgerliche Schichten mit Beginn der „Zwanziger Jahre“ bei (IV Sattler, S. 9). Die bewusstseinsweiternde und -verändernde Wirkung der Drogen – vor allem des 1943 von Albert Hofmann in Labor-experimenten entdeckten, mit dem Meskalin eng verwandten, aber in viel geringerer Dosierung hochwirksamen LSD – führte dann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem rasanten Anstieg der Drogenforschung in pharmazeutischen Laboratorien und medizinisch-psychiatrischen Forschungseinrichtungen auf der Suche nach optimalen, auf dem Markt verwertbaren Medikationen mit psychoaktiven Substanzen für das Gehirndoping, welches die gesamte Persönlichkeit steuert und auf perfekte Selbstentfaltung hin moduliert.

1.6 Der neue „homo pharmazeuticus“

Mit Recht weist Moser darauf hin, dass sich im Zuge der modernen Drogenforschung zentrale Kategorien des traditionellen Menschenbildes verschoben haben, das sich über Begriffe wie Geist, Seele, ein unverwechselbar-individuelles Ich bzw. Selbst, über einen freien Willen und ein viel diskutiertes Verhältnis von Geist und Materialität (Leiblichkeit) definierte. Noch in der Romantik sollte mittels der Kraft von Drogen und Träumen alles Leiblich-Materielle ins Geistig-Spirituelle hin transformiert werden (vgl. Kap. III, 1.6 ff.). Doch dann begann mit dem Siegeszug der Lebenswissenschaften (und der Lebensphilosophie) ein gegenteiliger Prozess mit der Inthronisation des „Wunderwerks Gehirn“ als des zentralen menschlichen Organs, verstanden als „beweglicher interaktiver Verbund“ eines sich aus diversen Stoffen zusammensetzenden und diese zugleich regulierenden Systems von Milliarden von Nervenzellen; dieses verbraucht ständig Energie, die ihm daher in pharmazeutisch kontrollierter Form ergänzend zugeführt werden muss (VI Moser, S. 201 ff.). Materie und Geist, früher als duale Substanzen gedacht, finden ebenso ihren gemeinsamen Ort im Gehirn wie die Ich-Erfahrung als „Hirn-Funktion“, Subjektivität und Personalität werden „als Effekte des spezifischen Austau-

sches biochemischer Information konzeptualisiert“ (ebd., S. 202), alle Wahrnehmungs- und Denkprozesse „gelten als Effekte stofflicher, biochemischer Hirnaktivität und sind damit dem materiellen Bereich des Seins zuordenbar“ (ebd.). Auch Gott ist damit abgeschafft, als Erfahrung begegnet er nur noch – wie *Benn* schon annoncierte – in der Droge (vgl. dazu VI Resch, S. 233; zu Benns Gedicht „Kokain“ [1917] mit dem Preis des „Ich-Zerfalls“ VI Kupfer, 2006, S. 273ff.).

Trakl dürfte dieser Konflikt zwischen altem und neuem Menschenbild kaum entgangen sein. Einerseits war er ein Kenner der „okkulten“, spiritualistisch-esoterischen Tradition (vgl. III Kleefeld, 2009; vgl. Kap. III, 3), andererseits dürfte ihm in seinem zweijährigen Pharmaziestudium in Wien, das er in der Philosophischen und Medizinischen Fakultät absolvierte, in den Teilfächern „Pharmazeutische Chemie“ und „Pharmakognosie“ mit einem Arbeitsplatz im „Chemischen Laboratorium“ die materialistische Sicht auf die Psyche begegnet sein (vgl. zum Studium III Weichselbaum, 1994, S. 71). In seiner Poesie spiegelt sich dieser weltanschauliche Konflikt. Zwar benutzt er hier das Wort Gehirn nur einmal im Plural, und zwar im Untergangsszenario des Gedichts „Menschheit“: „Verzweigung, Nacht in traurigen Gehirnen“ (HKA I, S. 43; vgl. dazu Kap. V, 4.1). Stattdessen verwendet er auffällig oft, nämlich 84-mal, das vieldeutige, eher auf den materiellen Bereich mit der biochemischen Hirnaktivität verweisende Wort „Stirn“ als Metapher für Denken und Verstand und demgegenüber 29-mal „Geist“ und 56-mal „Seele“ (vgl. III Klein & Zimmermann). Wichtiger als die Indizien solcher Wortindices ist freilich, wie sich zeigen wird, der sich insgesamt bei Trakl abzeichnende Abgesang auf die in der Romantik genährte und auch im Drogenraum gesuchte erlösende Funktion durch das vom Spiritualismus geprägte Weltbild. Das mag man aus heutiger Sicht als prophetisches Menetekel lesen.

Die Beipackzettel für psychoaktive Medikamente jedenfalls informieren über die unbedenklichen Möglichkeiten und die prinzipielle Notwendigkeit einer unablässigen manipulativen Energiezufuhr für das Gehirn: „Keine Leistung ohne Energie! Mehr Energie für das Gehirn! Auf eine nachlassende mentale Leistungsfähigkeit haben wir Einfluss!“ – und diese Arzneimittel werden massenhaft konsumiert. Insofern befindet sich – orientiert an „Optimierungsvorstellungen“ (VI Feustel, S. 17) – eine „Gesellschaft auf Drogen“ (so Hans-Christian Dany, 2008; vgl. VI Moser, S. 11 ff., 15 ff.), und sie kann nun – nicht mehr nur aus Interesse an einer exotischen „counter culture“

(vgl. IV Sattler, S. 34 ff., 68 ff., 100 ff.), sondern motiviert durch das eigene Psychodoping – der Karriere der Rauschmittel im Spiegel einer drogeninduzierten literarischen Tradition als Teil der eigenen bürgerlichen Vorgeschichte mit intrinsischem Interesse begegnen.

1.7 Affinitäten von Rausch und Poesie

Fünf aufschlussreiche Aspekte sprechen für eine besondere Nähe von Drogen-Träumen und Literatur bzw. Kunst allgemein. Zunächst geht es um die Verrückung des Realitätsverständnisses. So wiederholte sich etwa bei dem Pharma-Forscher Albert Hofmann im Selbstversuch mit LSD die staunende Rausch- und Traumerfahrung der Romantik, die den Wirklichkeitsbegriff der „ratio“ in Frage stellte:

„Bis dahin hatte ich geglaubt, dass es nur ein einziges wahres Bild der Welt, das, was man als die ‚Wirklichkeit‘ bezeichnet, gäbe. Die Erfahrungen im LSD-Rausch, in dem fremde Welten als ebenso wirklich erlebt werden wie die Alltagswirklichkeiten, zeigten, dass die Wirklichkeit keineswegs etwas Absolutes, Feststehendes ist, sondern dass ihr Bild und Erleben durch einen veränderten Bewusstseinszustand des Betrachters verändert werden“ (A. H.: LSD – Mein Sorgenkind. Die Entdeckung einer Wunderdroge. München 2002, S. 196; zit. in: VI Moser, S. 43).

Drogen und Drogenträume gehören also nur aus Sicht der „ratio“ ins Reich des Irrealen, der Illusionen und des Fiktiven, sie können – bewusst experimentell initiiert und nicht nur zufällig und passiv erlebt – auch als mögliche Wahrnehmungen und Verarbeitungen der realen Welt gelten, insofern sich die Realität mit ihrem Betrachter ändert: „Die Einnahme von Drogen ist eine Technik dieses Betrachters, seine Wahrnehmungsstrukturen zu verändern, ist eine Selbstgestaltungstechnik auf materieller Basis“ (VI Moser, S. 43). Wenn Trakls Poesie von Drogen träumen inspiriert ist und diese ästhetisch (mit-)verarbeitet, dann wären seine poetischen „Träume“ also auch Indikatoren einer veränderten Welt- und Selbstwahrnehmung und einer daraus resultierenden, durch Bewusstseinsveränderung initiierten, Sinn suchenden Selbstvergewisserung.

Zweitens sucht die moderne drogistische Bewusstseinsforschung bei den Beschreibungsversuchen der Drogen erfahrungen des Selbst „das epistemische Milieu der Kunst, vor allem der Literatur“, wie dies auch schon seit Beginn

des 19. Jahrhunderts der Fall war, als Ärzte und Psychiater über Drogen ohnehin nur außerhalb akademischer Institutionen forschen konnten. Vom Pariser „Club des Haschischins“ bis zu aktuellen klinischen Versuchen mit der Modedroge LSD wird die „Literatur zum Gehilfen“ bei der prägnanten und sensiblen Durchleuchtung der Rauschzustände der Psyche:

„Bereitgestellt hat die Literatur ein die [!] Wissenschaft imponierendes Archiv anderer als der Logik der Ratio folgender Bewusstseinszustände. Entsprechend gesteht ihr die Wissenschaft, die sich über die Notwendigkeit der Darstellung im Klaren ist, eine akkurate Beschreibung der drogistischen Selbsterfahrung zu. Zwar sind die prämierten Drogentexte größtenteils Essays – und damit selbst einem Genre an den Rändern von literarischem und wissenschaftlichem Schreiben zugehörig. Aber man erhofft sich von ihnen Rückendeckung, weil man der Literatur zutraut, der Sprachlosigkeit des Rausches zu begegnen, das Unbeschreibliche in Worte zu fassen. Dichtung erzielt kraft ihrer scheinbar realitäts- und funktionsentlastenden Fiktionalität genau jenen Genauigkeitsgewinn, um den Wissenschaft bemüht ist“ (VI Moser, S. 69).

Von daher ist es zum *Dritten* kein Wunder, dass sich z. B. der Psychiater Werner Stoll, Vorgesetzter Albert Hofmanns im Basler Laboratorium der Firma Sandoz, bei einem Selbstversuch mit allen „Romantikern und Phantastikern“ eins fühlte:

„[Ich] dachte an E.T.A. Hoffmann, sah den Malstrom Poes, obschon mir diese Schilderung seinerzeit übertrieben vorgekommen war. Oft schien ich auf dem Höhepunkt künstlerischen Erlebens zu stehen, schwelgte in den Farben des Isenheimer Altars, spürte das Beglückende und Erhebende der künstlerischen Schau. Wiederholt muß ich auch von moderner Kunst gesprochen haben; ich dachte an abstrakte Bilder, die ich mit einem Mal zu begreifen schien“ (W. S.: Lysergsäure-diäthylamid, ein Phantastikum aus der Mutterkorngruppe, 1947, S. 302; zit. in: VI Moser, S. 65).

Von daher ist es *viertens* auch naheliegend, wenn selbst Versuchspersonen ohne schriftstellerische Ambitionen und Erfahrungen versuchen, das im Rausch Erlebte nachträglich als *Narrativ* zu rekonstruieren und darüber hinaus sogar diese Schreib-Arbeit als eine Art Nachempfindung des Drogentraums zu erfahren

(so eine Versuchsperson Werner Stolls): „ich bin daran, den Eigenbericht zu verfassen, [o]b schon ich damit etwas lange gewartet habe, ist die Erinnerung noch so lebhaft, dass ich beim Beschreiben der Halluzinationen in eine gewisse Erregung gerate, die ein Abglanz des Zustandes während des Versuchs ist.“ (Zit. in: VI Moser, S. 59 f.)

Trakls zum Teil manisch anmutende Arbeit an seinen Entwürfen könnte ebenfalls Ausdruck eines solchen Drogen-*Abglanzes*, ja auch eines Drogen-Ersatzes gewesen sein, woraus sich eine gewisse Reziprozität von Drogenrausch und poetischer Drogenverarbeitung ergeben haben könnte. Nahezu alle entscheidenden Zitate aus Trakls Briefen, welche im „Editorischen Bericht“ der „Innsbrucker Ausgabe“ zur Illustration der „Charakteristika des Traklschen Schreibens“ aufgeführt werden (III Saueremann, 2007, S. 20 ff.), lassen sich auf einen solchen Zirkel beziehen. Zuallererst sei das Schreiben für Trakl „vorrangig ein Tun für sich selbst“ und zugleich „geradezu zwanghaft“ gewesen (ebd., S. 20 f.). Ferner sei bemerkenswert, „dass Trakl nicht von einem konkreten Ziel ausgeht, sondern dass sich das Ziel erst allmählich entwickelt“. Trakls Zeilen an *Buschbeck*: „ich bin derzeit von allzu viel (was für ein infernalisches Chaos von Rhythmen und Bildern) bedrängt, als dass ich für anderes Zeit hätte, als dies zum geringsten Teile zu gestalten, um mich am Ende vor dem was man nicht überwältigen kann, als lächerlicher Stümper zu sehen“ (18.-24. Juli 1910), führt zu dem Schluss: „Ein (vor- oder außersprachliches) Chaos gestalten, in eine (sprachliche) Ordnung bringen zu wollen, ist also eine wesentliche Schreib-Motivation Trakls“ (ebd., S. 21). Tabu sind dagegen für die Herausgeber beider historisch-kritischer Ausgaben Trakls Drogen-Räusche und -Erfahrungen als Verständniskontext für diese poetologische Selbstdarstellung.

Seine Äußerungen bieten ja im Übrigen auch die Möglichkeit, ihn in die ehrwürdige Tradition inspirierter *prophetischer Rede* zu stellen (vgl. dazu Kap. I, 2.2 f.; IV Kemper VI/2, S. 173 ff.).

Dies, *fünftens*, umso mehr, als schon Herder sich bemüht hatte, den biblischen Topos prophetischer Inspiration auf das Dichter-Genie des Sturm und Drang zu übertragen und dabei die Inspiration mit der göttlichen Affizierung von Träumen, einer hypersensiblen Wachheit, mit der Einbildungskraft und der meditativen Konzentration auf mythische Bildkomplexe und deren Versprachlichung (vgl. Kap. I, 2.3) stark den dichterischen Vermögen anzunähern: Gott brachte seinen Auserwählten „entweder im Traume oder in einer wachenden Erhebung

der Sinne Bilder vor das Auge ihrer Einbildungskraft und heftete ihre Aufmerksamkeit auf dieselben. So entstanden Gedanken in ihrer Seele, und mit den Gedanken zugleich Worte..." (II Herder TS, S. 34 f.; vgl. dazu IV Kemper 6/II, S. 182 f.) Diese Art von sakraler Inspiration lässt sich strukturell kaum von den Eingebungen aus Drogenträumen unterscheiden, die den Autor in der Traum-„Schau“ als „Chaos von Rhythmen und Bildern“ überkommen. Auch dies verweist auf die qualitative Gleichwertigkeit und Gleich-Gültigkeit von sakraler und traum-poetischer Inspiration als Quellen kreativer Autorschaft, zumal der Rauschtraum den Dichter tatsächlich sowohl mit dem „Himmel“ als mit der „Hölle“ in hypersensible Beziehung – und dadurch in emotionale Wallung – bringt.

Editorische Notiz

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus folgender Monografie: Hans-Georg Kemper (2014). *Droge Trakt. Rauschträume und Poesie*. Salzburg: Otto-Müller-Verlag. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags. Die entsprechenden Literaturhinweise des Auszugs sind in der Buchausgabe ausgewiesen.



Prof. Dr. Hans-Georg Kemper
info@omvs.at



136 Seiten
ISBN 978-3-95853-053-9
Preis: 20,- €
eBook:
ISBN 978-3-95853-054-6
Preis: 15,- €
(www.ciando.com)

Die Psychogenese der Menschheit, Band II Herausgegeben von Gerd Jüttemann

Rolf Oerter

Kultur als Freund, Feind und Herr der Evolution

Die häufig getroffene Unterscheidung zwischen dem Menschen als Natur- und Kulturwesen ist irreführend, da Kultur von Anbeginn Bestandteil der Evolution des Homo sapiens ist. Aber Kultur hat sich im Laufe der Menschheitsgeschichte verselbständigt und ist nicht immer Verbündeter der Evolution geblieben. Dieses Buch beschreibt, wann und in welcher Weise Kultur zum Freund oder Feind der Evolution wird und damit dem Menschen nützt oder schadet.

Die im Vergleich zur Evolution viel rascher voranschreitende kulturelle Entwicklung hat es mit sich gebracht, dass sich der Mensch zum Herrn der Evolution aufschwingen konnte und durch Züchtung von Pflanzen und Tieren bis hin zur direkten Genveränderung die Evolution gewissermaßen selbst in die Hand nehmen konnte.

Nach einer eher systematischen Gegenüberstellung der drei Formen des Verhältnisses von Kultur zur Evolution werden Einzelthemen, wie Religion, Spiel und Sport sowie die moderne Natursehnsucht behandelt.

Das Buch bemüht sich um Sachlichkeit, enthält sich aber nicht wertender Stellungnahmen. Als Resümee werden Empfehlungen und dringliche Aufgaben formuliert, die heute anliegen und eine Transformation unserer Kultur erfordern.

Das Buch wendet sich gleichermaßen an interessierte Laien und Fachleute. Studierende, die über den Tellerrand ihres Fachstudiums hinaus blicken wollen, finden hier eine interessante zum Nachdenken anregende Lektüre.



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28 · D-49525 Lengerich · Telefon +49 (0)5484 308 · Telefax +49 (0)5484 550
pabst.publishers@t-online.de · www.psychologie-aktuell.com · www.pabst-publishers.de

Neues von der anderen Seite. Die Wiederentdeckung des Psychedelischen.* Warum wir über Drogen reden müssen

Paul-Philipp Hanske & Benedikt Sarreiter

*You're an antenna,
sending your pattern out
across a million lives at night,
and they're your lives too.*
Thomas Pynchon

Zeit für gute Nachrichten

Kaum jemand kennt heute noch Bill Hicks, was eine Schande ist. Legte dieser US-Stand-up-Comedian doch schon vor mehr als zwanzig Jahren so kompromisslos wie kaum jemand vor oder nach ihm die Abgründe von Politik, Gesellschaft, Popindustrie und nicht zuletzt auch seine eigenen frei. Sein Einfluss auf heutige Comedy-Stars wie Louis CK oder Ricky Gervais ist unübersehbar. Doch seine Schärfe erreichen sie nicht. Hicks' Tiraden konnten jeden ereilen, vom Schmusesänger bis zum Abtreibungsgegner. Vor allem aber zielten sie auf die Widersprüche der Drogenprohibition. Einer seiner bis heute meistzitierten Jokes stammt aus dem Programm „Sane Man“ (1989) und handelt von der stereotypen Berichterstattung über LSD. Hicks wundert sich, wieso in den Medien immer nur die gleiche Geschichte erzählt wird: „Mann springt auf LSD aus dem Fenster und stirbt!“ Hicks' Kommentar: Was für ein Trottel! Würde man nicht, wenn man wirklich dächte, man könne fliegen, eher vom Boden starten? Und weiter: „Wie wäre es mal mit einer positiven LSD-Geschichte? Mal auf Grund von Informationen urteilen anstatt von Angstmacherei, Aberglauben und Lügen? Wäre nicht sowas mal berichtenswert: ‚Heute erkannte ein Mann auf Acid, dass Materie Energie ist, die zu einem langsamen Vibrieren verdichtet wurde; dass wir alle ein gemeinsames Bewusstsein haben, das sich selbst subjektiv erlebt; dass es den Tod nicht gibt und wir nur eine Einbildung von uns selbst sind‘. Und jetzt: Tom mit dem Wetter...“

Hicks starb 1994 mit 32 Jahren an Bauchspeicheldrüsenkrebs. Würde er heute wieder auferstehen, er wäre überrascht, wie nah die Wirklichkeit an seine Vision herangerückt ist. Denn seit etwa zehn Jahren zeichnet sich immer deutlicher eine Tendenz ab, die man als psychedelische Renaissance bezeichnen könnte. Weltweit werden zahlreiche Studien durchgeführt, die den Nutzen psychedelischer Substanzen belegen. MDMA wird gegen Posttraumatische Belastungsstörungen eingesetzt, die Todesangst sterbenskranker Patienten wird mit Psilocybin oder LSD behandelt, DMT ist ein hochwirksames Arzneimittel der Suchttherapie. Daneben gibt es einen regelrechten Boom spiritueller Praktiken, bei denen psychedelische Substanzen zum Einsatz kommen. Und all das wird flankiert von einer Medienberichterstattung, die – anders als früher – überraschend wohlwollend ist. So utopisch Hicks' fiktiver Fernsehbeitrag vor zweieinhalb Jahrzehnten schien, heute kann man ähnliche Berichte regelmäßig auch in etablierten Medien finden.

Ein aussichtsloser Krieg

Bei all den freundlichen Stimmen über den Nutzen psychedelischer Substanzen darf man freilich nicht vergessen, dass LSD, Psilocybin, DMT und MDMA weiterhin verboten sind und ihr Verkauf und Gebrauch außerhalb streng reglementierter klinischer Versuchsreihen drakonisch bestraft wird. Dabei ist offensichtlich, dass der War On Drugs, den Richard Nixon Anfang der 1970er Jahre ausrief und den die USA mit Hilfe der Vereinten Nationen über die ganze Welt verbreiteten, verloren ist. Das sehen nicht nur liberale Drogenexperten so, auch 82 Prozent der US-amerikanischen Bevölkerung und sogar hohe US-Generäle sind inzwischen überzeugt, dass Drogenkonsum und -handel nicht mit Gewalt zu stoppen sind. Selbst in der

* © edition suhrkamp – Mit freundlicher Genehmigung des Verlags wurde der hier publizierte Beitrag aus dem gleichnamigen Buch von Paul-Philipp Hanske und Benedikt Sarreiter mit dem Titel: *Neues von der anderen Seite. Die Wiederentdeckung des Psychedelischen*, entnommen. Abgedruckt wurden die Seiten 11-19 und 308-323. Berlin: Suhrkamp-Verlag, 2015.

Exekutive denkt man um. In einem Interview äußert sich André Schulz, der Vorsitzende des Bundes deutscher Kriminalbeamter, jüngst kritisch über die unsinnige Praxis, User zu kriminalisieren und damit ein Leben lang zu stigmatisieren. Und dann spricht er, der Polizist, sich dafür aus, auch in Deutschland endlich eine Debatte über eine Entkriminalisierung des Konsums weicher Drogen zu führen.

Seit jeher ist der Rausch ein Menschheits-thema: Wir möchten mit verschiedenen Bewusstseinszuständen spielen, unsere Wahrnehmung manipulieren, für einige Momente enthemmter, offener, mutiger, inspirierter, lustiger, stärker, sensibler, erleuchteter oder einfach nur irrationaler sein. Diesen Drang hemmt kein Verbot. Und trotzdem wiederholt sich seit etwa einem Jahrhundert ein Muster, dessen fatale Dynamik schon bei der Prohibition von Alkohol in den USA zu beobachten war – und das im Zuge des Kampfes gegen Heroin, Kokain, Marihuana und Psychedelika global ausgeweitet wurde. Der War On Drugs fördert die Etablierung krimineller Strukturen und eröffnet der Mafia lukrative Geschäftsfelder. Der Substanzgebrauch geht dabei in keiner Weise zurück, er wird bloß „schmuddeliger“ und objektiv gefährlicher. Der gepanschte Alkohol von einst ist das mit Bleipulver beschwerte Marihuana von heute. Oder es sind brandneue, im Zweifelsfall noch unverbundene psychoaktive Substanzen, von denen aktuell sicher das größte Risiko für User ausgeht.

Die Wurzeln des Anti-Drogen-Krieges und der damit einhergehenden Hysterisierung des Mainstream-Diskurses reichen bis weit vor Nixons Phantasma einer drogenfreien, nüchternen Welt zurück. In den 1930er Jahren startete Harry Anslinger – der Leiter des amerikanischen „Federal Bureau of Narcotics“, Vorläufer der „Drug Enforcement Administration“ (DEA) – eine Kampagne gegen Marihuana. Das Kraut, das vor allem von der afroamerikanischen und mexikanischen Minderheit konsumiert wurde und heute in den USA, Uruguay, Portugal und etlichen anderen Ländern schrittweise legalisiert oder zumindest entkriminalisiert wird, wurde als Killerdroge verunglimpft, die Leute in den Wahnsinn triebe. Mit Erfolg. Der Besitz von Marihuana wurde landesweit verboten und sehr hart bestraft, obwohl es schon damals von den meisten Ärzten und Forschern als relativ harmlos eingestuft wurde. Doch Anslingers Behörde brauchte nach der Aufhebung des Alkoholverbots dringend eine neue Aufgabe, drohten doch sonst Kürzungen. Und war der Kampf für eine nüchterne Welt nicht auch ein hehres Unterfangen? Anslingers Paranoia vor einer Gesellschaft der Süchtigen, die in den von

puritanischen Werten geprägten USA begierig aufgegriffen wurde, bildete die Keimzelle der Drogenpolitik, wie wir sie heute kennen.

Vor diesem Feldzug hatte es einmal einen anderen, weitaus vernünftigeren Umgang mit Drogen gegeben. Morphin war Bestandteil vieler Hustensäfte und Stimmungsaufheller, die in Apotheken frei verkauft wurden, Kokain wurde in Softdrinks gemischt. Es gab sogar einen mit Koka versetzten Wein, den Vin Mariani, dem die Päpste Leo XIII. und Pius X. ebenso frönten wie die gestrenge Queen Victoria. Gleich den meisten ihrer Zeitgenossen konnten sie den Gebrauch von derartigen Medikamenten und Genussmitteln in unbedenklichem Rahmen halten, als unschuldige Bereicherung eines Lebensvollzugs, der sonst in keiner Weise vom Substanzgebrauch geprägt oder gar definiert war. Natürlich wurden auch damals schon manche Menschen von den Wässerchen, Sirups und Tränken abhängig, so wie von Alkohol bis heute. Die Ärzte behandelten sie als Kranke. Mit der Politik Anslingers änderte sich das jedoch. Den Ärzten wurde nun verboten, ihren Suchtpatienten die Substanzen weiter kontrolliert zu verabreichen. Für die Abhängigen war das eine Katastrophe. Konnten sie zuvor mit ärztlicher Hilfe weiter ihren Beruf ausüben und einen normalen Alltag bestreiten, mussten sie nun zu dubiosen Dealern und bezahlten horrenden Preise für gestreckte und nicht selten toxische Ware. Unversehens waren aus Zu-Behandelnden Zu-Bestrafende geworden.

Der reine Rausch

Wir wollen jedoch im Folgenden nicht über Kokain und Heroin berichten, auch nicht über der Medien liebste „Horror Droge“ Methamphetamin, und selbst über Cannabis, das die aktuellen Legalisierungsdebatten dominiert, bloß am Rande. Was uns interessiert, ist speziell der psychedelische Rausch. Der Ausdruck „Psychedelik“ geht zurück auf den britischen Psychiater Humphry Osmond. Dieser prägte ihn in einem Briefwechsel mit dem Schriftsteller und Philosophen Aldous Huxley, von dem wir ebenfalls noch einiges hören werden. Wörtlich übersetzt heißt „psychedelisch“ so viel wie „die Psyche offenbarend“. Die klassischen psychedelischen Substanzen sind das 1943 von Albert Hofmann entdeckte LSD, ferner die Pilzdroge Psilocybin oder Meskalin, das etwa im Peyote-Kaktus vorkommt. Auch das als Hauptwirkstoff von Ecstasy bekannte MDMA ist eine psychedelische Substanz, ebenso das Narkotikum Ketamin oder Alkaloide aus Nachtschattengewächsen. Darüber hinaus aber gibt es seit einigen Jahren

eine wahre Flut an ganz unklassischen, teils im Wochenrhythmus evolvierenden psychedelischen Substanzen, die so kryptische Namen tragen wie 25I-NBOMe.

Alle Rausche eröffnen eine Gegenwelt zum Alltag mit seinen festen Regeln, gewähren Urlaub vom starren und determinierten Ich. In diesem Sinne kann man die psychedelische Erfahrung als reinste Form des Rausches begreifen, konfrontiert sie einen doch entschiedener als jede andere mit einer fremden Realität. Das kann bis zur vollständigen Auflösung des Ich-Gefühls gehen, was dann entweder als beglückendes Aufgehen im All-Einen oder als Absturz in den Wahn erlebt werden kann. So oder so jedoch ist der psychedelische Rausch kulturbildend. Er steht am Beginn zahlreicher Gründungsmythen indigener Gesellschaften und hat – auch im Abendland und in der westlichen Moderne – ästhetische und philosophische Eigenwelten ausgebildet. Über den Kokain- und Amphetaminrausch, der einfach eine Steigerung bekannter Vitalfunktionen und Potenzen bewirkt, lässt sich wenig Bemerkenswertes berichten (eher von den Folgen). Ebenso auch über Opiate, sofern sie einen bloß einlullen und mit der Welt versöhnen. Der psychedelische Rausch dagegen ist grell und dunkel, erhaben und unheimlich, er ist von Mal zu Mal anders, anstrengend und erhellend. Kurz: Er war und bleibt ein Abenteuer. Und er lässt sich nutzbar machen.

Eine Geschichte mit Unterbrechung

Bis in die 1960er Jahre wurde LSD in der Psychotherapie oder zur Minderung des Suchtdrucks bei Alkoholabhängigkeit eingesetzt. Dann verließ die Substanz die Therapiezimmer und befeuerte die Partys wie die inneren Forschungsreisen der Hippies. Der psychedelische Hedonismus der Gegenkultur verstörte das Establishment. Das reagierte auf das Unbekannte mit Verbot und Bestrafung. Seit 1966 ist LSD in den USA illegal, seit 1971 auch in Deutschland und dem Rest der Welt. Und mit LSD wanderten viele andere psychotrope Stoffe auf die schwarze Liste. Herstellung, Vertrieb und Gebrauch werden mit ähnlicher Härte bestraft wie bei Heroin oder Kokain. Und das, obwohl es zu diesen Stoffen in jeder Hinsicht substantielle Unterschiede gibt – nicht bloß in der Wirkung. In den letzten Jahren wurden immer wieder Studien veröffentlicht, die die Schädlichkeit der gängigen Rauschsubstanzen untersuchten. Auf den ersten Plätzen landeten immer Heroin, Alkohol, Kokain und Nikotin, auf den hinteren MDMA, Psilocybin und LSD. Psychedelische

Substanzen machen nicht süchtig, sie prägen höchstens Toleranzen aus, ernsthafte körperliche Schäden sind nicht bekannt. Auch eignen sie sich nicht zur touristischen oder habituellen Realitätsflucht – was nicht heißt, dass sie deshalb immer ungefährlich wären. Doch scheint es überfällig, diese Gefahren auf der Basis neuerer Erkenntnisse realistisch einzugrenzen und so eine sachliche Diskussion über den potentiellen Nutzen und die potentiellen Schäden psychedelischer Erfahrungen zu ermöglichen. Nicht zuletzt dies soll Gegenstand und Ziel unseres Buches sein.

Seit ein paar Jahren versuchen Wissenschaftler, Aktivisten und Künstler den Schleier aus Fehlinformationen und Ressentiments zu lüften, der die realen Charakteristika und Potentiale von Psychedelika verdeckt. Sie greifen auf die Grundlagen zurück, die in den 1950er und -60er Jahren geschaffen wurden, und setzen die Arbeit fort, die durch die Prohibition unterbrochen wurde. Genauso halten Psychedelika wieder Einzug in Musik, Kunst und Film. Zwar waren sie in diesen Feldern nie völlig verschwunden, doch so explizit wie heute wurde die psychedelische Kultur seit ihren Anfängen vor 50 Jahren nicht mehr gefeiert. Im Silicon Valley nehmen Tech-Nerds LSD und DMT, Europäer fliegen nach Peru, um in Ayahuasca-Zeremonien die Selbsttranszendenz zu erfahren, und die Psychonauten der Gegenwart bestellen sich im Internet neu entworfene Substanzen. Dies alles sind Anzeichen für eine Wiederentdeckung des Psychedelischen. Es wird Zeit, einen anderen Blick auf diese Substanzen zu etablieren, einen vorurteilsfreien, ohne Angstmacherei und die alten Mechanismen der Dämonisierung, kurzum: einen Blick, wie schon Bill Hicks ihn damals forderte.

Für dieses Buch haben wir Therapeuten, Psychologen und Hirnforscher besucht, die mit psychedelischen Substanzen arbeiten, und lassen sie ausführlich zu Wort kommen. Wir untersuchen die Mechanismen des Rausches, berichten über die Geschichte und die neuesten Entwicklungen der psychedelischen Forschung. Wir erkunden die unübersichtliche Schattenwelt der neuen psychedelischen Substanzen, führen in die spirituell-psychedelische Bewegung ein und beschreiben den Zusammenhang von Psychedelika und Informationstechnologie. Wir begegnen Psychedelia in Kunst, Pop und Kino und fragen, wieso es eigentlich gerade jetzt zur psychedelischen Renaissance kommt. Vor allem aber versuchen wir den psychedelischen Rausch von innen zu zeigen, indem wir User sprechen lassen: Trauma-Opfer, die mit MDMA geheilt wurden, LSD-Konsumenten, die künstliche Paradiese

durchwanderten, und solche, die sich zitternd vor Angst in der Ecke zusammenrollten; spirituell erleuchtete Ayahuasca-Trinker und Neuro-Hipster aus dem Silicon Valley, die die psychedelische Erfahrung nutzen, um Neuland zu betreten. Bis auf wenige Ausnahmen bleiben die User anonym. Das geschieht nicht aus Scham, denn alle, die wir trafen, stehen zu ihrem Konsum. Aber noch ist viel, von dem wir hier berichten, illegal. Und wer will schon eine Exekutive wecken, die teils umso unverhältnismäßiger agiert, je stärker sie im Stillen an ihrem Auftrag zweifelt?

Nach dem Tabu – die psychedelische Renaissance und wie es weitergehen könnte

Ein zahmer Rausch

Auf unserem Streifzug durch die neueren psychedelischen Entwicklungen haben wir gesehen, dass man über psychedelische Substanzen heute vielerorts anders denkt als noch vor wenigen Jahren. Aber was heißt „man“? In Deutschland, wo Marlene Mortler, die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, gebetsmühlenartig gegen jede Lockerung des Cannabis-Verbots wettet, ist von solchem Umdenken bisher kaum etwas zu spüren. Mehrheitlich berichteten die Forscherinnen und Forscher, die wir interviewten, von den unüberwindbaren Hürden, die psychedelischer Forschung hierzulande nach wie vor im Wege stünden. Und sicherlich wird Deutschland auch einer der letzten Staaten sein, der spirituellen Psychedelika-Konsum erlaubt. Doch die deutsche Politik repräsentiert nicht den globalen Zeitgeist.

Dessen Wandel zeigt sich zum einen an der boomenden Forschung, über die wir berichtet haben: MDMA gegen Traumatisierungen und als Hilfe für Autisten; LSD und Psilocybin als vielleicht einzige wirksame Mittel gegen Todesangst; DMT und Iboga als Therapeutika gegen Sucht; Ketamin als hochpotente Depressions-Medikation; dazu die zahlreichen Grundlagen-Studien, bei denen psychedelische Substanzen eingesetzt werden, um den Hirnstoffwechsel besser zu verstehen – wobei die Ergebnisse solcher Studien inzwischen nicht mehr am freakigen Rand des Wissenschaftsbetriebs, sondern in einschlägigen Zentralorganen wie „Lancet“ oder „Nature“ veröffentlicht werden. Zum anderen manifestiert sich das neue Denken im Boom des spirituellen Psychedelika-Konsums und seiner neuen Institutionalisierung. Wie weit diese inzwischen gediehen ist, zeigt sich etwa daran, dass seit kurzem in einigen brasi-

lianischen Gefängnissen den Insassen Zugang zu Ayahuasca-Ritualen gewährt wird. Vor allem aber manifestiert sich die psychedelische Renaissance in dem, was in den USA „new psychedelic culture“ genannt wird: in Festivals wie Burning Man, in Bands wie Animal Collective und einer, wie es scheint, immer größer werdenden Bewegung meist junger Menschen, die aus den unterschiedlichsten Gründen neugierig auf die „andere Seite“ sind oder sich von einer Reise dorthin profunde Einblicke über sich und die Welt erhoffen. Und all das begleitet von überraschend großer und freundlicher Medienaufmerksamkeit. Der US-amerikanische Psychologe James Fadiman, der seit den frühen 1960er-Jahren LSD erforscht, resümiert: „Vor zehn Jahren fing es an. Irgendwann habe ich aufgehört, die Artikel zu zählen. Und von den unzähligen Berichten über die klassischen psychedelischen Substanzen, die ich las, war kein einziger negativ.“

Aber woher rührt dieser Boom? Auch dazu hat Fadiman eine recht einfache Erklärung: „Viele der Artikel beziehen sich auf Selbsterfahrungen. Wenn die Journalisten aber vorurteilsfrei und einigermaßen gut vorbereitet in so eine Erfahrung gehen, wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach positiv sein. Und das wollen sie dann kundtun.“ Seit jeher scheint mit der psychedelischen Erfahrung ein gewisser Sendungswille einherzugehen, ob aus psychonautischem Narzissmus („Wo ICH war, das glaubt ihr nicht!“) oder aus der ehrlichen altruistischen Absicht, auch andere an den höheren Erlebnissphären teilhaben zu lassen. Doch reicht diese Erklärung allein nicht aus. Denn wäre der psychedelische Rausch noch so tabuisiert wie vor 20 Jahren, bliebe es bei klandestiner Mundpropaganda. Heute aber schwappt der Diskurs zusehends in die öffentliche Wahrnehmung. Die eigentliche Frage ist also: Wieso wird das Tabu gelockert? Eine Antwort könnte sein, dass psychedelische Drogen keine Gefahr für das Establishment mehr darstellen.

Als Timothy Leary im Jahr 1967 im Golden Gate Park vor tausenden Hippies die psychedelische Devise „Turn on, tune in, drop out“ ausgab, war das eine Kampfansage: an die Politiker, die LSD ein Jahr zuvor verboten hatten; an die Harvard University, die den unliebsamen Dozenten und seine Kollegen rausgeschmissen hatte; an die Strafverfolgungsbehörden, die Leary wegen einer geringen Menge Cannabis einen Schauprozess gemacht hatten; an das Militär, das sich gerade im Dschungel von Vietnam verrannte; und an das ganze konservative Amerika, in dem Leary und die Seinen nurmehr „Plastic People“, eine total verwaltete und seelenlose Puppenwelt sahen. Die psyc-

delische Erfahrung sollte helfen, den Vorhang zu zerreißen, der die moderne westliche Gesellschaft vom authentischen, friedlichen, erfüllten Leben trennt. Die Mächtigen nahmen diese Kriegserklärung ernst. Wenn Richard Nixon Leary 1970 (in bemerkenswerter Spiegelprojektion) zum „gefährlichsten Mann Amerikas“ erklärte, war das vor allem eine Bestätigung des revolutionären Potenzials halluzinogener Substanzen. Vier Jahrzehnte später wissen wir, dass die psychedelische Revolution der Politik nie stattgefunden hat.

Darüber zu lamentieren wäre inzwischen allerdings genauso müßig wie darüber zu frohlocken, denn spätestens seit der Millenniumswende hat sich die Szenerie komplett gewandelt: Der neue Psychedelika-Konsum hat keinen politisch-revolutionären Anspruch mehr. LSD für Schwerstkranke, Psilocybin zur effektiven Nikotinentwöhnung – wer nicht völlig in alte Vorurteile verbohrt ist, kann dagegen eigentlich nichts haben. Und wenn MAPS, die Vereinigung für psychedelische Studien, mit dem US-Verteidigungsministerium kooperiert, um in Bush-Kriegen versehrte Soldaten mit MDMA zu reparieren, scheint das ziemlich genau das Gegenteil von dem zu sein, was Leary unter Drop-Out verstand. Auch die Neo-Hippies, die bunt gekleidet auf den „transformativen festivals“ tanzen, kehren nach ein paar Tagen innerer Transformation erfrischt in ihre neoliberalen Arbeitswelten zurück. Anfang 2015 brachte die Website CNN Money einen Beitrag über das Silicon Valley: Unter der Überschrift „Can LSD make you a billionaire?“ schwärmte die Moderatorin von den Eigenschaften, die im „Valley“ gefragt seien, etwa der Fähigkeit, „outside the box“ zu denken. Psychedelika, so die einhellige Meinung, könnten dabei helfen. Der psychedelische Rausch ist in dieser Logik kein Gegenentwurf mehr zur modernen Konsumwelt, sondern deren Katalysator und Beschleuniger. Und obwohl auch das wieder zu simpel gedacht ist, sofern sich im psychedelischen Rausch ja nicht jedesmal die Idee zur nächsten Killer-App, sondern mindestens genauso oft auch potentiell Bilanzschädigendes offenbart, so nutzen die kalifornischen High Potentials, mit denen wir sprachen, Psychedelika doch als spirituellen oder einfach nur interessanten Gegenentwurf zur stressigen Arbeitswelt – ohne diese aber prinzipiell in Frage zu stellen. Der Konsum psychedelischer Substanzen hat dort nichts mehr mit den Schreckgespenstern „Sucht“, „Wahnsinn“ oder „Verwahrlosung“ zu tun, die bis vor wenigen Jahren die öffentliche Wahrnehmung prägten, eher fügt er sich zum gegenwärtigen Trend des Neuroenhancements. Die Entscheidung, seinen Hirnstoffwechsel ak-

tiv zu beeinflussen und daraus neue Erkenntnisse zu gewinnen, steht längst nicht mehr für eine fundamentale Realitätskritik bzw. -opposition, sondern im Gegenteil für Flexibilität, Neugier und Wagemut, kurz: für all das, was heute in Bewerbungsmappen für die interessanteren Berufe zu stehen hat. Und sicher wurden auch schon etliche Ayahuasca-Treatments in peruanischen Luxus-Ressorts versehentlich gebucht, weil es so ähnlich klingt wie Ayurveda.

All das ist natürlich ein leichtes Ziel für Häme, legt es doch die Behauptung nah, der psychedelische Rausch sei heute harmlos, im schlimmsten Fall reaktionär, weil er mit falschen Verhältnissen versöhne. So argumentiert freilich nur, wer die Verbindung von Rausch und Rebellion als naturgegeben betrachtet. Das ist sie jedoch nicht – traditionell eher im Gegenteil: Lange bevor die Hippies in Haight-Ashbury mit LSD experimentierten, wurde die Substanz, ähnlich wie heute wieder, in klinischen Studien erforscht. Und lange bevor Timothy Leary, die Merry Pranksters und der kosmische Kurier Rolf-Ulrich Kaiser die subversive Kraft der psychedelischen Erfahrung priesen, schickte die CIA ahnungslose Testsubjekte mit 200 Mikrogramm LSD in den Wahnsinn. Der psychedelische Rausch zeichnet sich durch eine enorme Plastizität aus. In unterschiedlichen Kontexten zeitigt er völlig disparate Phänomene. Er kann in künstliche Paradiese führen und in die chemische Hölle, er kann zur Heilung wie zur psychischen Folter eingesetzt werden. Bei alledem kommt es maßgeblich auf das Setting an, den Rahmen, durch den man den Rausch betritt. Dazu zählen aber eben nicht bloß die Gestaltung des Raums, die Stimmung in der Gruppe und die Vorbereitung, sondern genauso auch der gesellschaftliche Kontext. Im Aufbruch der 1960er Jahre, als das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft neu verhandelt und für Bürgerrechte und die sexuelle Befreiung gekämpft wurde, konnten Psychedelika tatsächlich Katalysatoren für politische Prozesse sein. Heute, wo das gesellschaftliche Klima von Schlagwörtern wie Flexibilisierung und Leistung, Effizienz und Rationalität geprägt ist, verwundert es nicht, dass auch der Psychedelika-Konsum für diesen Zeitgeist eingespannt wird.

Die andere Seite

Die aktuelle Renaissance ist tatsächlich zu einem Gutteil bloß eine *gestattete*, weil sie ihre Grundvoraussetzung in der zumindest kurzfristigen gesellschaftlichen wie politischen Folgenlosigkeit des psychedelischen Rausches hat. Was nicht heißt, dass der psychedelische

Rausch deswegen etwa harmlos geworden wäre. Doch seine Provokation, seine Ungeheuerlichkeit hat sich ins Selbstverhältnis des Subjekts verschoben, in das der Rausch so fundamental eingreift. Und hier wird es kompliziert, weil sich dabei verschiedene Ebenen der Macht und der Normierung überlagern. Mehrfach haben wir in diesem Buch daran erinnert, dass die politische Ablehnung des psychedelischen Rausches ein relativ junges Phänomen ist. Noch in den frühen 1960er Jahren standen psychedelische Substanzen ganz im Paradigma der medizinischen und psychologischen Forschung. Erst mit dem einsetzenden Massenkonsum interessierten sich Innenpolitiker und Staatsanwälte für diese Art von Rausch. Die nun einsetzende Prohibitionspolitik kam jedoch nicht aus heiterem Himmel. Sie konnte – zumindest in den USA – an die massiven Verfolgungskampagnen anschließen, die ab den 1930er Jahren gegen (in der Regel schwarze oder hispanische) Cannabis-User gefahren wurden.

Noch sehr viel älter als diese rabiaten Sondermaßnahmen ist freilich die *allgemeine Skepsis gegenüber dem Rausch*. Und die spezifisch abendländische Ernüchterungsgeschichte beginnt sehr früh. In seinem Aufsatz „Weltsucht“ untersucht Peter Sloterdijk das Verhältnis von Philosophie und Rausch. Seine These lautet, dass beide insofern ursprünglich zusammenhängen, als die Philosophie überhaupt erst aus der Welt-Distanzierung des Rauschs habe entstehen können: „Ohne Verzückung keine erste Philosophie. Eine diskursiv adäquate Selbsteutung solcher Zustände bleibt freilich auf eine Zeitverschiebung angewiesen und kann notwendigerweise erst nachträglich in eine artikulierte Form gebracht werden.“ Trotz oder gerade wegen dieser Ur-Nähe von Ekstase und Erkenntnis immunisiert sich das westliche Denksystem zunehmend gegen alles Rauschhafte: „Seit Sokrates gehört es zum Ehrenkodex der argumentierenden Gemeinschaften, dass es besser sei, nüchtern in die Irre zu gehen als drogiert mit letzten Wahrheiten herauszurücken.“ Der von Sloterdijk nachgezeichnete Ausschluss ekstatischer Erfahrungen aus dem Wissen des Abendlandes steht dabei pars pro toto für den gesellschaftlichen Umgang mit jedem „Anderen der Vernunft“, wozu der Rausch gehört. Allerdings gab es dabei zu jeder Zeit frappierende Inkohärenzen. So wurde etwa schon im frühen europäischen Mittelalter der rituell-magische Gebrauch von Nachtschattengewächsen als Hexerei verunglimpft und brutal verfolgt. Umgekehrt war es bis lange ins 17. Jahrhundert üblich, Bier mit dem stark halluzinogen wirkenden Bilsenkraut zu brauen. Eine Gemeinschaft deliranter Zecher schien für die

Obrigkeit offenbar keine Gefahr darzustellen, Personen, die sich bewusst mit anderen Realitäten verbanden, dagegen umso mehr.

Die christliche Verfolgung spiritueller-psychedelischer Rituale wurde durch die Kolonialisierung der Neuen Welt noch drastisch intensiviert, etwa im brutalen Kampf der Conquistadores gegen den Rauschpilz Teonanácatl in Mittelamerika. Doch auch nach dem Schwinden der christlichen Dominanz änderte sich an der allgemeinen Ablehnung der Realitätsverdopplung im Rausch nicht viel – allenfalls die „Argumente“, sprich hier: Rationalisierungen einer teils durchaus irrationalen oder macht-taktischen Phobie. Die katholisch-christliche Angst, im Rausch mit Dämonen zu verkehren, wurde vom puritanischen Ekel vor Ekstase beerbt. Und mit der Entstehung der modernen Psychiatrie rückte man bald jeden Rausch in die Nähe des Wahnsinns. In seinem Buch „Drachen, Doppelgänger und Dämonen“ führt der Neurologe Oliver Sacks aus, dass Halluzinationen seither nur noch als krankhafte Abweichung von der Realität wahrgenommen werden können. Indes haben die Wächter der totalen Nüchternheit in unserer neoliberalen Gegenwart zunehmend das Problem, dass der offizielle Zeitgeist eigentlich verbietet, individuelle Lebensformen zu sanktionieren. Entsprechend sind es nun vermehrt medizinische Argumente, die die Bürger nüchtern halten und etwa vor einer drogeninduzierten Psychose beschützen sollen. Dass diese Gefahr indes – zumindest beim Konsum klassischer Halluzinogene – kaum besteht, zeigen alle neueren Untersuchungen.

Was also sind die tieferen Gründe für diese Angst und das daraus resultierende „paternalistische und provinzielle Verbot, das eigene Bewusstsein mit Pflanzen oder Chemikalien zu erkunden“? (Alexander Shulgin). Die eigentliche Beunruhigung durch den Rausch liegt wohl in dessen Fähigkeit, das Konzept eines autonomen Ichs zu erschüttern, das sich in stabiler Distanz zu seiner Umwelt und seinen Mitmenschen hält und definiert. Denn so unterschiedlich die Erfahrungen, die „auf der anderen Seite“ gemacht wurden und werden, im Einzelnen auch sind, eines ist ihnen doch allen gemeinsam: dass sie mit *Fremdem* konfrontieren. Hier empfiehlt es sich, das Wort „Psychedelik“ noch einmal genauer zu betrachten. Nominell bedeutet es zwar so viel wie „die Psyche offenbarend“ – was eine Reise nach innen, also zum Selbst, suggeriert. Allerdings hat das dort gefundene Selbst in aller Regel nichts mit dem Selbstbild zu tun, das man aus dem Alltag gewohnt ist. Hinzu kommt, dass die Reise nur dann glückt, wenn man Autonomie abgibt,

sich „dem Prozess unterwirft“. Genau von diesem Kontrollverlust aber geht eine unheimliche Drohung aus – heute mehr denn je. Der Wiener Kulturwissenschaftler Robert Pfaller beschreibt in seinen Büchern die aktuelle Kultur des Narzissmus, die vor allem dadurch gekennzeichnet sei, dass alles Fremde, alles, was der eigenen Befindlichkeit und dem nüchternen Selbstbild zuwiderlaufe, strikt zurückgewiesen werde. Auf der einen Seite bedient der psychedelische Rausch so zwar das narzisstische Bedürfnis, „sich selbst kennen zu lernen“ – und das ist sicher auch einer der Gründe, warum er im Augenblick so boomt. Andererseits führt diese Erfahrung notwendigerweise auch in *terra incognita*. Die Inquisitoren mussten diese Art von Weltverdoppelung bekämpfen, weil sie über die andere Seite keine Macht hatten. Heute fürchtet man sie weniger als häretischen Transzendenzbruch, sondern weil sie sich nicht in den selbstvergewisserungshysterischen, aber doch immerhin berechenbar tickenden Alltagsmechanismus einfügt. Die Urangst des Kontrollverlusts ist in beiden Fällen dieselbe.

Institutionen des Anderen

Einzig der Alkoholrausch bleibt im Abendland traditionell weitgehend von allen Sanktionen verschont. Warum eigentlich? Nach allem, was wir bisher erfahren haben, liegt die Antwort auf der Hand: Weil die Bewusstseinsbeeinträchtigung durch Alkohol eben keine psychedelische Erfahrung ist. Zwar gibt es auch hier beträchtliche Enthemmungen und Realitätsverluste, doch meist keine Konfrontation mit einem Fremden. So gefährlich Alkoholisierte für sich und die Umwelt sind, „von innen“ fühlt sich der Rausch harmlos und mollig an. Das Ich schrumpft immer weiter zusammen, bis es sich im Delirium schließlich ganz verabschiedet – und zwar ohne zuvor je in Frage gestellt worden zu sein. Eine Depersonalisierung ohne Schrecken. Das mag einer der Gründe für die Akzeptanz des Alkoholrausches sein (auch wenn es inzwischen ernsthafte Versuche seitens der Nüchternheitsdogmatiker gibt, auch ihn zu tabuisieren). Insgesamt jedenfalls muss man sich klarmachen, dass die Ablehnung *tatsächlich* veränderter Bewusstseinszustände, wie sie in den westlichen Gesellschaften seit mehreren hundert Jahren kultiviert wird, zwar in der globalisierten Arbeitswelt von heute nach wie vor und vielleicht mehr denn je hegemonial ist, im größeren welt- und zivilisationsgeschichtlichen Zusammenhang betrachtet aber eine Ausnahme, um nicht zu sagen: eine Abnormität bildet. Sind doch in fast allen anderen Kulturen mehr oder weniger

institutionalisierte Umgangsformen mit künstlich veränderten Bewusstseinszuständen entwickelt worden. Fast überall wurde dem Anderen ein eigener Ort und damit auch sein eigenes Recht zugestanden.

Die „Psychoanalytiker des Urwalds“, wie Claude Levi-Strauss die Schamanen der Amazonas-Völker nannte, nutzen DMT-haltige Getränke, um zu heilen, sich mit den Ahnen zu verbinden oder das Jagdglück zu beschwören. Der nüchterne Diskurs, zu dem auch unser Text zwangsläufig zählt, muss darüber schweigen, was die Schamanen auf ihren Reisen tatsächlich erleben und welchen Realitätswert diese Erfahrungen haben. Offensichtlich ist jedoch die soziale und kulturelle Funktion des Rausches. Die Substanzen spielen eine zentrale Rolle in den Ursprungsmythen der jeweiligen indigenen Gesellschaften, etwa indem sie davon berichten, wie den ersten Menschen von den Göttern Peyote oder Ayahuasca geschenkt wurde. Von den stabilisierenden Eigenschaften der Rauschrituale berichtet exemplarisch der französische Ethnologe Philippe Descola in seinen Studien über die Jívaro im Grenzland zwischen Peru und Ecuador. Wie alle indigenen Völker stehen auch die Jívaro unter enormem Druck seitens der westlichen Zivilisation. Bei Descolas Aufenthalt in den späten 1970er Jahren waren das vor allem nordamerikanische, evangelikale Missionare, die den Jívaro ihre Gebräuche, ihre Kleidung, ihre Art zu denken streitig machen wollten. Dass sie damit – zumindest im von Descola berichteten Zeitraum – keinen Erfolg hatten, lag auch daran, dass der Jívaro-Schamane Mukuimp die Dorfbewohner mit dem DMT-haltigen Getränk Natem in eine viel sinnlichere, plausiblere und auch freudvollere spirituelle Welt führte als jene, die die Missionare feilzubieten hatten.

Ebenfalls einen stabilisierenden Effekt auf die Gemeinschaft haben die Initiationsriten bei Jugendlichen, die in zahlreichen indigenen Gesellschaften mit der Verabreichung psychedelischer Substanzen begangen werden. In ihrer Studie „Adolescent Drug Use in Cross-Cultural Perspective“ berichten der Mediziner Charles Grob und die Ethnologin Marlene Dobkin de Rios von den Bora, einem Aborigines-Stamm in Ostaustralien, den Chumash in Kalifornien und den Shangana-Tsonga in Mozambique. Alle drei Völker nutzen Nachtschattengewächse, um Jugendliche auf die Aufgaben des Erwachsenenlebens vorzubereiten (bei den Aborigines nur die männlichen, bei den Shangana-Tsonga die weiblichen, bei den kalifornischen Indianern beide Geschlechter). So unterschiedlich die jeweiligen Riten sind, so ähneln sie sich doch in zentralen Punkten: Die Einzuführenden unter-

ziehen sich einer Vorbereitung, halten etwa eine Kur; sie werden von der Gemeinschaft separiert und von Lehrern in ein Geheimwissen eingeweiht; sie erleben den (Nachtschatten-typisch sehr anstrengenden) Rausch als Jenseitsreise, auf der sie sich mit der Geisterwelt verbinden, die als für die Geschicke des Alltags essentiell betrachtet wird. Völlig verändert kehren sie in die Gemeinschaft zurück, werden von dieser aber eben deswegen als vollwertige Mitglieder begrüßt. Grob und de Rios kontrastieren diese Art von Gebrauch mit dem Drogenkonsum Jugendlicher im Westen. Dieser grenzt aus der Gemeinschaft aus (die meisten User treibt ein Wille zur Distinktion), während jener vergesellschaftet. Gerade die leichte Suggestibilität der Berauschten werde von indigenen Gesellschaften dagegen für eine „schnelle Vermittlung von Wissen verwendet, das für das Überleben des Individuums notwendig ist“. Hinzu kommt der starke Bonding-Effekt der psychedelischen Erfahrung. Das Tragische an Grobs und de Rios' Studie ist, dass sie von einer Vergangenheit berichtet. Die Chumash gelten als ausgestorben. Und auch die Initiationsriten Bora und Shangana-Tsonga kamen zum Erliegen oder werden bestenfalls noch in kleinsten Kreisen gefeiert.

Sehr aktiv hingegen, ja sogar weltweit expandierend, sind die brasilianischen Ayahuasca-Bewegungen, etwa die UDV. Und ähnlich wie bei den eben beschriebenen Initiationsriten hat auch Ayahuasca eine stabilisierende Wirkung – auf die Gemeinschaft wie das Individuum. Es war ebenfalls Charles Grob, der epidemiologische Untersuchungen unter brasilianischen UDV-Mitgliedern anstellte. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Ayahuasca-Trinker eindeutig weniger reizbar waren als die Mitglieder der „nüchternen“ Kontrollgruppe, zudem aufgeschlossener, emotional stabiler, weniger depressiv sowie komplett frei von Suchtkrankheiten. Der letztgenannte Aspekt untermauert Sloterdijks diesbezüglichen Befund: „Fast kann man für jene Welt die Faustregel ausgeben: je profunder die Drogenerfahrung, desto unmöglicher die Sucht. Was die Suchttendenz aus dieser Drogenpraxis schon im Ansatz ausschließt, ist die rituelle Fassung der Ekstase und die sakramentale Definition der durch die Rauschmittel aufgeschlossenen Realitäten.“

All diese Beispiele entstammen indigenen Gesellschaften oder haben zumindest dort ihren Ursprung. Und doch gab es auch im klassischen Europa eine vergleichbare Praxis: die bis heute sagenumwobenen Mysterien von Eleusis, die in der Nähe von Athen gefeiert wurden, bis sie im Jahre 392 vom christlichen Kaiser Theodosius verboten wurden. Bei diesen Mysterien

handelte es sich um einen geheimen, wenngleich jedem, der des Griechischen mächtig war, zugänglichen Weiheritus. Da allen Eingeweihten bei Todesstrafe verboten war, Inhalt und Ablauf der Zeremonien kund zu tun, mag es kaum (oder umso mehr?) verwundern, dass über die Mysterien, obwohl sie vermutlich 1500 Jahre lang existierten, sowenig Konkretes bekannt wurde. Halbwegs sicher weiß man nur, dass es sich um einen Kult der Fruchtbarkeits- und Korngöttin Demeter und ihrer Tochter Persephone handelte, deren Raub durch den Unterweltgott Hades den Wechsel der Jahreszeiten erklärte. Anscheinend ging es um die Frage, wie sich der seiner Sterblichkeit bewusste Mensch im Kosmos der sich immer wieder erneuernden Natur begreift. Es ist sehr wahrscheinlich, dass im Zuge der Prozedur auch eine psychoaktive Substanz gereicht wurde. Bis heute streiten sich die Gelehrten, ob es sich dabei um das dem LSD verwandte LSA gehandelt haben könnte, um ein anderes Mutterkorn-Derivat, um Psilocybin-haltige Pilze oder um eine Opium-Tinktur. Fest steht, dass das Erlebnis der Mysterien von so einschneidender Natur war, dass etwa Sophokles darüber schreibt: „Dreifach glücklich sind jene unter den Sterblichen, die, nachdem sie die Riten gesehen, zum Hades schreiten; ihnen alleine ist dort wahres Leben vergönnt. Für die Übrigen ist da alles schlimm.“ Offensichtlich versöhnte die Erfahrung der Mysterien die Sterblichen mit ihrem Schicksal.

Das ist auch einer der Effekte des psychedelischen Ritus, den Aldous Huxley in seinem letzten Roman und intellektuellen Vermächtnis „Eiland“ beschreibt. Die Bewohner der utopischen Insel Pala nutzen die psilocybinhaltige Medizin „Moksha“ nicht nur zur Initiation der Jugendlichen in die Gesellschaft, sondern auch als eine Art Sterbesakrament. Huxley zeichnet in „Eiland“ (auf manchmal etwas penetrante Weise) nach, was er sich unter einer idealen Gesellschaft vorstellt. Die Bewohner Palas sind gelassen, autonom, selbstbewusst, spirituell und lebensfröhlich. Zwar führt Huxley dies nicht kausal auf den Moksha-Rausch zurück. Doch die darin gemachte Erfahrung der Ich-Auflösung feht die Palanesen gegen Zivilisationskrankheiten wie Egoismus und Herrschsucht, Depression und Sucht. In „Die Pforten der Wahrnehmung“ führt Huxley den Gedanken aus: „Der Drang, die Grenzen ichbewusster Selbstheit zu überschreiten, ist ein Hauptverlangen der Seele.“ Die westliche Zivilisation jedoch verwehre diese Erfahrung, und am wenigsten hülfe die christlichen Glaubensgemeinschaften weiter: „Zahllose Menschen sehnen sich nach Selbsttranszendenz und wären froh, mit Hilfe der Kirche zu ihr zu

gelangen. Aber – ‚die hungrigen Schafe erhalten kein Futter‘ – sie nehmen teil an Ritualen, lauschen Predigten, sie sprechen Gebete nach; doch ihr Durst bleibt ungestillt. Enttäuscht wenden sie sich der Flasche zu. „Der Zeitbezug dieser Zeilen ist unverkennbar, Huxley schrieb „Die Pforten der Wahrnehmung“ 1954. An der Grundaussage, dass nur spirituell Hochbegabte den Weg zur „Selbsttranszendenz“ ganz allein finden und beschreiten können, hat sich jedoch bis heute nichts geändert. Die große Mehrzahl benötigt Hilfsmittel – und psychedelische Substanzen können praktikabel sein.

Das von Huxley postulierte menschliche Verlangen nach „Selbsttranszendenz“ scheint nicht nur von den Funden Jahrtausendealter Gegenstände für psychedelische Riten bestätigt zu werden (etwa Kakteenskulpturen aus der peruanischen Frühgeschichte oder Pilzgefäße aus Mexiko). Laut einer Studie der amerikanischen Anthropologin Erika Bourguignon pflegen 90 Prozent aller knapp 500 Kulturen weltweit, über die es Informationen gibt, einen institutionalisierten Umgang mit veränderten Bewusstseinszuständen. So scheint es angezeigt, vom Willen zum Rausch als einer anthropologischen Konstante zu sprechen. Und selbst das greift vielleicht noch zu kurz: In seinen zahlreichen Studien hat der italienische Ethnobotaniker Giorgio Samorini nachgewiesen, dass und wie auch Tiere psychotrope Substanzen konsumieren. Eine BBC-Dokumentation zeigte jüngst eine Gruppe jugendlicher Delphine, die sich knapp unter der Wasseroberfläche im Kreis versammelten und einen giftigen Kugelfisch herumreichten. Dabei benagten sie ihr Kalumet gerade so weit, dass dieses nur eine geringe Dosis des Giftes Tetrodotoxin freisetzte, was die Meeressäuger offensichtlich in einen tranceartigen Zustand versetzte.

Eine Tür – aber für wen?

Was wird sich aus der psychedelischen Renaissance, die wir in diesem Buch beschrieben haben, entwickeln? Zwei Szenarien sind denkbar. Das erste, wahrscheinlichere: Die Angst der westlichen Gesellschaften vor veränderten Bewusstseinszuständen behält die Oberhand. Die zahlreichen Liberalisierungen im Umgang mit Drogen werden mit Verweisen auf Gesundheitsrisiken kassiert, rabiate Kontrollmechanismen wie Drug Screening am Arbeitsplatz (was heute in den USA schon Usus ist, etwa bei der vermeintlich so liberalen *New York Times*) oder großzügig verhängte Vorstrafen machen Usern das Leben schwer, und der War on Drugs geht

so blutig, korrupt und erfolglos weiter wie bisher.

Die andere Möglichkeit: Die weltweit praktizierten Legalisierungen machen Schule, Staaten finden Gefallen an den Steuereinnahmen aus Cannabis-Verkäufen. Mit enormem wissenschaftlichem Aufwand gelingt es, den medizinischen Gebrauch einiger psychedelischer Substanzen zu enttabuisieren. Hinzu kommen die zahlreichen spirituellen Praktiken, die mit Verweis auf die Religionsfreiheit zum Teil bereits heute legal sind. Und irgendwann schafft es vielleicht Rick Doblin, der Gründer der Multidisciplinary Association of Psychedelic Studies, ein Ritual genehmigen zu lassen, bei dem nicht nur Todkranke, Traumatisierte oder Süchtige die Selbsttranszendenz im Rausch erfahren, sondern größere Kreise. Das aber wirft die Frage auf: wer genau? Angesichts der positiven Effekte der Konfrontation mit dem Fremden (und den desaströsen Folgen ihrer Kriminalisierung) könnte man zu einem psychedelischen Missionarismus verleitet sein. Aber wäre das sinnvoll?

Mit dieser Schlussfrage gehen wir zu Christian Ratsch und Claudia Müller-Ebeling. Der Hamburger Altamerikanist Ratsch ist der Autor einschlägiger Standardwerke, etwa der „Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen“. Dass er in den Medien die Rolle des raunenden Drogenexperten spielt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er und die Kunsthistorikerin Müller-Ebeling profunde Kenner zahlreicher indigener Kulturen sind. Und Ratsch und Müller-Ebeling machen kein Geheimnis daraus, dass ihr Wissen, zumal was den Substanzgebrauch betrifft, nicht theoretisch, sondern praktisch erworben ist. Aber obwohl beide über viele psychedelische Rausche viel Gutes zu berichten haben, raten sie doch von jeder Expansion strikt ab. Denn so stabilisierend der Psychedelika-Konsum in indigenen Gesellschaften wirken mag, so sorgfältig gilt es zu bedenken, dass wir in einer Kultur leben, in der veränderte Bewusstseinszustände seit Jahrhunderten aus der Alltagserfahrung ausgeschlossen sind. Der Großteil dieser Gesellschaft hat das Gebot zur Nüchternheit verinnerlicht und deswegen schlicht keine Lust auf eine „Reise auf die andere Seite“, wenn nicht gar große Angst davor. Und ohne den festen rituellen Rahmen, wie er in indigenen Gesellschaften oder spirituellen Gemeinschaften üblich ist, ist die psychedelische Erfahrung auch tatsächlich ein gewisses Wagnis. Ratsch und Müller-Ebeling betonen daher deren esoterischen Charakter im ursprünglichen Wortsinn, also eines Wissens, das bis auf weiteres nur einem abgeschlossenen Kreis von Eingeweihten zugänglich sein sollte, denn: „In den bestehenden Verhältnissen muss

man viele Hindernisse nehmen, um psychedelische Erfahrungen machen zu können. Aber es ist gut, dass diejenigen, die das wollen, sich ihren eigenen Weg dahin bahnen müssen. Und das sind dann immer noch zu viele. Denn oft ist es so, dass diese Erfahrungen für diejenigen, die sie am meisten suchen, gar nicht gut sind. Wer den Kopf sowieso schon in den Wolken hat, wird von einer psychedelischen Erfahrung nur schrecklich verwirrt. Man muss für so etwas mit beiden Beinen im Kartoffelacker stehen.“ Umso notwendiger seien ausgewogene, zugängliche Informationen über den psychedelischen Rausch, seine Geschichte, seine Mechanismen, seinen Nutzen und seine Gefahren. Wir hoffen, dass dieses Buch ein wenig dazu beiträgt.



© Suhrkamp Verlag

Paul-Philipp Hanske (*links*)Journalist und Autor
hanske@nansenundpiccard.de**Benedikt Sarreiter** (*rechts*)Journalist und Autor
sarreiter@nansenundpiccard.de

260 Seiten
ISBN 978-3-95853-162-8
Preis: 25,- €
eBook:
ISBN 978-3-95853-163-5
Preis: 15,- €
(www.ciando.com)

Die Psychogenese der Menschheit, Band III Herausgegeben von Gerd Jüttemann

Christine Hennighausen, Benjamin P. Lange & Frank Schwab (Hrsg.)

Evolution des Sozialen

Ist der Mensch ein Egoist? Sind wir nur Agenten unserer egoistischen Gene? Oder sind wir zumindest reziproke Altruisten? Investieren wir in andere letztlich bloß zum eigenen evolutionären Nutzen (etwa im Rahmen des elterlichen Investments)? Können oder sollten wir anderen Gutes tun, auch wenn eigene Fitnessinteressen dadurch in den Hintergrund treten? Haben ethisches Handeln und Moral eine natürliche Basis? Oder sind Lüge, Betrug und Selbstbetrug zum eigenen evolutionären Vorteil der Kern unserer Natur? Wie lassen sich diese zwischen Betrug und Täuschung, Moral und Ethik angesiedelten aber auch andere soziale Phänomene (etwa Partnerwahl, Reproduktion und Familie) evolutionär beleuchten und so möglicherweise besser verstehen?

Der vorliegende Sammelband möchte diese und ähnliche Fragen in Form von 16 Kapiteln in den Fokus rücken. Die Kapitel basieren vorwiegend auf Vorträgen und Postern, die im Rahmen der 15. Jahrestagung der MVE-Liste (Menschliches Verhalten in Evolutionärer Perspektive) 2015 in Würzburg präsentiert wurden.



PABST SCIENCE PUBLISHERS · Eichengrund 28 · D-49525 Lengerich
Tel. +49 (0)5484 308 · Fax +49 (0)5484 550 · pabst.publishers@t-online.de
www.psychologie-aktuell.com · www.pabst-publishers.de

„What an apocalypse of the world within me!“*

Eine Auswahlbibliografie literarischer Rauschzustände in der deutschsprachigen Literatur seit 2000

Johanna Lenhart & Erkan Osmanovic

Literarische Bearbeitungen und Inszenierungen von Rauschzuständen sind immer auch ein Erzählen von Grenzüberschreitungen – Grenzen des Verstandes, der Zurechnungsfähigkeit oder der Wahrnehmung – die den Lesenden in Domänen jenseits des Vernünftigen, der Norm führen und so im Umkehrschluss auch ein Licht auf die jeweilige Vorstellung von Normalität werfen. Diese Abkehr von der Rationalität im Rausch, der Zugriff auf eine vorbereitete, vorsprachliche Wirklichkeit, ist nicht nur in antiken Mythen und Ritualen zentral, sondern wird auch in der Literatur immer wieder beschworen und mitunter verklärt. So erkannten romantische Dichter im Rausch eine Möglichkeit, Erkenntnisse zu gewinnen, die jenseits logischer Schlüsse lagen – der Rausch verschaffte Zugang zu Denk- und Wahrnehmungsorten jenseits kühler Ratio. Samuel Taylor Coleridges Gedicht *Kubla Khan* (1797/1816) etwa beschwört eine Vision im Opiumrausch, während der oft nachgeahmte Thomas De Quincey mit seinem, eingangs zitierten, autobiographischen Essay *Confessions of an English Opium-Eater* (1821) unter anderem die Veränderung von Zeit- und Raumerfahrung im Opiumrausch schildert. Von Baudelaires *Les paradis artificiels* (1860) bis hin zu Walter Benjamins Notizen zu seinen Haschischexperimenten ist aber nicht nur das Hervorbringen von Unbewusstem, sondern auch die Steigerung bzw. der Zugriff auf künstlerische Kreativität im Rausch zentral. Ein Aspekt, der auch das Problem der Darstellbarkeit von rauschhaften Zuständen, die doch gerade das Irrationale, Nicht-Erfassbare auszeichnet, aufwirft (vgl. Feustel, 2013, S. 9). Der Rausch birgt zwar den Anspruch auf ein unmittelbares Erleben, ist aber in seiner literarischen Gestaltung klarerweise immer schon vermittelt – ein Paradox, das beispielsweise auch die surrealistische écriture automatique umtrieb.

Auch im 20. Jahrhundert ist die Faszination an der literarischen Verarbeitung von Rausch

ungebrochen: Ernst Jünger und Gottfried Benn etwa verarbeiteten in literarischen Arbeiten ihre Experimente mit Kokain und anderen Drogen, Malcolm Lowry widmete sich in *Under the Volcano* (1947) dem Meskalin- und Alkoholrausch und die Autoren der Beat Generation wie Allen Ginsberg oder William S. Burroughs feierten in der Gegenkultur der 1950er und 1960er Jahre den Rausch als Zustand, der einen Ausweg aus dem bürgerlichen Alltag ermöglichte. Die 1980er und 1990er Jahre brachten schließlich die Abkehr von Blumenkindphantasien und Rausch wurde zunehmend zu einem Zustand, der nicht an den Randgebieten der Gesellschaft, sondern mittendrin stattfand. Texte wie Bret Easton Elliss' *American Psycho* (1991) schildern den Rausch, sei er ausgelöst von Arbeit, Konsum, Gewalt oder Drogen, als Ergebnis des modernen Alltags zwischen Karriere und Selbstoptimierung – ein Trend, der sich bis in die Gegenwart fortsetzt. Der Rausch soll nicht mehr (nur) den Zutritt zu anderen Welten ermöglichen, sondern den Einzelnen schneller, effizienter und leistungsfähiger machen und schreibt „sich damit in ein zeitgemäßes Modell ökonomischer Rationalität ein“ (Feustel, 2013, S. 15). Neben diesen Erzählungen aus Arbeitswelt und optimiertem Alltag wird der Rausch aber nach wie vor auch als Möglichkeit zu Eskapismus in eine hedonistische Selbstvergessenheit herangezogen.

Die vorliegende Auswahlbibliografie soll einen Überblick über aktuelle Ausprägungen, Diskurse und Debatten von Rauschzuständen im Spiegel der deutschsprachigen, erzählenden Literatur geben. Seit der Jahrtausendwende hat sich neben substanzinduzierten Rauscherfahrungen immer mehr auch die nicht-stoffliche Rauscherfahrung verbreitet, vom pathologischen Liebesrausch, über rauschhaft arbeitende Workaholics und im Machtrausch gefangene Manager, lässt sich eine breite Palette an verschiedensten Zuständen finden, die ihre Pro-

* De Quincey, 1956.

tagonisten in einen mahlstromartigen, kaum aufhaltbaren, grenzüberschreitenden Taumel versetzen. Schlagwörter, die die Art des Rausches näher beschreiben, und Reaktionen der Literaturkritik zu den einzelnen Titeln sollen dabei die Orientierung erleichtern, Querverbindungen aufzeigen und auftretende Themencluster verdeutlichen.

**Airen:
I am Airen.
Blumenbar, Berlin 2010**

Ein junger Mann aus gutem und gut behütetem Hause zieht hinaus in die Welt, verliert jeden Halt, bevor er unverhofft die wahre Liebe erfährt, das kleine Glück von Vaterschaft und echter Bindung. Geläutert alsdorten und gefestigt kehrt er nach Hause zurück, auch desillusioniert und stellt fest: die Tage seiner Jugend sind vorüber. Dies ist das Muster der Selbstwahrnehmung, das aus dem Erlebten erst eine Erzählung macht, als Airen nach Mexiko geht, im Nachtleben – „Evita el Exceso“ – abstürzt und sich im rauschhaften Leben nach einer wahren Berufung („dieses eine Extrem, das mich so fickt, dass ich ihm alles widme“) sehnt. (Christopher Schmidt, *Süddeutsche Zeitung* vom 16.04.2010)

Party, Drogen, Eskapismus

**Jörg Albrecht:
Drei Herzen.
Wallenstein, Göttingen 2006**

So lange die Fransenpony-Jungs noch jaulen, ist die Feier nicht zu Ende. [...] Jörg Albrecht erzählt in einem schnellen, eigenen, treibenden Beat, der trotz aller Ellipsen, Halbsätze und Manierismen trägt und trägt und trägt. [...] Enge T-Shirts, Vinylplatten, Nächte in Clubs, in Passbildautomaten. Vivazwei, Charlotte Roche. Und dieses Gefühl, in einem riesigen medialen Archiv zu leben. Zwischen Tonbändern, Lomografien und Schwarzweißfotos aus dem Familienalbum irgend etwas [sic] zu suchen, etwas wiederfinden zu müssen, das man nie besaß. In der Perfektion, mit der Albrecht [...] drei Lebensfolien übereinander blendet, sie durch seine Stroboskopsprache immer schneller, immer scharfkantiger auf die Rückseite unserer Augen projiziert, wird offenbar, wie verflucht gut dieser Roman gearbeitet ist.

(Stefan Mensch, *literaturkritik.de*, 10.10.2006)

Technik, Medien

**Stephan Alfare:
Der dritte Bettenturm.
Luftschacht, Wien 2011**

Doch der Reihe nach: Flenner, Schriftsteller und Trinker, kehrt in seine „Höhle“, seine kleine Wohnung zurück, betrunken und schwer verwirrt und vor allem blutüberströmt, was ihn nicht weiter stört. „Der ist zäh. Glaub mir.“, sagt der Maler Jean [...] Zäh müssen auch die anderen Figuren sein, um ihr jeweiliges Leben auszuhalten, das in erster Linie [...] von Alkohol und anderen Drogen, von Gewalt und Depressionen geprägt ist. [...] Alfares Figuren sind Getriebene, die irgendwie nicht anders können als an ihrem eigenen Ruin zu arbeiten [...].

(Bernd Schuchter, *literaturhaus.at* im September 2011)

Substanzen, Gewalt

**Martin Arndt:
ego shooter.
Klöpfer & Meyer, Tübingen 2007**

Es ist eine bizarre Geschichte über das Leben im Zeitalter der Computer-Gesellschaft. Kovács, Arndts Held, ist ein intelligenter, dicklicher und scheinbar recht ungepflegter junger Mann. [...] Nacht für Nacht verbringt er vor dem Computer und nimmt an nachgespielten Flugzeugschlachten des Zweiten Weltkriegs teil [...]. Im „real-life“, wie er es nennt, befindet er sich nur selten: „ich plante ein neues leben. & kam an den pc. die arbeit mit ihm ist keine droge. sie ist das leben. ein eigenes leben. sie führt sich dir zu, führt dich dir zu. sie zieht dich in dich, zieht dich in sich, saugt dich auf wie das wasser, aus dem du zu fast 100% bestehst. du bist mehr als du bist.“

(Jessika Haack, *Die Berliner Literaturkritik* vom 01.06.2007)

Medien, Eskapismus

**Xaver Bayer:
Die Alaskastraße.
Jung und Jung, Salzburg 2003**

Die Irrfahrt des jungen Ich-Erzählers beginnt in Wien. Dort kündigt er aus einer Laune heraus seine Arbeit in einer Partnervermittlungsgesellschaft. [...] Er denkt, nimmt seine Umwelt nur vermittelt wahr, den direkten Draht zum Leben findet er nicht. [...] Xaver Bayer zeichnet in seinem Roman das Porträt eines Helden, der aus Angst vor Festlegungen in den Irrsinn drängt, der Hass empfindet, wenn andere Menschen „funktionieren“. [...] Es geht ums Eingemach-

te, es geht ums Ganze, um Macht und Unterwerfung, Tod und Sexualität. Der Held wird in seinem Sehnen nach Auslöschung gezeigt, sein Ziel ist schlicht die totale Degeneration, das Rückgängigmachen des ganzen Lebens, die Festplatte neu zu formatieren.

(Peter Landerl, *literaturhaus.at* vom 16.9.2003)

Eskapismus, Gewalt, Begehren, Sex

Nora Bossong:
36,9 Grad.
Hanser, München 2015

Bossong verwebt darin zwei Geschichten aus zwei Epochen. Da ist erstens der Gramsci-Forscher Anton Stöver, der nach Rom reist, um ein verschollenes Gramsci-Notizheft aufzustöbern. [...] Zweitens ist da eine Geschichte um Antonio Gramsci selbst, die weniger die Geschichte des Intellektuellen als vielmehr die Geschichte des Menschen ist. [...] Während der italienische Philosoph, eingesperrt in einen verwachsenen Körper, einen „Käferpanzer“, als disziplinversessener Geistesarbeiter lebt, gibt sich auch der kontrollversessene Dandy Stöver als diszipliniert. In beider Leben brechen aber nun Gefühle ein, die die Beherrschung, die eigene und die der anderen, herausfordern. Sie verändern gewissermaßen die Normaltemperatur von 36,9 Grad, und tatsächlich laufen überall im Buch Figuren herum, die flimmern, glühen, brennen. (Konstantin Ulmer, *der Freitag*, Nr. 35/2015)

Liebe, Begehren

Jan Brandt:
Gegen die Welt.
DuMont, Köln 2011

Es ist die Geschichte von Daniel Kuper, einem wunderlichen, phantasiefreudigen Jungen, der Mitte der siebziger Jahre in einer kleinen Stadt in Ostfriesland zur Welt kommt. Er liest viel zu früh und zu intensiv Perry-Rhodan-Heftchen, beobachtet viel zu intensiv die Bewohner seiner Stadt und verliert nach einer umwerfenden Begegnung mit einem Außerirdischen den direkten Kontakt zur Wirklichkeit. [...] Er gilt dem Rest der Stadt von nun an als verrückt, böseartig, supersonderbar und auf jeden Fall zu allem fähig.

(Volker Weidemann, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28.08.2011)

Kollektiver Rausch, Eskapismus, Imagination

Bernd Cailloux:
Das Geschäftsjahr 1968/69.
Suhrkamp, Berlin 2005

Mit dem Serienblitz erobern sie den Underground [...]. Die Subversion wird profitabel. Je mehr sich ihr Idealismus dabei verbraucht, um so [sic] klarer tritt der Widerspruch zwischen Sozialutopie und ökonomischem Interesse hervor, der das 68er-Start-up schließlich spaltet. Büdinger reißt alle Macht an sich [...]. Der aufrechtere Erzähler hat dem wenig entgegenzusetzen; den Gegenschlag vermasselt ihm eine Hepatitis, die er sich durch Drogenexperimente eingehandelt hat. So siegt der Raffzahn über das Blumenkind.

(Brigitte Preissler, *Berliner-Zeitung* vom 18.08.2005)

Macht, Geld, Drogen

Arno Camenisch:
Ustrinkata.
Engeler, Solothurn 2012

„Ustrinkata“ ist eine skurrile Weltuntergangsgeschichte von großer Gelassenheit. Sie spielt im Januar, eigentlich sollte Hochbetrieb herrschen auf den Skipisten der graubündischen Talschaft Surselva. [...] Ständig wird dabei nachgeschenkt – und mit dem anschwellenden Alkoholfluss gerät die Erzählung dann in eine surreale Schwebel. [...] Surreal nüchtern jedoch bleiben die Figuren, kein Lallen stört ihren Sermon je. Genau diese Abkehr vom Erwartbaren aber wird zur eigentlichen Stärke von „Ustrinkata“. Denn nur so kann Arno Camenisch für seine kauzigen Charaktere eine ungemein klangmächtige Wörtersymphonie komponieren.

(Jochen Hieber, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 01.06.2012)

Alkohol, Erinnerung

Antonio Fian:
Das Polykrates-Syndrom.
Droschl, Graz 2014

Den Icherzähler Artur lässt er [Fian, Anm.] in eine Geschichte schlittern, die eine ruhige Existenz ins Katastrophale führt, vorangetrieben von einer verrückten Liebe sowie von gar nicht geruhsamen Szenen. Und mit jedem Schritt weiter von Alltäglichkeiten weg [...] die Aufzeichnung eines Abgleitens in menschliche Abgründe. Dabei beginnt alles recht banal [...]. Trotz abgeschlossenen Studiums hat er [Artur, Anm.] sich mit einem Halbtagsjob im Copy-

shop begnügt, seine Frau Rita hingegen ist auf dem Karriereweg zur Gymnasialdirektorin. Da geht im Advent kurz vor Ladenschluss die Tür auf, und mit Alice betritt das betörende Verhängnis den Raum. Es folgt beileibe keines der gewöhnlichen Liebesabenteuer, sondern eine zunehmende amouröse Verstrickung bis zum Totschlag und zu einer präzise beschriebenen Zerstückelung einer Leiche.

(Klaus Zeyringer, *Der Standard*, Album vom 01./02.02.2014)

Liebe, Begehren

Olga Flor: Ich in Gelb. Jung und Jung, Salzburg 2015

Der Roman gibt sich, als wäre der Blog so, wie er ist, ausgedruckt und zwischen zwei Buchdeckel gebracht worden, inklusive auch der Kommentare. Unter anderem meldet sich da Bianca zu Wort: ein erfolgreiches Modell, das zu den Streifzügen der Bloggerin die Backstage-Seite liefert. [...] Blog-konform wird auch hier rückwärts erzählt, jeder Eintrag ist chronologisch jünger als der darauf folgende. In der Lektüre wird man so mit Miniaturen ohne Vergangenheit konfrontiert – eine adäquate Inszenierung der hastigen Gegenwart des Netzes (und der Mode). [...] Darüber hinaus allerdings gibt es in *Ich in Gelb* längst keinen festen Boden mehr, alles – die Bilder, die Sprache, das „Selbst“ – ist hier längst Déjà-vu, digitale Maskerade, Diebstahl. Ein schwindelerregendes, sehr empfehlenswertes Buch.

(Bernhard Oberreither, *Der Standard*, Album vom 21./22.03.2015)

Medien, Konsum

Thomas Glavinic: Der Kameramörder. Volk & Welt, Berlin 2001

„Mich hat die Konstellation fasziniert. Ich gehe generell davon aus, dass jeder Mensch ein Monster ist. Und dieses Monster ist in diesem Fall, in diesem Buch ja nicht der Kameramörder [...], sondern das wahre Monster, das sind die anderen. Das sind die vier Leute, die vor dem Fernseher sitzen, und die Leute, die in den Dörfern toben, damit sie den Kameramörder in die Finger bekommen.“ [...] Im Zentrum steht ein vieldiskutiertes Phänomen unserer Zeit: das Verschwinden der Realität im Rausch der Bilder. Der Ich-Erzähler berichtet von einem Geschehen, das er im Fernsehen verfolgt. Das Fernsehen wiederum berichtet über eine Tat, deren Hergang gefundene Vi-

deoaufnahmen dokumentieren sollen. Natürlich könnte es sich um eine Fälschung handeln, dann wäre alles nur erfunden.

(Christel Wester, *deutschlandfunk.de*, 06.07.2001)

Medien, Macht, Gewalt, kollektiver Rausch

Rainald Goetz: Johann Holtrop. Abriss der Gesellschaft. Suhrkamp, Berlin 2012

Rainald Goetz scheut keine Mühe, ein ganzes Arsenal von Pappkameraden aufzufahren, die sich im Ausleben ihrer Macht- und Geldgeilheit zu überbieten suchen. „Tempomacher“ Holtrop ist ihr – auf Psychostimulanzien angewiesener – Superstar, und da Späne fallen, wo gehobelt wird, agiert Holtrop hemmungslos, wenn es angesagt scheint, altgediente Mitarbeiter auszusortieren. [...] Rainald Goetz will das moralisch Verkommene dieser neuen Generation in den Chefetagen anprangern und die Ursachen für die Finanz(markt-)krisen der letzten fünfzehn Jahre festhalten.

(Rainer Moritz, *Neue Zürcher Zeitung* vom 13.09.2012)

Arbeit, Macht, Geld

Olga Grjasnowa: Die juristische Unschärfe einer Ehe. Hanser, München 2014

Die uneheliche Tochter einer israelischen Hippie-Mum lässt sich als kiffende und koksende Medienkünstlerin durch das Boheme-Berlin der 2010er-Jahre treiben. [...] In einer Kreuzberger Bar, so will es Olga Grjasnowa, lernt die labile Jonoun eine junge Frau kennen, [...] Leyla heißt die Schöne, als Tochter georgisch-russisch-aserbeidschanischer Eltern hat die disziplinierte junge Frau einst am Bolschoi-Theater Ballett studiert – jetzt lebt sie, eine Adeptin der lesbischen Liebe, zusammen mit dem schwulen russischen Psychiater Altay in Berlin. [...] Wie Grjasnowa die fiebrige, gehetzte, gediegen melancholische Atmosphäre einfängt, in der sich ihre quarterlife-crisis-gebeutelte Personage bewegt, verdient Bewunderung.

(Günter Kaindlstorfer, *oe1.orf.at* vom 16.09.2014)

Liebe, Begehren, Sex

Bettina Gundermann:
lines.
Frankfurter Verlagsanstalt,
Frankfurt am Main 2001

Ein spendabler Geschichtenerzähler und Dealer verteilt schwarze Tränen und weiße Magie. Gierig nach Leben, berauscht er sich an urbaner Hektik und saugt alles auf, was seinen Kopf hell macht. Er zieht die Linien mit dem weißen Pulver und zerhackt den Stoff und die Sätze mit einer scharfen Rasierklinge. Gott will er genannt werden, doch trauen kann man ihm nun wirklich nicht. Mit lieblicher Stimme wendet er sich an seine imaginären Zuhörer und lockt sie in seinen tödlichen Kreis. [...] Ständig auf der Flucht sind sie vor dieser „aufwühlenden, wütenden Leere“, und wenn sie die Liebe einholt, merken sie, dass sie auch dieser Droge, der schlimmsten von allen, nichts, aber auch gar nichts entgegensetzen haben.

(Thomas Kraft, *Die Welt* vom 28.04.2011)

Drogen, Liebe, Begehren

Tino Hanekamp:
So was von da.
Kiepenheuer & Witsch, Köln 2011

Es ist die Geschichte der letzten Nacht in einem Hamburger Club, einer Silvesternacht, bevor der Club abgerissen werden soll, und über dem Betreiber [...] stürzen die Schwierigkeiten des Lebens zusammen [...] und die letzte Nacht in seinem Club soll und muss legendär und für immer unvergesslich werden [...]. Tino Hanekamp schreibt das auf, so leicht und genau und mitreißend und traurig und schön, als wäre man tanzend mittendrin. „Die Leute sind wie frei schwebende Elektronen, treiben scheinbar ziellos umher, bleiben aneinander kleben, verharren kurz und treiben weiter. Alles scheint einer höheren Ordnung zu folgen, dem Gesetz der Party, dem Drang nach Geschwindigkeit und Verschmelzung. Jetzt bloß kein Neutron sein. [...]“ Es ist ein Buch der Jetzt-Feier in einer kleinen Welt am Abgrund.

(Volker Weidermann, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 12.06.2011)

Party

Helene Hegemann:
Axolotl Roadkill.
Ullstein, Berlin 2010

Denn *Axolotl Roadkill* ist sowohl hemmungslose, halluzinatorische Entladung eines traumatisierten Bewusstseins, als auch dessen

kalkulierte, ziemlich komische Parodie mit postmodernem Beigeschmack. [...] Mifti führt in den chaotischen Familienverhältnissen einer chaotischen WG am Prenzlauer Berg ein chaotisches Jugendbohemeleben, durchwandert sämtliche seelischen Höllenkreise, verdrängt so gewaltsam, wie nur manisches Erinnern es erzwingt, den Tod der Mutter, einer Alkoholikerin, die vor den Augen der Tochter starb, als diese dreizehn war. [...] Sie ertrinkt geradezu im Wahn. Im Koksnebel, in der akustischen Behämmerung Berliner Clubs. In einer verkorksten Liebesbeziehung zu einer älteren Frau. Im Liebeshass zu Geschwistern [...].

(Ursula März, *Die Zeit* vom 21.01.2010)

Drogen, Party, Liebe, Begehren

Reinhard Jirgl:
Nichts von euch auf Erden.
Hanser, München 2012

Die eigentliche Utopie aber, die wirklich phantastische Vorstellung einer Welt in vier Jahrhunderten betrifft die Erde. Sie ist befriedet. [...] In der Konfrontation mit der kriegerischen Mars-Welt, in der wir die Eigenschaften der Menschheit und die Prozesse der Menschheitsgeschichte mit all ihren zerstörerischen Machtakkumulationen wiedererkennen, entsteht ein merkwürdig schillerndes Bild. [...] Die Liebeszenen zwischen dem Ich-Erzähler und seiner „Einzigem“ sind märchenhaft rauschhaft gestaltet, ebenso der künstlich tropische Garten der Geliebten, der vielfältige Farben- und Gemütseffekte erzeugt.

(Helmut Böttiger, *Süddeutsche Zeitung* vom 08.06.2013)

Macht, Gewalt, kollektiver Rausch, Naturerfahrung

Daniel Kehlmann:
Ruhm.
Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2009

Kehlmanns Figuren stecken fest im Treibsand ihres Daseins: der Computertechniker Ebbing, dem irrtümlich eine bestehende Mobilfunknummer zugewiesen wird und der so, seine kleinbürgerliche Verklemmtheit sprengend, Kontrolle über die mondäne Existenz eines gewissen Ralf erhält („Stimmen“). Ebbing findet Geschmack am Eros der Macht und beginnt als deus ex machina in Ralfs Sozialleben herumzufummeln – um am Ende wieder in die alte Armseligkeit abzustürzen. [...] „Ruhm“ zeigt ihn als Virtuosen thematischer Verstrebung und multipler Perspektivik, von komplexer Mo-

tivführung und paradoxaler Verschränkung fiktionaler Ebenen.

(Andreas Breitenstein, *Neue Zürcher Zeitung* vom 17.01.2009)

Macht, Medien

Daniel Ketteler:
Grauzone.
J. Frank, Berlin 2012

Denn Daniel Ketteler führt den Leser an den Abgrund der abendländischen Zivilisation, den Punkt, an dem wir ihre Psychogenese bestaunen können. Der Ort, an dem die Grenze von Patient und Arzt verschwimmt, Psychiaterinnen gedanklich ihre sexuellen Obsessionen organisieren und aus zerlegten Kühlschränken Instrumente zur Gedankenübertragung entstehen sollen. Jeder, aber auch jeder hier ist irgendeiner Substanz verfallen, abhängig und ausgeliefert.

(Jan Kuhlbrodt, *fixpoetry.com* am 19.10.2012)

Drogen, Imagination

Lukas Kollmer:
Anomia.
Luftschacht, Wien 2009

Zu kämpfen hat dieser „letzte Philosoph des Niedergangs“ mit einem frustrierenden Teilzeitjob als Museumsaufseher, seiner schauspielenden, therapiebedürftigen Cecilia und dem Faktum, dass Heroin billiger zu haben ist als Rasierklingen. Ihm Eskapismus vorzuwerfen, fällt angesichts des äußeren Feindeslands schwer. Denn auf den Straßen tummeln sich Panzerwagen, Kampfhunde und Riesenratten, zwischen Müll und Fassadentrümmern verwesen Kinderleichen. [...] Der beschäftigungslos gewordene Erzähler wird von Piet Hasenform, dem Filmproduzenten bei Croqués Ltd., in dessen pseudowissenschaftlich argumentierte Vernichtungsindustrie eingeführt.

(Ronald Steiner, *literaturhaus.at*, 10.03.2009)

Macht, Drogen

Christian Kracht:
1979.
Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001

Auf 180 Seiten schildert der Schriftsteller Christian Kracht, Jahrgang 1966, das Schicksal eines armseligen Dandys aus dem Westen, der an der Seite seines schillernden Freundes durch die Welt reist, auf der Suche nach Zerstreuung,

Schönheit, Liebe, Sex und Tod. [...] Der müde Ekel, mit dem die Drogenexzesse und die Rituale des Jet-set-Milieus geschildert werden, hat selbst einen dekadenten, dandyhaften Unterton.

(Hubert Spiegel, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 09.10.2001)

Reise, Drogen, Begehren, Sex, Eskapismus

Lisa Kränzler:
Export A.
Verbrecher, Berlin 2012

Im grünen Haus führt man ein Leben in Extremen. Elisabeth trinkt – so heißt es wiederholt – wie ein Seemann, nicht selten ist ihr Rausch mehr als nah an der körperlichen Selbstzerstörung. [...] Aber auch wenn es den Anschein haben könnte: Das Leben ist keine Dauerparty, auch in dem grünen Haus nicht. Etwas Unheilswangeres lastet über allem, seit Elisabeth in den ersten Wochen ihres Aufenthalts von ihrer Schwester mit zu einem fundamentalistischen Gottesdienst genommen worden ist. [...] Während sich auf der einen Seite immer mehr Gewissheiten aufzulösen scheinen, während die berauschten Zustände stärker und andauernder werden, während nicht mehr genau zu unterscheiden ist, was tatsächlich geschieht und was Elisabeth womöglich nur im Rausch ersinnt, wird auf der anderen Seite immer klarer: Dieses Erzählen ist ein [...] Zeugnisablegen zehn Jahre nach dem, was nie hätte geschehen dürfen.

(Wiebke Porombka, *deutschlandfunk.de*, 09.07.2012)

Drogen, Religion

Ulla Lenze:
Der kleine Rest des Todes.
Frankfurter Verlagsanstalt,
Frankfurt am Main 2012

Der bemerkenswerteste Aspekt an Ulla Lenzes hochkonzentriertem Buch ist, wie nachvollziehbar hier eine Trauernde aus sich selbst heraus das Recht zum hemmungslosen Egoismus entwickelt. Im Zen-Kloster hat Ariane gelernt, dass es zwei Arten des Leidens gibt: „Leiden. Und Leiden am Leiden. Das erste Leiden ist unvermeidbar, aber geht vorüber, das zweite hört nie auf. Wähle!“ Ariane hat sich für die zweite Variante entschieden. Und darin wird sie zu einer Trauer-Terroristin.

(Christoph Schröder, *Süddeutsche Zeitung* vom 13.03.2012)

Erinnerung, Trauer

Sibylle Lewitscharoff:
Consummatus.
Deutsche Verlags-Anstalt,
München 2006

Einer ist ins Reich der Toten eingedrungen und von „dort“ zurückgekehrt. Von einem Jenseits mag er nicht mehr sprechen, zu nah sei es am Hier. Der, wie Orpheus einst, seine Geliebte suchte, ist Deutsch- und Geschichtslehrer in Stuttgart, Ralph Zimmermann, 55. [...] Doch es lässt sich nicht ruhig denken im Lokal. Zum einen bestellt Ralph zu viel Kaffee und Wodka, zum andern stören ihn die Abgeschiedenen. Als eine leichte weissliche Materie breiten sie sich aus in den Räumen der Lebenden. Im Café Rösler gehören sie zum „Ingesinde“. [...] Jeder Schatten verbirgt Millionen andere. Alle „Babelsprachen der Erde“ scheinen sie zu verstehen, auch Tierlaute. Sie blasen dem einsamen Trinker in den Nacken, lachen aus Steckdosen, pfeifen in seinen Lungen. [...] Im Café herrscht ein Getue und Gewisper, das einen an den Tumult gemahnt in einem träumenden Menschenkopf.

(Beatrice von Matt, *Neue Zürcher Zeitung* vom 26.9.2006)

Alkohol, Trauer

Jonas Lüscher:
Frühling der Barbaren.
C. H. Beck, München 2013

Vor dem großen Kater kommt die Kündigung: [...] Alles beginnt mit den Vorbereitungen einer luxuriösen Hochzeit, die ein junges Pärchen aus der Londoner Finanzwelt mit allem Prunk und siebzig Gästen [...] ausrichtet. [...] Während die Zeitungen längst nur noch ein Thema kennen, das überraschende Wiederaufflammen der Finanzkrise und dabei vor allem die mehr als prekäre Lage Englands, wird in schmucken weißen Zelten im lichten Palmenhain des Hotels gefeiert, als sei es das letzte Mal. Dann aber wird über Nacht der Geldhahn zugekehrt. Noch vor dem Kater erhalten die Feiernenden ihre Kündigungen per SMS. [...] Die Geschichte führt in die Barbarei, so viel sei an dieser Stelle verraten.

(*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 28.06.2013)

Geld, Party, Gewalt

Martin Mandler: Shooting Stars.
Luftschacht, Wien 2013

Dieter ist sein erstes Opfer, erschossen mit einer .338-Sniper, es folgen Heidi und ihr Bodyguard.

Samy und ein Handyverkäufer werden von seiner P12 getötet. Anke, Till und Ralf sterben im Feuer der Zastava M91. [...] Was als gezielte Attentate auf deutsche TV-Stars beginnt, wird zum internationalen Prominentensterben: In London wird Katie die Kehle durchgeschnitten, in New York Bruce erschossen, in Frankreich der „kleine Fußballer“ Franck beinahe zu Tode geprügelt, und in Rom stirbt der Stürmer Mario. Seine nächsten Ziele, Brad und Angelina, werden vergiftet, noch bevor er sie während eines Münchenbesuchs erschießen kann.

(Eva Maria Stöckler, *literaturhaus.at* vom Oktober 2013)

Macht, Gewalt

Thomas Melle: Sickster.
Rowohlt, Berlin 2011

Friesenrock und Webcam, Timotei und Distelmeyer, Fukuyama, Cassavetes und die Wirkung der Times New Roman, alles welthaltig erzählt, pointiert, gesättigt mit Gegenwart – aber na ja, dass hier entfremdetes Leben und Reden parodiert wird, ist dann auch schnell klar, und die Katastrophe kommt nicht unerwartet. Aus Hipstern werden Sickster: Thorsten trinkt (Red Bull Jägermeister), seine Freundin Laura ritzt, und der Feingeist Magnus Tau, der „als der nervöse Supertasker, der er war“, dem Leser besonders ans Herz wächst [...], rutscht in die Psychose. „Ihr naht euch wieder, krankende Gewalten –“.

(Moritz Bassler, *taz.de* vom 14.10.2011)

Drogen, Arbeit, Karriere

Robert Menasse:
Don Juan de La Mancha oder
Die Erziehung der Lust.
Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007

Es ist eine *éducation sexuelle*, die wir hier verfolgen [...] Nathan, Frauensammler und Ritter von der traurigen Gestalt in einem, bekommt seine Unfähigkeit zu wirklicher Liebe wie in einem Kampf gegen Windmühlen bestätigt. Freilich nur so lange, wie der Wind auch weht. Und so bleibt er denn am Ende einfach übrig.

(Jochen Jung, *Die Zeit* 40/2007)

Liebe, Begehren, Sex

Clemens Meyer: Als wir träumten.
S. Fischer, Frankfurt am Main 2006

Für Dani, Rico, Mark, Paul und Pitbull, die Protagonisten in Clemens Meyers „Als wir träum-

ten“, ist die Wende tatsächlich die Zeit der grossen Träume. Die Zeit, als sie davon träumen, die Grössten zu sein, die jüngsten Discobesitzer Leipzigs, die besten Freunde, die coolsten Hunde. Aber es ist auch die Zeit der grossen Kämpfe: Nachts auf den menschenleeren Strassen Leipzigs Autos knacken und demolieren, Auktorennen veranstalten, sich mit Skinheads prügeln – nicht wenige Nächte enden auf dem Polizeirevier, im Krankenhaus oder im Knast. Doch bis dahin ist jede Nacht ein einziger Rausch der Geschwindigkeit und des Suffs, durchzuckt von harten Techno-Beats, gestreift von Stroboskoplicht [...].

(Christina Tilmann, *Neue Zürcher Zeitung* vom 01.04.2015)

Party, Drogen, Geschwindigkeit

Terezia Mora:

Alle Tage.

Luchterhand, München 2004

Panik, heißt es zu Beginn des Romans, „ist nicht der Zustand eines Menschen. Panik ist der Zustand dieser Welt. Alles mal die unbekannte Größe P“ [...] Abel Nema schließlich, gebeutelt gleich durch eine ganze Reihe persönlicher Katastrophen und Verluste, findet sich plötzlich, nachdem er fast zu Tode gekommen ist, wie in eine seltsame Hornhaut gehüllt wieder: [...] am Ende [...] braucht es schon eine Droge knapp unterhalb der tödlichen Dosis, um das Drachenblut, mit dem er sich abgehärtet hat, zu durchdringen. Seinen herbeihalluzinierten Richtern gibt er dann auch freimütig wie noch nie Auskunft über seine Abschottung [...].

(Tilman Spreckelsen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 06.10.2004)

Liebe, Begehren, Drogen

Fabian Oppolzer:

Höllenssturzsinfonie.

Luftschacht, Wien 2014

Bekanntermaßen ist jeder Mensch ein Abgrund, und es schwindelt einen, wenn man hinabsieht. René Bargton ist jedenfalls so ein Mensch. Dabei ist er selbst ganz ahnungslos. Nicht einmal seinen Namen weiß er, und überhaupt hat er sein Leben vergessen, als er aus dem Koma erwacht. [...] Der Patient wird in eine psychiatrische Anstalt überwiesen, wo man seine Amnesie behandeln will – mit gänzlich untauglichen Mitteln. [...] Fabian Oppolzer erkundet eine psychische Grenzsituation und das Erleben von Traum und Gedächtnis mit so viel Zartheit, mit so viel lebendigem Wissen um die literarischen

Funde, dass man nicht müde wird, ihm in seinem Mäandrieren zu folgen. Wie zerbrechlich ist die Ratio – und wie elementar die Fähigkeit zur Reflexion. Ein Buch wie „Höllenssturzsinfonie“ aber macht die innere Musik hörbar.

(Ingrid Bertel, *kulturzeitschrift.at* vom 04.02.2015)

Erinnerung, Eskapismus

Selim Özdoğan:

DZ.

Haymon, Innsbruck 2013

Mit DZ legt Selim Özdoğan einen bestechend intelligenten Roman über zwei dystopisch anmutende Systeme vor, die sich im Hier und Jetzt bereits herauskristallisieren. Nicht nur übt er eine scharfe, aber dennoch moralinarme Kritik an gesellschaftlicher Doppelmoral, die Alkoholkonsum und medikamentöse Körpermodifikation absegnet und im gleichen Zug weit weniger schädliche Drogen und bewusstseins-erweiternde Substanzen verdammt, er bringt auch den essentiellen Konflikt, vor dem die Drogenpolitik anno 2013 steht, auf den Punkt. Wie jede gute Dystopie ist DZ eben vor allem eine Ohrfeige an die Gegenwart. Ein Roman, der scharfsinnig aufdeckt, dass alle unsere Paradiese künstlich sind.

(Kristoffer Cornils, *fixpoetry.de* am 06.12.2013)

Drogen

Ulrich Peltzer:

Das bessere Leben.

S. Fischer, Frankfurt am Main 2015

Dreißig Seiten Albtraumgewitter in der Luxussuite „Renescento“, im Kopf des global-ökonomischen Alphetiers, das ist ein spektakulärer Romanauftakt. Von hier in die Niederungen des intriganten Businesslebens zu finden, schafft Peltzer mit den hochaufgeladenen Bewusstseinsfrequenzen seines gesamten Personals. Es gibt nämlich keine mildereren Umstände, schon gar keine Ruhe in diesem Universum der maximalen Anspannung, der permanenten Überanstrengung [...]. Es gibt keine Ruhezeiten in der instabilen Welt der globalen Akteure und der Peltzerschen Psychen, selbst die buddhistisch meditierende Ex-Frau [...] tobt in ihrer Sinnsuche wie wild herum, nicht anders als die vernünftigen Großdealer, die paradoxe Techniken entwickeln, um auf den Sinn der Geschichte und der eigenen Entwicklung verzichten zu können.

(Hubert Winkels, *deutschlandfunk.de*, 30.08.2015)

Arbeit, Geschwindigkeit, Selbstfindung

Julya Rabinowitsch:
Herznovelle.
Deuticke, Wien 2011

In dieser [Novelle, Anm.] hat die Erzählerin ihr Herz an ihren Herzchirurgen verloren; metaphorisch, versteht sich, denn der Eingriff an der jungen Frau, offenbar eine Routinesache, ist erfolgreich verlaufen. Nun könnte sie zurück in ihr altes Leben mit einem ziemlich langweiligen Gatten – hätte sie sich nicht rasend in ihren Arzt verliebt. [...] „Herznovelle“ zeigt mit erschreckender Präzision die Innenansicht einer Stalkerin, die durchaus weiß, was sie da tut. Beschrieben wird eine Verirrung, eine Art libidinöser Haushaltsunfall. In Wahrheit aber lehrt die Geschichte, dass jedes Verliebtsein haarscharf an den Wahnsinn grenzt.

(Daniela Strigl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 31.05.2011)

Liebe, Begehren

Christoph Ransmayr:
Der fliegende Berg.
S. Fischer, Frankfurt am Main 2006

Was ist das für eine Müdigkeit: Eine konkrete oder eine metaphysische? Natürlich beides, weil man – so bedeutet einem dieses Buch unablässig – 7.000 Meter über dem Meer zwischen beidem nicht mehr unterscheiden kann. Und so steigt der Erzähler immer höher und höher, als wäre Höhe Transzendenz: erkletterbare Transzendenz. Der Berg ist ein Religions-Surrogat. Es ist die Intensität des Lebens in Extremsituationen, in der die Archaik der Gefühle in majestätischer Gewalt zurückkehrt und in der die Existenz plötzlich nicht mehr zufällig und kontingent, sondern notwendig und unbedingt ist. Wachen, Schlafen, Sterben. Der Schmerz, der Schwindel, die Ohnmacht. Die Nähe, die Ferne, das Meer und der Berg. Der Traum, die Müdigkeit, der Tod und die Liebe [...].

(Ijoma Mangold, *Süddeutsche Zeitung* vom 19.05.2010)

Höhenrausch, Erinnerung, Trauer, Liebe

Sven Regener:
Magical Mystery oder
Die Rückkehr des Karl Schmidt.
Galiani, Berlin 2013

Raimund will mit einem halben Dutzend DJs und Musikern auf große „Magical Mystery“-Tournee gehen. Dafür braucht er aber einen Aufpasser, der in der Lage ist, eine trink- und drogenaffine Horde durch die Fähnisse einer

mehrwöchigen Abenteuerreise durch Amüsiertempel zu bugsieren. Für diese Aufgabe ist Karl, aufgrund seiner Vergangenheit zur Nüchternheit verpflichtet, qualifiziert wie kein Zweiter, findet zumindest Raimund. Karl sagt zu, flüchtet aus seiner geordneten Exjunkie-Welt, [...] zuerst in dieses neue, doppelt so große Berlin und dann ausgerechnet in das Zentrum des Orkans, wo die Partys mit dem „guten alten Bumbum“ schon mal mehrere Tage dauern [...] und die Feierei per Wald-und-Wiesen-Philosophie zum Mittel der Weltverbesserung verklärt wird.

(Thomas Winkler, *taz.de* vom 8.9.2013)

Drogen, Musik, Eskapismus

Kathrin Röggla:
Wir schlafen nicht.
S. Fischer, Frankfurt am Main 2004

Zunächst ist es eine Art Jargonprotokoll, ein Originaltonhörspiel zum Lesen: So reden sie, so denken sie, der Chef und die Praktikantin, der Senior Associate und die Key-Account-Managerin, Erfolgsdrogensüchtige allesamt, gefangen hinter Firmenwänden. Sie schlafen zuwenig [sic], denn „das kommt nicht so gut“. Nur hin und wieder „eine stunde killerschlaf“, mehr ist nicht drin, wenn man den „workflow“ halten will – der Treibstoff ist Adrenalin.

(Holger Noltze, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 07.04.2004)

Arbeit, Drogen

Marlene Streeruwitz:
Partygirl.
S. Fischer, Frankfurt am Main 2002

Vertraut mit den Regeln der Kunst, komponiert Streeruwitz eine Oper der Frauenopfer auf der Walstatt der Lüste und Leiden der Leiber. Madeline und Roderick (Rick) heißen die Königskinder, welche zueinander nicht kommen können, da sie Geschwister sind. In freier Improvisation über Edgar Allan Poes „Untergang des Hauses Usher“ rekapituliert Streeruwitz den „Fall“ der Familie Ascher durch ein halbes Jahrhundert hindurch, indem sie die Lebensstationen der Geschwister als inverse Chronologie erzählt. [...] Moderne „Juifs errants“, befinden sich die beiden Geschwister ihr Leben lang auf der Flucht. [...] Der Ersatzkörper sind viele, doch dienen sie nicht nur der Lust.

(Christiane Zintzen, *Neue Zürcher Zeitung*, 02.05.2002)

Liebe, Begehren, Sex

**Martin Suter:
Die dunkle Seite des Mondes.
Diogenes, Zürich 2000**

Der Zürcher Wirtschaftsanwalt Dr. Urs Blank ist Spezialist für Megafusionen und hat bisher mit Pink Floyd und Drogen nichts zu tun gehabt. [...] Trotz zunehmender Einsicht in deren Korruptheit hat er nicht vor, seine Welt des Geldes und des schönen Lebens zu verlassen. Lucille jedoch nötigt ihm Gleichberechtigung ab und entführt ihn in die Sphäre zivilisationskritischer Drogenrituale. Zu Pink Floyds Musik kommt er in den Genuss seltener halluzinogener Pilze, was nun eine so stringent erzählte wie inhaltlich vertrackte Entwicklung auslöst, die Suter mit filmischer Technik virtuos in Szene setzt. Von nun an wird Blank zielstrebig und doch mit Spannung erzeugenden Umwegen seiner Bestimmung zugeführt: dem Wald als Gegenwelt.

(Friedmar Apel, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 06.04.2000)

Drogen, Musik, Eskapismus

**Christian Uetz: Nur Du, und nur Ich.
Roman in sieben Schritten.
Secession Verlag für Literatur,
Zürich 2011**

„Das Schreiben ist dies: die Wissenschaft von der Wollust der Sprache, ihr Kamasutra“, schreibt Roland Barthes in „Die Lust am Text“. Vielleicht liest man darin den Quellcode für Christian Uetz' jüngsten poetischen Höllenritt durch die Abgründe des Eros und die Verlockungen des Thanatos; [...] Wie das Ich sich im Liebeswahn und Lustschmerz an die Grenzen des Irrsinns treibt, so erbarmungslos hämmert der Erzähler seine Worte aus dem Vokabular der Triebe und der Notdurft auf das Papier, bald ohne Rücksicht auf Rhythmus und Melos, bald bezaubernde Klangräume aus Echos und Dissonanzen schaffend.

(Roman Bucheli, *Neue Zürcher Zeitung* vom 24.03.2011)

Liebe, Sex

**Peter Wawerzinek: Schluckspecht.
Galiani, Berlin 2014**

Man bleibe ja immer Alkoholiker, und das mit seinem Buch Schluckspecht einmal zu sagen und das zuzugeben, das war ihm wichtig. Er wollte nicht nur ein Tabuthema ansprechen, sondern Alkohol zu Literatur machen. Der Roman selbst ist wie ein Rausch geworden, eine

stellenweise atemlose Prosa über eine trunke Adoleszenz, schwer voll von Anspielungen, Zitaten und Verdrehungen, an denen der Autor trotz des fatalen Themas ganz offensichtlich seine Freude hatte.

(Mia Eidlhuber, *Der Standard* vom 21.06.2014)

Alkohol

**Johannes Weinberger:
Schwarz und voller Vögel.
Luftschacht, Wien 2011**

Johannes Weinberger ist jetzt eine Romanfigur. Seine Diagnose lautet: Kombinierte Persönlichkeitsstörung bei hoher Borderline-Persönlichkeitsorganisation vor neurotischer Persönlichkeitsorganisation im introvertierten Bereich. [...] Johannes Weinberger findet für diese Erfahrung einer immer stärker ins Phantasmagorische driftenden Realität eine überbordend surreale, bildverrückte Sprache. Aus 67 Prosa-miniatüren komponiert er einen Roman voller grotesk-komischer Dialoge, gewalttätiger Momente und zärtlicher Gesten.

(Martina Wunderer, *literaturhaus.at*, 28.06.2011)

Substanzen, Imagination

**Frank Witzel:
Revolution und Heimarbeit.
Edition Nautilus, Hamburg 2003**

Frank Witzel, der Meister literarischer Vivisektion, hat nachgelegt. Sein neuer Roman „Revolution und Heimarbeit“ knüpft an die Orgie aus Irrwitz, Erinnerungswut und Paranoia an, mit der er bereits in „Blue Moon Baby“ zu überzeugen wusste. [...] Witzels Held, ein glückloser Journalist um die fünfzig, steckt in einer Lebenskrise. Er entschließt sich, in den USA die Genesis eines Verbrechens zu recherchieren. Während er aufbricht, sucht er sich Rechenschaft darüber abzulegen, was ihn motiviert. Denn wenn ihm eines klar zu sein scheint, so ist es die fortgeschrittene Eitelkeit, nach Sinn stiftenden Erkenntnissen zu suchen. [...] Postmoderne Spätscholastik, sozusagen, verkatert und auf Speed.

(Christoph Ernst, *taz.de* vom 28.4.2004)

Eskapismus, Arbeit

**Juli Zeh: Adler und Engel.
Schöffling & Co.,
Frankfurt am Main 2001**

Die Autorin, Jahrgang 1974, verbindet das kleine private Drama mit einer großen politischen

Tragödie. Die ominösen „Tiger“ nämlich, so stellt sich in Rückblenden heraus, sind die Killer des berühmten serbischen Berufsverbrechers und Milizenführers „Arkan“. Jessie litt unter Panikattacken, seit sie miterlebt hatte, wie Arkan eine bosnische Flüchtlingsfrau bestialisch massakrierte, die ihm nicht mehr als Drogenkurierin dienen wollte. Jessie selbst war nicht süchtig, aber in den Drogenhandel hineingeboren: Ihr Vater hat sie zur Koks-Dealerin erzogen.

(Rainer Traub, *spiegel.de* am 06.08.2001)

Drogen, Macht, Gewalt



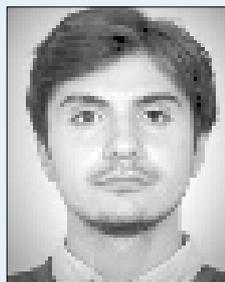
Mag.ª Johanna Lenhart

johannalenhart@hotmail.com

Literatur

Feustel, R. (2013). The unspoken Thing. Die Rationalität des Rausches. *Indes* 3, 8-16.

De Quincey, Th. (1956). *Confessions of an English Opium-Eater* (p. 387). Ed. by Malcolm Elwin. London: Macdonald.



Erkan Osmanovic, MA

OeAD-Lektor an der Masaryk-Universität
Brünn;

Mitarbeiter der Österreichischen Gesellschaft
für Literatur

erkan.osmanovic@oead-lektorat.at



176 Seiten

ISBN 978-3-95853-123-9

Preis: 19,95 €

eBook: nicht erhältlich

Deutsches Krebsforschungszentrum (Hrsg.)

Tabakatlas Deutschland 2015

Die Verringerung des Tabakkonsums ist eine der wichtigsten Aufgaben, um die weltweite Verbreitung nichtübertragbarer Krankheiten wie Herz-Kreislauf-, Krebs- und chronische Atemwegserkrankungen spürbar zu vermindern. Diese Krankheiten sind auch in Deutschland die häufigsten Todesursachen.

In Deutschland rauchen seit einigen Jahren immer weniger Menschen – dies gilt vor allem für Kinder und Jugendliche. Zur nachhaltigen Verbesserung der Gesundheit in der Bevölkerung muss dieser Trend zum Nichtrauchen aufrechterhalten und verstärkt werden.

Im Tabakatlas Deutschland 2015 sind aktuelle Daten zum Tabakkonsum sowie dessen Auswirkungen auf die Gesundheit und auf die Gesellschaft in einem übersichtlichen Gesamtwerk anschaulich und leicht verständlich zusammengestellt. Er ist eine grundlegend überarbeitete Neuauflage des Tabakatlas Deutschland 2009. Neben zahlreichen aktualisierten Daten enthält er verschiedene neue Inhalte. So wurden beispielsweise elektronische Inhalationsprodukte aufgenommen und die in Deutschland in den letzten Jahren durchgeführten Tabakkontrollmaßnahmen mit den in anderen europäischen Ländern ergriffenen Maßnahmen verglichen.

Der Tabakatlas Deutschland 2015 ist mit seinen vielschichtigen, allgemeinverständlichen Informationen zu Tabakkonsum und Tabakkontrollpolitik ein übersichtliches Handbuch für Journalisten, Angehörige aller Gesundheitsberufe und Lehrende; für politische Entscheidungsträger ist er eine wichtige Grundlage für zukünftige Tabakkontrollmaßnahmen.



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Eichengrund 28 · D-49525 Lengerich · Telefon +49 (0)5484 308 · Telefax +49 (0)5484 550

pabst.publishers@t-online.de · www.psychologie-aktuell.com · www.pabst-publishers.de

Zeit für literarische Entdeckungen



www.editionatelier.at

Gothic Cover Girls

Johanna Braun im Gespräch mit Thomas Ballhausen

Die österreichische Künstlerin Johanna Braun beschäftigt sich seit Jahren intensiv mit literarischen und filmischen Frauendarstellungen. Besonderes Augenmerk schenkt sie dabei den Fragen des Unheimlichen, des Unterschlagenen und des Gespenstischen. Ein Interview anlässlich der exklusiv für **rausch** erstellten Bildstrecke.

Thomas Ballhausen: Johanna Braun, das ist für mich die Künstlerin als Recherchierende, als gleichermaßen leichtfüßige wie reflektierte Kritikerin der Zumutungen des Alltags, das ist aber auch die Kuratorin, die Organisatorin. Deine Zugänge und Techniken sind mannigfaltig, sie erinnern mich an Formen des Aufrufens, der Beschwörung – von Leitlinien, von Diskursen, nicht selten, wie auch in den vorliegenden Arbeiten, auch von Gespenstern. Gilt es, der vielen schönen Zuschreibungen noch das Moment der Künstlerin als managende Renaissance-Magierin hinzuzufügen? Ist die wohlmeinende Nekromantin das Moment, das deine Arbeiten und Arbeitsweisen bündelt?

Johanna Braun: Der Gedanke an einen wohlwollenden Hausgeist ist sehr verführerisch, doch sehe ich mich eher in der Tradition des Terror-Girls, des ermittlungsführenden Mädchen, das sich oftmals in unheimlichen Archiven wiederfindet. Dabei stößt man unweigerlich auf das Horror-Girl, das gespenstische Mädchen, als Archivarin historischer Momente. Dieses unheimliche Mädchen als politische Agentin braucht nicht lange hervorgerufen werden, ist sie doch Spezialistin der Heimsuchung. Aber Du hast schon Recht, dass sich die beiden Mädchen verschworen heraufbeschwören. In diesem Sinne sehe ich mich in meiner theoretischen wie künstlerischen Forschung als detektivisches Mädchen, das versucht, den Sinn hinter den Dingen zu verstehen und mit Hilfe der magischen Zusammenführung oftmals oppositionärer Puzzlestücke zu einem frankensteinischen Gesamtkunstwerk zum Leben zu erwecken. Diese Vorgangsweise ist auch in den hier vorliegenden Arbeiten zu sehen.

T.B.: Bei der Betrachtung und Auseinandersetzung mit deiner Arbeit wird deine intensive, ja freudige Beschäftigung mit dem Material, nicht zuletzt auch auf der Ebene der materiellen Beschaffenheit, deutlich. Man gewinnt den Eindruck, die Gemachtheit der Dinge ist von großem Interesse für dich. Auch die von dir bearbeiteten Buchcover verweisen für mich auf ein produktives Spannungsverhältnis von philosophischer Theorie und künstlerischer Praxis bzw. Praxen.

J.B.: Ich bin der festen Überzeugung dass KünstlerInnen als GrenzgängerInnen, als ewig Außenstehende, die Aufgabe haben, auch die unangenehmen Botschaften zu überbringen. Damit macht man sich natürlich oft unbeliebt. Mit der Gemachtheit der Dinge wie du so schön sagst, ist ein Weg gefunden, diesen Wissenstransfer so angenehm wie möglich für alle Beteiligten zu gestalten oder zumindest erscheinen zu lassen. Wer sich keine Mühe macht, sein Wissen genussvoll aufzubereiten, darf sich nicht wundern, wenn nicht alles geschluckt wird, was auf den Tisch kommt. Ähnlich verhält es sich mit der Form des Buchumschlags. Hier muss das Interesse der potentiellen LeserInnen mit der Kombination Text und Bild am Cover schnell geweckt werden. Auf der Buchrückseite soll im Zweifelsfall ein kurzer Überzeugungstext die nötige Überredungsarbeit leisten. Dabei beschreiben Cover und Klappentext zwar den gleichen Inhalt, aber ihre Erzählungen müssen sich nicht unmittelbar kreuzen. Dieses parallele Erzählen von einem geteilten historischen oder kulturellen Standpunkt aus ist für mich in meiner wissenschaftlichen wie künstlerischen Forschung von großem Interesse.

T.B.: Das oftmals belächelte Horrorgenre und dessen Kontexte nehmen in deiner Arbeit eine, wie ich meine, besondere Stellung ein. Du changierst mit den Qualitäten von An- und Abwesenheit, spielst die Fragen über das Unheimliche unter Einbindung von herrschenden Geschlechtermissverhältnissen an. Inwieweit ist die künstlerische und philosophische Auseinandersetzung mit dem Körper, insbesondere

der weibliche Körper, für dich eine Verpflichtung zum feministischen Diskurs? Oder, provokant gefragt, existiert diese als unbedingt gesetzte Parteinahme gar nicht?

J.B.: Ich denke, dass sich die Auseinandersetzung mit dem weiblichen Körper, besonders den unheimlichen Dimensionen, die dieser annehmen kann, auch über feministische Verpflichtungen hinaus durchsetzen kann. Dabei, das stimmt schon, ist eine fundierte feministische Agenda der Ausgangspunkt dieser abenteuerlichen Exkursionen. Mich interessiert gerade der hysterische Körper als elektrisierter Demobanner sehr. Auch der sich einblendende Mädchenkörper, als mediales Speichermedium historischer Momente, sucht mich beharrlich heim. Dabei beweist dieser natürliche wie übernatürliche Horror des Mädchens immer wieder auf's Neue, dass persönliche wie historische Momente eng miteinander verflochten sind, und besonders das unheimliche Mädchen an dieser Schnittstelle als medialer Körper eingesetzt wird. Auch wenn mich sicherlich das Horrorgenre per se ungemein interessiert und inspiriert, finden wir diese Rhetorik auch in subtileren Versionen wie im Reality-TV oder Berichterstattungen wieder und zeigen, wie höchst aktuell öffentliche Debatten in diesen nicht ganz unschuldigen Körper eingeschrieben werden.

T.B.: Die Frage der unkämpften Körper lässt sich ja nicht zuletzt auch am Mädchen in der Horrorliteratur, im Horrorfilm festmachen. Wobei man ja gleich hinzufügen muss, dass man hier ja mit einer ganzen Typologie von weiblichen Figuren konfrontiert ist, die sich aber, soweit ich das einschätzen kann, immer wieder unter Fragen der rechtlich geregelten Abfolge und familiärer Kontinuitäten bzw. auch unter den Aspekten der (mehr oder minder freiwilligen) Kommunikation und der Beweisführung bündeln lassen.

J.B.: Das Recht des Mädchens ist in den von dir angesprochenen Erzählungen unübersehbar. Es ist schon interessant, dass das Mädchen nicht rein zufällig an das heimgesuchte Haus gebunden ist. Während sie einerseits im Einfamilienhaus brutal heimgesucht werden, sind es auch besonders Mädchen, die den Familienalltag heimsuchen und lahmlegen. Diese wechselseitigen Heimsuchungen wiederum sind auffällig an Besitzansprüche gebunden oder verweisen auf die im Englischen fließende Komplizenschaft von Possession und Dispossession. Die Beweismittelführung und ZeugInnenvernahme, die in diesen Erzählungen prominent aufgenommen werden, sowie die Präsentation des Erzähl-Mediums selbst als stichfestes Beweismaterial verweisen bereits

mit Stolz auf die Selbstverständlichkeit, mit der Mädchen juristische Fragen kommunizieren. Hier berichten in erster Linie Mädchen den Horror der Zugehörigkeit und Herkunft sowie die damit verbundenen Fragen der kulturellen, biologischen wie ökonomischen Erbschaft. Es ist wahnsinnig aufregend, wie so elementare Transaktionen über Mädchen in ihren unterschiedlichen medialen Ausformungen ausverhandelt werden.

T.B.: Eine generative Abfolge anderer Art bestimmt auch deine Auseinandersetzung mit populär aufbereiteten Medienformen des Horriblen. Wie gehst du in deiner künstlerischen Arbeit an Vorlagen, etwa Buchcover, heran? Was bestimmt deine Auswahl, deinen Zugriff?

J.B.: Im Filmplakat und etwa auch im Buchcover finden wir in komprimierter Form den Inhalt eines meist höchst komplexen Bild- wie Textsystems auf den Punkt gebracht. Hierbei sind diese Darstellungen auf den ersten Blick leicht verständlich und auch von einem neuen Publikum lesbar. Dabei bedienen sich diese Abbildungen eines reichhaltig etablierten und weitläufig bekannten Archivs, welches für dessen kommunikative wie kommerzielle Zwecke schamlos ausgeschlachtet wird. Doch, und jetzt wird es besonders interessant, erschließt sich Eingeweihten ein unheimlich vielschichtiges System der Referenzen und Querverweise. In den hier gezeigten Arbeiten ist ein kleiner Einblick in meine Auseinandersetzung mit dem Genre der sogenannten Captivity Novel zu sehen, welches sich auffällig auf das Gothicgenre bezieht. Diese autobiographischen ZeugInnenprotokolle gehen den rasierscharfen Grenzgang zwischen politischem Aktivismus und unheimlichen Medienspektakel. Dabei handelt es sich bei den Autorinnen um junge Frauen, die als Mädchen entführt wurden, in Gefangenschaft aufwuchsen und nach ihrer Flucht oder Befreiung vehement auf Defekte im Justizsystem hinweisen. Dabei ist dieses Literaturgenre kein Phänomen der heutigen Zeit, sondern lässt sich breitgestreut in der Literaturgeschichte wiederfinden. In meiner archivarischen Arbeit sammle ich mit Begeisterung dieses Bild- und Textmaterial als schlagfeste Beweismittel. In meiner künstlerischen Arbeit wiederum bediene ich mich selbst des zugrundeliegenden Archivs. Durch verschiedenste Nahttechniken werden diese Fragmente zusammengeführt. Hier spricht nicht eine/r, hier flüstern viele.

T.B.: Die Fragen, die das Gespenster-Mädchen und die mit ihm einhergehende Typologie aufwirft, stehen bei deiner künstlerischen wie auch wissenschaftlichen Arbeit im Vordergrund. Insbesondere die konstruktiv-kritische Beschäftigung mit dem vielfältigen Begriff der

„Gothic“ führt hier immer wieder zu schon aufgeworfenen Fragen von Tradition, Rechtskontinuitäten und der Frage der mehr oder minder schweren Erbschaft. Welche Kontexte erscheinen dir in diesem Zusammenhang bislang noch zu wenig erschlossen? Welche Entwicklungslinien sind für dich dahingehend von besonderer Bedeutung?

J.B.: In der aktuell breitgefächerten Wissenschaft der Gothic dominieren immer noch Studien über offensichtlich historische Figuren wie jene des Vampirs oder ähnlich männlich dominierten Protagonisten. Während die Gothic in ihren Anfangsjahren in zwei Lager gespalten wurde, jene des subtileren Terrors, und jene des expliziten Horrors, wurden Dracula und Frankenstein als groteske Paradefiguren zum Gothic-Aushängeschild erkoren. Dabei wird jedoch außer acht gelassen, dass die Figur des ermittlungsführenden Mädchens, das Terror-Girl, sowie des auf sich aufmerksam machenden Mädchens, das Horror-Girl, in Allianz das Gothic-Girl ergeben. Das Gothic-Girl, das gesplattene, schizophrene Mädchen ist somit die Personifikation dieses nebeligen Genres per se. Es scheint mir, als würde die politische wie historische Relevanz der Figur des natürlichen wie übernatürlichen Mädchens auffällig ignoriert werden. Während das eine Mädchen permanent auf ihr schweres Schicksal und dessen dunkle Historie verweist, muss sich das andere mit dieser schweren Hinterlassenschaft auseinandersetzen. Fragen nach Erbschaft und Herkunft sind hier unübersehbar.

T.B.: Wir haben zuvor schon über das „Mädchen“ gesprochen. Dieses „Mädchen“ ist eine Konstante in der Horrorliteratur, im Horrorfilm, mittlerweile aber auch ein wesentlicher Bestandteil deiner künstlerischen Arbeit und auch deiner wissenschaftlichen Forschungen. Was hat sich in der Auseinandersetzung mit dieser ja doch sehr besetzten Figur für dich verändert, zu welchen Erkenntnissen und Problemstellungen bist du gekommen? Was werden hier eventuelle nächste Schritte sein?

J.B.: Das mit dem Mädchen ist so eine Sache. Während die Mädchenkulturforschung (Girl Culture Studies) seit den 1970er Jahren das Mädchen aus dem Blickwinkel der feministischen Jugendforschung analysiert, interessiert mich jedoch besonders der symbolische Gehalt, den das Mädchen in sich birgt. Denn das Mädchen wirft gleich eine Reihe von kulturwissenschaftlichen und besonders philosophischen Fragen auf. Weiterführend ist für mich auch das Mädchen kein zu überkommener biologischer Zustand, sondern eine politische Positionierung. Es ist nun auffällig, dass in den letzten Jahren das Mädchen zur Horror-Paradefigur

inszeniert wird. Obwohl bereits seit den späten 1950 Jahren verzeichnet werden kann, dass die Jugend per se als gefährlich eingestuft wird, hat doch spätestens mit der Jahrtausendwende das Mädchen ein Monopol des Horrors erschlossen. Diese Verknüpfung von Mädchen und Horror ist jedoch nicht alleine auf das Horrorgenre begrenzt. Das Mädchen als Gruselfaktor ist breit gestreut in der Populär- wie Hochkultur zu finden. Interessant hierbei ist, dass, sobald es um Fragen von Recht und Gerechtigkeit geht, Mädchen als moralische Rechtsinstanzen eingeblendet werden, die sich um den ausstehenden Strafvollzug kümmern und als solche auch sofort verstanden werden. Wenn ein unheimliches Mädchen auftaucht, weiß das Publikum bereits, dass brutale Gesetzesverstöße dieses animieren. Das Mädchen als Justiz, als Justitia eben, hat zwar eine lange (Bild-)Tradition, doch besonders in den vergangenen Jahren – und als langwierige Nachwehen der Opferrechtsbewegung der 1980er Jahre – agiert sie nicht mehr im Namen der Vernunft, sondern vorrangig im Wahn der Selbstjustiz. An dieser Transformation des symbolischen Gehalts des Mädchens lässt sich auffällig eine Gesellschafts- und besonders eine Rechtsgeschichte ablesen. Diese Querverweise aufzudecken hat meine wissenschaftliche wie künstlerische Arbeit in den letzten drei Jahren überschattet. Im Zuge der Forschung würde auffällig, wie sehr Mädchen einerseits durch ihre vieldiskutierte Kaufkraft an einer Kulturproduktion beteiligt sind, und auf der anderen Seite durch das Mädchen als Produkt der Konsum erst richtig angeheizt wird. Deshalb wende ich mich gerade einer eigenen Forschungsexpedition hin, die alleine das Kapital des Mädchens, respektive das Mädchenkapital beleuchten wird. Denn, um mich ganz mutig aus dem Fenster zu lehnen, ist das Mädchen nicht nur an den Horror, sondern in ähnlichem Ausmaß an den Kapitalismus gebunden. Das wirft natürlich gleich eine Reihe von Geheimtüren auf, die dazu einladen, sich im Mädchenlabyrinth zu verlieren.

T.B.: Die Frage der Inszenierung und des Arrangements meint bei deinen eigenen Arbeiten auch immer dich selbst mit. Wirklichkeit und Medialisierung werden, etwa wenn du wie zuletzt bei einer Ausstellungseröffnung den ganzen Abend über von einem Bett aus als Orakel agierst, auch in deiner Person zusammengezogen? Bist du damit dann auch und im mehrfachen Sinne Medium? Bist du zumindest für eine limitierte Zeitspanne Teil deiner Inszenierung und Arbeit?

J.B.: Wie bereits angesprochen liegt für mich im Persönlichen das Öffentliche. Der feminis-

tische Slogan der 1970er „The Personal is Political“ spielt hier sicherlich eine taktangebende Rolle. In diesem Sinne gibt ein vermeintlich persönlicher Austausch, wie jener in der Performance, die du angesprochen hast, Aufschluss und Einblick in höhere Machenschaften, die dahinterliegen. Hier flüstere ich nun mit verstellter Stimme geheime Botschaften oder lasse direkt Außenstehende durch mich zu Wort kommen. KünstlerInnen als Sprachrohr des Unangenehmen, eben als VermittlerInnen zwischen Welten, haben eine lange Tradition. Da liegt für mich die Analogie weder zum Übernatürlichen noch zur Künstlerin als Medium weit. Hierbei werden, wie bereits erwähnt, geläufige Paradigmen auf den Plan gerufen. Ich schließe mich Abby Lee Miller an, wenn sie gleich zu Beginn der neuen Staffel von *Dance Moms* (Lifetime, 2011-) deklariert: „There is a method to my madness.“

Kurzbiographie

Johanna Braun geboren 1987 in Wien; lebt und arbeitet in Wien. 2004-2008 Diplomstudium an der Akademie der Bildenden Künste, Wien; 2012-2015 Doktoratsstudium der Philosophie an der Akademie der Bildenden Künste, Wien.

2009 Artist in Residence, School of Visual Arts, New York; 2011 Artist in Residence, School of the Art Institute, Chicago; 2013 Artist in Residence, Hospiz Kunstquartier, Arlberg Österreich; 2013 Artist in Residence, Chicago (Stipendium SAIC & Austrian Consulate, Chicago); 2014 Artist in Residence, Eastside Int'l Artist-in-Residence Program, Los Angeles (BKA Stipendium)

Ausstellungen/Projekte (Auswahl)

2015 Artist-Run, The Satellite Show (curated by TIGER STRIKES ASTEROID), Miami Beach; *WE GAVE OUR BEST (...) TO THE HOPE CHEST*, Penelope, New York City; *ESXLA*, Los Angeles und Austrian Cultural Forum DC, Washington D.C.; *Vienna For Art's Sake!*, Winterpalais Prinz Eugen, Belvedere, Wien; *Imago Mundi – Luciano Benetton Collection*, Fondazione Giorgio Cini, Venice; 2014 *YOU WATCHING ME WATCHING YOU*, OneGallery – Window Display, Wien (Einzelpräsentation); *HARMONIE 18*, OneGallery, Wien; *ESXmasLA*, ESXLA Gallery, Los Angeles; 2013 *I'M A NECROMANCER – NOT A BELLY DANCER*, MUSA – Startgalerie, Wien (Einzelausstellung); 2012 *Die Chic Boutique & Das Chic Boutique Café*, Die Ausstellungsstrasse, Wien; *MAK DAY*, Museum Angewandter Kunst, Wien; 2011 *Austria Davaj!*, MUAR. Staatsmuseum für Architektur, Moskau (in Kooperation mit MAK, Wien); *Beautiful Views*, Special Project, 4th Moscow Biennale; *The (secret)* Return of NoEVER*, ACE MUSEUM, Los Angeles; *Who is afraid of Virginia Woolf*, Galerie Gabriele Senn – Window Shopping Series (Einzelpräsentation); 2010 *Heb*, Kunsthalle Autocenter, Berlin; *Georg-Eisler-Preis* (Nomination), BACA Kunstforum – Tresor, Wien; *Vienna Biennale MAK-Night*, MAK, Wien; *Berlin calls 0043*, The forgotten bar-Galerie im Regierungsviertel, Berlin; *Danger Danger*, FondationHerz, Wien (Solo); 2009 *We all go over the Bridge*, Galerie Meyer Kainer, Wien; *Every day – life slips away*, School of Visual Arts, New York.

Seit 2013 Vereinsvorstand *Club Chic Exchange* (International Exhibition Exchange Programm); Seit 2012 Gründerin und Kuratorin der *Die Chic Boutique* (www.DieChicBoutique.com); 2009-2012 Kuratorische Leitung *FondationHerz*, Wien.

Kontakt

johannabrauneinwahrertraum@hotmail.com
www.johannabraun.com

if it BLENDs
IT LEADs

a stolen life

a memoir



jaycee dugard



YOU MADE my DAY
iN A DISTURBING WaY

NATASCHA KAMPUSCH



3,096 DAYS

The incredible story of eight years of abuse
and humiliation . . . and the fighting spirit
that allowed her to escape unbroken

USA
All THE WAY!

Finding Me

A Decade of Darkness, a Life Reclaimed



Michelle Knight

The Hours

Rainer Gross

Einleitung

Stephen Daldry verfilmte 2002 den gleichnamigen Roman von Michael Cunningham, für den dieser 1998 den Pulitzerpreis erhielt. „The Hours“ war auch der ursprünglich geplante Titel Virginia Woolfs für einen ihrer wichtigsten Romane, der 1925 unter dem Titel „Mrs. Dalloway“ erschien.

Wir erleben (im Film wie im Roman Cunninghams) jeweils einen Tag im Leben dreier depressiver bzw. unglücklicher Frauen:

1923 quält sich Nicole Kidman als Virginia Woolf in London mit dem Beginn ihres Romans „Mrs. Dalloway“.

1951 kann die Vorstadt-Hausfrau Laura Brown (Julianne Moore) in Los Angeles die Ursachen für ihre Verzweiflung nicht begreifen: Hat sie doch einen liebenden Mann, einen kleinen Sohn, ist schwanger mit dem nächsten Kind – und möchte am liebsten nur von daheim fliehen, um in Ruhe „Mrs. Dalloway“ lesen zu können...

2001 organisiert Clarissa Vaughan (Meryl Streep) in New York eine große Party zur Feier der Verleihung eines Literaturpreises an ihren todkranken Schriftsteller-Freund Richard. (Richards Kosename für sie war immer „Mrs. Dalloway“.)

Wir sehen drei Frauen – drei Ebenen von Realität: Ein Roman als Variation eines anderen Romans, eine Verfilmung als „Remake“ dieses Textes als Flut von Bildern: Es geht auch um das Verhältnis von Schöpfung, Wiederholung und Variation, um eine veränderte „Wiederauf-führung“ eines vorgegebenen Musters – eine Thematik, die Ihnen aus Psychotherapien, aber auch aus dem ganz normalen Beziehungsleben wohl bekannt vorkommen wird...

In diesem Film sehen wir, wie Virginia Woolf den Roman schreibt, den Laura Brown liest und den Clarissa Vaughan „lebt“ bzw. agiert!

- Es geht also auch um die Wirkung von Worten/Texten/Büchern im Vergleich zur Wir-

kung von Bildern/Filmen auf uns als Publikum.

- Es geht um die Funktion von Kreativität und/oder Depression, um die Realität des emotionalen Lebens, das für Virginia Woolf immer „double-edged“ war zwischen Schönheit und Schrecken.
- Es geht um die kathartische Funktion von Büchern/Filmen: Das Wort Katharsis bezeichnet ja eigentlich nur ein sehr rätselhaftes affektives Phänomen: Dass nämlich die „stellvertretende“ Teilnahme an den heftigen Affekten auf einer Bühne, einer Filmleinwand oder in einem Roman die Zuschauer/Leser trösten kann – auch und gerade wenn sie schmerzliche Affekte erleben.
- Es geht um eine der Grundfragen jeglicher Rezeptionstheorie: Warum kann uns gerade ein bestimmter Film/ein bestimmtes Buch emotional berühren (und ein ebenso „gutes“ Buch gleichgültig bleiben?). Also ein Versuch, zu begreifen, warum uns ein Kunstwerk ergreift, warum ein lebloses Objekt für uns als subjektiviertes Objekt so ungemein lebendig und bedeutungsvoll werden kann.
- Und natürlich geht es auch um die Frage, was das alles mit unserer Arbeit in Psychoanalysen, Therapien und auch psychiatrischen Behandlungen zu tun hat – immerhin werden Sie in diesem Film zwei Suizide erleben und fast durchgehend depressive oder verzweifelte Menschen.

The Hours – von Ewigkeit zu Ewigkeit

Regie: Stephen Daldry

Drehbuch: David Hare nach dem Roman von Michael Cunningham

USA 2002, ca. 100 Minuten

The Hours

Sie haben jetzt 100 Minuten wunderbares SchauspielerInnen-Kino gesehen und ich neh-

me an, dass die meisten von Ihnen trotz des durchgehenden Themas Depression und Suizid den Film nicht nur als bedrückend erlebt haben – zumindest hoffe ich das. Ich werde versuchen, den Eindruck der Bilder jetzt nicht mit allzu viel Worten zu zerreden, hoffe aber, Ihnen einiges an „Kontextualisierung“ bieten zu können: Ich glaube, dass es Zusammenhänge gibt zwischen den Zielen, die Virginia Woolf und auch Cunningham für ihre Literatur formulierten bzw. ihre ProtagonistInnen agieren ließen, und dem Eindruck dieses Filmes: Es geht um unser aller Wunsch, dass unser Leben subjektiv nicht nur sicher und bequem sein soll, sondern bedeutungsvoll, sinnvoll. Dies impliziert natürlich die Frage: Wie ist ein solches „gutes Leben“ zu erreichen?

Ich gehe aus von der Biographie Virginia Woolfs und vom Zusammenhang zwischen Depression und Kreativität in ihrem Leben. Weiters möchte ich dann die drei ProtagonistInnen unseres Films, die drei Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs genauer betrachten und einige psychoanalytische Konzepte streifen, die für mich hilfreich waren beim Versuch, über diesen Film nachzudenken.

Virginia Woolf – Biographie

Geboren am 25. 1. 1882 in London-Kensington in einer wohlhabenden und intellektuellen Familie (inklusive verwirrender Familienkonstellation). Ihr Vater war der berühmte Gelehrte Leslie I. A. Stephen, bei Vanessas Geburt mit seinen 50 Jahren bereits verwitwet – ebenso wie ihre 36-jährige Mutter Julia. Die Mutter hatte ihren ersten Mann sehr geliebt und war noch zum Zeitpunkt ihrer zweiten Heirat tief verzweifelt. (Man sagte, sie habe stundenlang auf seinem Grab gelegen... In ihrer Trauerzeit begann sie fast obsessiv, Kranke zu pflegen und die Angehörigen Verstorbener zu trösten. Sie entsprach also dem viktorianischen Idealbild der Frau als „Angel in the house“, von dem Virginia Woolf später bemerkte, jede um Autonomie kämpfende Frau müsse dieses Bild in sich zerstören, um überleben zu können...)

Nach der Geburt von Vanessa und Thoby hatten Virginias Eltern eigentlich beschlossen, die Familie nicht weiter zu vergrößern – Virginia wurde also als nicht unbedingt gewünschtes oder ersehntes Kind geboren. Zurzeit ihrer Geburt war die Mutter so erschöpft, dass sie bereits nach zehn Wochen abstillte, Virginia wurde von einem Dienstmädchen mit der Flasche aufgezogen. Ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder Adrian, der ein Jahr nach ihr geboren wurde und als Nesthäkchen zum Liebling der

Eltern wurde (er wurde zwölf Monate von der Mutter gestillt...).

Virginias Vater war ein Patriarch, für den die absolute Verfügung über das Leben der Frauen in seinem Haushalt zentral und völlig selbstverständlich war. Die Mutter wurde von Virginia über alles geliebt, war aber für sie nie wirklich greifbar, entzog sich zu den anderen Geschwistern oder in ihre vielfältigen Pflichten gegenüber ihrem Mann oder ihren Pfinglingen. Virginia erinnert sich an ihre Mutter:

Sehr rasch, sehr entschieden, sehr aufrecht, und hinter der Aktivität das Traurige, das Schweigen. Und natürlich war sie für mich zentral. [...] kann ich mich daran erinnern, jemals mehr als ein paar Minuten mit ihr allein gewesen zu sein? Irgendetwas kam immer dazwischen... (Memories, zitiert nach Amrain, 1992, S. 176).

Im Leben dieser komplizierten Großfamilie gab es noch die Halbbrüder aus der ersten Ehe der Mutter: Diese bestimmten höchstwahrscheinlich Virginia Woolfs Schicksal in einem hohen Maße: Vom Halbbruder Gerald wurde sie im Alter von sechs Jahren zumindest sexuell belästigt, vom Halbbruder George im Alter von 18 bis ca. 20 Jahren mit Sicherheit missbraucht (jeweils belegt in „Memories“, ihren autobiographischen Aufzeichnungen). Woolf selbst hat zwar nicht ihre späteren psychotischen Depressionen, sehr wohl aber ihr durchgehend negatives Verhältnis zum eigenen Körper auf diese Erfahrungen ebenso zurückgeführt wie auch ihre Tendenzen zur Dissoziation in Belastungssituationen – natürlich in Kombination mit ihrer Beziehung zu den Eltern: So schrieb sie, dass

mein Vater zu große emotionale Forderungen an uns stellte, und das ist, glaube ich für Vieles verantwortlich, was in meinem Leben falsch verlaufen ist... Ich kann mich nicht erinnern, jemals Freude an meinem Körper gehabt zu haben (Memories, zitiert nach Amrain, 1992, S. 177).

Nach dem Tod ihres Vaters erlitt Virginia ihren bereits zweiten Zusammenbruch, konnte jedoch danach mit ihrer Schwester Vanessa eine eigene Wohnung beziehen, die bald eines der Zentren der Bloomsbury-Group wurde: Ständige Gäste waren die Brüder Lytton und James Strachey (beide sehr geistvoll, beide für damalige Verhältnisse skandalös offen homosexuell), Maynard Keynes, gelegentlich T. S. Eliot und schließlich ein Freund der Stracheys, der heftig um Virginia warb: Leonard Woolf.

Die Einschätzung von Leonard Woolf schwankt heftig in der Biographik und Sekundärliteratur zu Virginia: Für die Feministinnen war er bestenfalls verständnislos und schlimmstenfalls ein weiterer unterdrückender Patriarch. Auf ihre ganz eigene Art haben sich

Virginia und Leonard sicher sehr geliebt – und ebenso sicher hatte er durchgehend die undankbare Rolle dessen, der seine eigene Schriftstellerkarriere zurückstellte und über viele Jahre fast als „Krankenpfleger“ für seine geniale Frau versuchte, sie vor Überanstrengung und Reizüberflutung zu schützen. Auch der gemeinsame Verlag der beiden „The Hogarth Press“ war ursprünglich auch als „Beschäftigungstherapie“ für Virginia gedacht.

Speziell über diesen Verlag kam Virginia Woolf sehr früh in Kontakt mit der Psychoanalyse: Die Hogarth Press verlegte Freuds gesammelte Werke in der englischen „Standard Edition“ – immerhin war ja Freuds erster Übersetzer ins Englische James Strachey! Belegt ist auch ein Besuch des Ehepaar Wolfs beim bereits schwer kranken Sigmund Freud im Jänner 1939.

Leonard beschrieb in seiner Autobiographie einen höflichen, sanften alten Mann mit einer Aura „nicht von Ruhm, sondern von Größe“. Virginia war sichtlich weniger beeindruckt: Sie sah „einen zusammengeschrumpften sehr alten Mann mit den hellen Augen eines Affen...“ (zit. n. Gay, S. 720).

Im Gegensatz zu fast allen anderen Mitgliedern der Bloomsbury-Group wollte Virginia Woolf nie in Analyse gehen – vielleicht auch wegen ihrer Ambivalenz bezüglich ihrer Erkrankung, die sie auch als wesentliche Quelle ihrer Kreativität einschätzte.

Hier dürfte sie in etwa die berühmte Einschätzung von R. M. Rilke geteilt haben, der im Falle einer Behandlung das Versiegen seiner Inspiration befürchtete (in seinem bekannten Brief an den Analytiker und Freund von Gebtsattel 1912):

... scheint mir sicher, dass, wenn man mir meine Teufel austriebe, auch meinen Engeln ein kleiner, ein ganz kleiner Schrecken geschähe und – gerade darauf darf ich es auf keinen Preis ankommen lassen.

Sie hatte immer ein kompliziertes Verhältnis sogar zu ihren lebensbedrohlichen psychischen Krisen inklusive quälender Wahnideen bzw. akustischer Halluzinationen, Anorexie und monatelangen tiefen Depressionen. Zum Beispiel schrieb sie 1930 an eine Freundin:

Und dann heiratete ich, und mein Gehirn explodierte in einem Schauer von Feuerwerk. Als Erfahrung ist das Verrücktsein großartig, kann ich Dir versichern, und nichts, worüber man die Nase rümpfen sollte. In seiner Lava finde ich noch immer die meisten jener Dinge, über die ich schreibe. Das Verrücktsein schießt alles geformt aus einem heraus, endgültig, und nicht bloß tropfenweise, wie die Gesundheit das tut... (Bell, 1976, Vol. II, S. 26).

Sichtlich hat sie ihr Leben lang keinen verständnisvollen Arzt bzw. Psychiater gefun-

den (was man noch dem karikaturhaften Portrait des Psychiaters Sir William Bradshaw in „Mrs. Dalloway“ anmerken kann). Nach ihrem ersten psychischen Zusammenbruch im Alter von 13 Jahren (nach dem Tod der Mutter) war sie mehrmals in „stationärer Behandlung“ inklusive Ruhe- und Mastkuren, was sie jeweils als qualitativ erlebte. Über viele Monate gab es im Hause Woolf eine ständig anwesende „Hauskrankenschwester“, die Leonard in der Pflege unterstützte und verantwortlich war für die Verhinderung von Suizidversuchen (auch davon gab es mehrere).

Ein Leben lang war sich Virginia Woolf durchaus bewusst, dass ihr Schreiben ein Selbstheilungsversuch war, eine Wiederherstellung eines fragmentierten, oft dissoziierten Bildes auch von sich selbst. Wenn ihr der eigene Körper immer fremd blieb, von ihr unkontrollierbar, weil so früh enteignet, ihre Texte konnte sie selbst herstellen, kontrollieren: So wurden ihre Schmerzen für sie zum kreativen Kapital, konnte sie aus ihnen Bedeutung für ihr Leben herauspressen:

... bin ich weiterhin der Ansicht, dass es diese Fähigkeit ist, Schocks zu empfangen, die mich zur Schriftstellerin macht. Ich wage die Deutung, dass ein Schock in meinem Fall augenblicklich von dem Wunsch gefolgt ist, ihn zu erklären. Ich fühle, dass ich einen Schlag erhalten habe, aber es ist nicht, wie ich als Kind dachte, einfach ein Schlag von einem Feind, es ist oder wird eine Offenbarung irgendeiner Art, es ist der Beweis für das Wirkliche hinter den Erscheinungen; und ich mache es wirklich, indem ich es in Worte fasse. Nur dadurch, dass ich es in Worte fasse, mache ich es ganz, diese Ganzheit bedeutet, dass es seine Macht verloren hat, mich zu verletzen, es bereitet mir – vielleicht weil ich den Schmerz eliminiere, indem ich es tue – großes Entzücken, die getrennten Teile zusammenzufügen. Vielleicht ist das die größte Freude (Moments, zit. n. Amrain, S. 189).

Wem würde hier nicht die Rezeptionstheorie von Hanna Segal einfallen: Für Segal ist ja bekanntlich jedes gelungene Kunstwerk ein Wieder-Zusammensetzen des fragmentierten, zerstörten inneren Objekts außerhalb und innerhalb des Selbst!

Jenseits der Arbeit allerdings blieb es für Virginia Woolf immer schwierig, ihr Leben als selbstbestimmt oder gar angenehm zu empfinden – trotz der Liebe ihres Mannes, trotz des zunehmenden Ruhmes:

Sobald ich nicht arbeite oder das Ende in Sicht ist, beginnt das Nichts (Woolf, 1978, II, S. 7 [14.01.1920]).

So wird jedes neue Buch auch zum Versuch, den Dämonen ihrer Vergangenheit zu entkom-

men. So hat sie in ihrem Roman „*To the Lighthouse*“ ihre Eltern als gnadenlos nach Wahrheit strebenden Philosophen Mr. Ramsay und als idealisierte Zentralpräsenz Mrs. Ramsay dargestellt:

Ich schrieb das Buch sehr schnell, und als es geschrieben war, verfolgte mich meine Mutter nicht mehr. Ich vermute, ich habe für mich selbst getan, was Psychoanalytiker für ihre Patienten tun. Ich gab einer lange und tief gefühlten Empfindung Ausdruck, und indem ich ihr Ausdruck gab, erklärte ich sie und bettete sie dann zur Ruhe (Moments, zit. n. Amrain, 1992, S. 183).

Leider standen die Gespenster bald wieder auf und färbten auch die Inhalte der jeweils nächsten psychischen Krise. Als dann zu Beginn des Zweiten Weltkriegs noch die Angst vor den Bomben und vor allem vor einer deutschen Invasion dazukam, die sie und ihren jüdischen Mann extrem gefährdet hätte, reichten ihre Kräfte nicht mehr aus. Auch die Aussicht auf eine neuerliche „Kur“ vergrößert nur ihre Panik. Am 28. März 1941 verlässt sie ihr Haus und geht zum Fluss. Es wurde einer der berühmtesten Suizidhandlungen und Abschiedsbriefe der Literaturgeschichte. „Ich werde mit fliegenden Fahnen untergehen“ hatte sie noch kurz vorher im Tagebuch geschrieben.

Lieben, Wahrheit, Realität – Virginia Woolfs „Moments of being“

Für Woolf ging es ihren größten Romanen um die Erfassung einer nicht nur rationalen, sondern umfassenderen „Wirklichkeit“: Sie betonte, dass die Fiktion ihrer Meinung nach mehr Wahrheit enthielte als die faktische, materielle Realität. („*There is more truth in fiction than facts*“, Woolf, 1977, S. 6).

Woolf zeigt in ihren Texten die Fülle all der Impressionen, die ganz durchschnittliche Menschen (wie etwa ihre Mrs. Dalloway) durch die Sinne aufnehmen und in ihrem Bewusstsein verarbeiten. Niemand von ihren Figuren vermag genau zu sagen, was denn „life“ oder „truth“ oder „reality“ wirklich bedeuten.* Allerdings verwendet Virginia Woolf diese drei Begriffe fast synonym. Deren Essenz lässt sich mit rationaler Begrifflichkeit nicht erfassen, erschließt sich bestenfalls in seltenen fast mystischen Augenblicken (oft durch Lichtmetaphern bezeichnet wie „a match burning in a crocus“). Diese „moments of vision“ oder auch „moments of being“ sind aufgeladen mit dem Gefühl, einen Augenblick lang die Fülle des Lebens bewusst und intensiv zu spüren, wie ihre Mrs. Dalloway sagt: „to plunge into the very heart of the moment“ (Woolf, 1964, S. 42).

* Vergleiche:

Truth is beauty, beauty truth.
That is all ye know on earth
And all ye need to know.
(John Keats)

to plunge: sich fallen lassen, ein Wagnis eingehen, aber auch: stürzen, sich hineinwerfen – also ein Wort zum Ausdruck sowohl des aktiven Handelns als auch des passiven Ausgeliefert-Seins.

Dementsprechend sind für Woolf das Innenleben, die Eindrücke, Empfindungen, Emotionen ihrer Figuren viel wichtiger als die „äußere Oberflächenwirklichkeit“. Ihre Mrs. Dalloway reagiert unablässig auf die Mikro-Botschaften aller Menschen, die sie umgeben, umgekehrt wird auch sie immer durch die Impressionen der anderen gespiegelt. [Siehe Woolfs Verwendung der „Überblendung“: Bei den Übergängen von der Innensicht einer Person zu einer anderen dienen Gegenstände oder Außenreize (so ein vorbeifahrendes Auto, Flugzeug am Himmel, Glockenschläge des Big Ben) als Brücke von einem individuellen Bewusstsein ins andere und oft wieder zurück.]

Diese seismographische Beschreibung der Innenwelt gelang ihr erstmals in „Mrs. Dalloway“ (erschienen 1925). In den Jahren davor hatte sie Joyce gelesen und vor allem Marcel Proust. Über das Erlebnis ihrer Proust-Lektüre berichtete sie, dass es ihr half, ihre Sinneseindrücke in Worte zu fassen (Original: „*It has a couching effect on the senses...*“).

to couch (vb.): ausdrücken, formulieren, in Worte fassen, aber auch: sich niederlegen, sich lagern – eben auf die Couch.

Im Vergleich mit den großen männlichen Romanciers der Klassischen Moderne wie Proust, Joyce oder auch Robert Musil sind V. Woolfs zentrale Figuren vielleicht noch weniger als Individuen zu erkennen, fast nur mehr Knotenpunkte von Sinneseindrücken in Beziehungsnetzen.

Diese ständige Verbundenheit der Innenwelten ihrer Figuren versuchte sie in einer „Prosa des Bewusstseinsstroms“ dadurch zu erreichen, dass sie möglichst umfassend alle Gedanken, Gefühlsregungen und Sinneseindrücke beschrieb, die während einer kurzen Zeitspanne die Seele eines Menschen bewegen:

Betrachten wir einen Augenblick lang ein gewöhnliches Gemüt an einem gewöhnlichen Tag. Es empfängt eine Myriade von Eindrücken – triviale, phantastische, flüchtige, oder solche, die sich stahlscharf einprägen. Von allen Seiten kommen sie heran, ein unablässiger Schauer zahlloser Atome ...

Lasst uns die Atome registrieren wie und in welcher Reihenfolge sie auf unser Gemüt eindringen, lasst uns jener Verbindung von Eindrücken nachspüren, so unzusammenhängend und sinnlos sie auch sein mag, die jeder Anblick oder Zwischenfall im Bewusstsein formt. Lasst uns nicht ohne Weiteres annehmen, das Leben bestünde in reichere Maße in dem, was man für gewöhnlich groß nennt, als in dem, was man für gewöhnlich klein nennt. (Woolf, 1919).

Dieser Ansatz führt sie sowohl in die Nähe der Psychoanalyse und ihrer Aufforderung zur freien Assoziation (sozusagen: „Schreiben Sie alles, was Ihnen durch den Kopf geht, auch das Unwichtigste...“), als auch in die Nähe des Filmes, für den sie sich sehr interessierte: Sie vermutete, dass die Bilder des Filmes die lineare Erzählstruktur eher aufsprengen könnten als die Stilmittel des klassischen Romanes. Sie war im Kino fasziniert durch dessen „Geheime Sprache, die wir fühlen und sehen, aber niemals sprechen“ (Woolf, 1975, S. 227). Auch die Möglichkeit des Films, durch technische Mittel wie z.B. die Großaufnahme unbedeutende Einzelheiten hervorzuheben, faszinierten sie (so z.B. in ihren Bemerkungen zu „Das Cabinet des Dr. Caligari“).

Trotz ihrer konsequenten Ablehnung einer psychoanalytischen Behandlung ging die Autorin (fast widerwillig) wie selbstverständlich vom Einfluss des Unbewussten auf ihr Schreiben aus: So z.B. im Tagebuch 15. 10. 1923 das Eingeständnis „... You cannot do this sort of thing consciously. One feels about in a state of misery – and then one touches the hidden spring“.

Wenn aber diese verborgene Quelle, die Triebfeder des Schreibens gefunden wird, dann gibt es eben fast ekstatisch-mystische Momente, dann kann ein beliebiger Eindruck zur Epiphanie werden, zum „Satori“, zum erfüllten Augenblick: Dann sind alle Konflikte, alle Kämpfe des Lebens suspendiert, wenn „das Leben für einen Augenblick Ruhe gibt und zugleich die Reichweite der Erfahrung grenzenlos wird“ (Aus: „To the lighthouse“).

Solche Momente einer explizit nicht als religiös verstandenen „säkularen Epiphanie“ lagen nach der Katastrophe des Ersten Weltkrieges damals sichtlich in der Luft: Bei Robert Musil sind es die Erlebnisse der „taghellen Mystik“, Walter Benjamin nennt es die „profanen Erleuchtungen“, Marcel Proust spricht von der evozierten „wiedergefundenen Zeit“.

Die Mutter oder ein Kunstwerk als „Verwandlungsobjekt“

In diesen magischen Momenten kann sich für V. Woolf plötzlich im Sinne des antiken „Kairos“ alles ändern. Manchmal durch ein zufällig gesehenes Detail – aber in „To the lighthouse“ verdichtet sie ihr inneres Bild der Mutter (als Mrs. Ramsay) mit der Funktion der Kunstwerke:

Mrs. Ramsay makes moments – that stay in the mind. She could bring people together – affecting one almost like a work of art. (Zitiert nach Danby, S. 452).

Man beachte das „almost“: Die Mutter kann einen also berühren, fast wie ein Kunstwerk...

Wir sehen hier eine explizite Analogie zwischen der Funktion der Mutter und der Funktion der Kunstwerke als „Verwandlungsobjekte/ Transforming objects“ im Sinne von Christopher Bollas. Bei Bollas gibt es bekanntlich neben der Mutter der frühen Jahre und der kulturellen Erfahrung noch eine dritte „Verwandlungsmöglichkeit“: Die Beziehung zum Analytiker!

Sei es durch die Mutter, durch ein Kunstwerk oder durch die Subjektivierung, ja Sakralisierung eines zufälligen Details – erst in solchen Augenblicken wird für Virginia Woolf die Welt in einem umfassenden Sinn real:

Was ist die Realität? Sie scheint etwas höchst Unstetes, höchst Unverlässliches zu sein. Etwas, das sich einmal auf einer staubigen Straße findet, einmal in einem Stück Zeitungspapier auf dem Pflaster, einmal in einer Narzisse im Sonnenlicht. Es erhellt eine Gruppe von Menschen in einem Zimmer und drückt einer zufälligen Bemerkung seinen Stempel auf. [...] Es ist dies, was zurückbleibt, wenn der Tag sich gehäutet hat und die alte Haut in der Ecke liegt; dies, was zurückbleibt vom Vergangenen, von unserer Liebe und unserem Hass. Es ist die Aufgabe des Schriftstellers, es aufzuspüren und zu sammeln und den anderen mitzuteilen (Woolf, 1977, S. 104).

Die Aufgabe des Schriftstellers also, solche Momente mitzuteilen – und damit auch mit den Lesern zu teilen. Woolf hatte an ihren Mann kurz vor der Hochzeit über ihre Skepsis geschrieben, ob zwei Menschen wohl irgendetwas wirklich teilen könnten – aber zumindest in ihrem Werk fand sie manchmal zu dem, was Peter von Matt die „Resozialisierung der Schmerzen“ genannt hat: Sie konnte es teilen mit ihren vielen tausenden LeserInnen – und das führt uns zu einem ihrer sensibelsten Leser: Michael Cunningham.

M. Cunninghams Roman „The Hours“

Cunningham ist 1952 geboren, seit über zehn Jahren Professor für Creative writing an der Yale-Universität. Spätestens mit „The Hours“ hat

er sich 1998 als einer der wichtigsten zeitgenössischen amerikanischen Erzähler etabliert (Pulitzer-Preis etc.). Das für mich Faszinierendste an diesem wunderbar dicht gearbeiteten Roman ist die Gleichzeitigkeit von intensivstem Bezug auf den Woolf-Text der „Mrs. Dalloway“ und demgegenüber eine doch hochgradige Eigenständigkeit! (Erinnert an musikalische „Variationen“, die ja eine Original-Melodie durch Transponieren/Kontrapunktieren etc. sowohl weiterführen als auch völlig verändern können.)

Aus Zeitgründen kann ich hier auf den Romantext nicht näher eingehen, kann das Buch jedoch wärmstens empfehlen, ebenso die beiden folgenden „Specimen days“ von 2005 und „By nightfall“ 2010 (eine Paraphrase von Thomas Manns „Tod in Venedig“).

Beeindruckend, wie hier ein Leseerlebnis zum eigenständigen Text führen kann, wie Rezeption Anlass zur Produktion wird. Ein Idealbeispiel für Freuds Definition vom Wesen des ästhetischen Erlebens

... es soll die Affektlage, welche beim Künstler die Triebkraft zur Schöpfung abgab, bei uns wieder hervorgerufen werden (Freud, 1914, S. 173).

Noch stärker als Virginia Woolf legt Cunningham den Akzent auf die Vergänglichkeit der „Moments of being“ und auf die Notwendigkeit, sie eben als Momente und nicht als Garantie für ein dauerhaftes Glück zu begreifen: Es gibt nur einen Trost gegenüber den Schmerzen und Verlusten eines ganz normalen Lebens:

There is just this for consolation: An hour here or there when our lives seem, against all odds and expectations, to burst open und give us everything we have ever imagined.

Und es gibt nur diesen einen Trost: Eine Stunde hier und da, in der es uns wider alle Wahrscheinlichkeit und Erwartung so vorkommt, als schäume unser Leben über und schenke uns alles, was wir uns je vorgestellt haben...

Diese Zeilen finden sich auf der letzten Seite von Cunninghams „The Hours“. Hier und in seinen anderen Romanen beschreibt er das Trauern um vergangene Möglichkeiten, das Schwanken zwischen homosexueller und heterosexueller Objektwahl etc. Cunningham selbst steht offen zu seiner Homosexualität, möchte jedoch nicht primär als „Gay writer“ rezipiert werden. Er lebt seit fast 20 Jahren mit seinem Partner zusammen – übrigens einem Psychoanalytiker.

Der Roman galt eigentlich als unverfilmbar, bis der Drehbuchautor Hare das Gegenteil bewies.

The Hours – Film

Der Film „The Hours“ (mit dem eher peinlichen deutschen Titel „Von Ewigkeit zu Ewigkeit“) war erst der zweite Spielfilm des Regisseurs Stephen Daldry:

Daldry ist geboren 1952, nach einer Ausbildung zum Zirkus-Clown wurde er in den Neunzigern einer der berühmtesten Theater-Regisseure Englands, gewann alle wichtigen Preise, am Broadway auch einen Tony-Award. Bereits mit seiner Langfilm-Kinopremiere „Billy Elliot – I will dance“ wurde er 2000 auch bei uns bekannt. (Ein eher schüchterner Bub aus einer nordenglischen Arbeiterfamilie will nicht Fußballer werden, sondern schwärmt zum Entsetzen seines Vaters für das Ballett...)

2002 entstand der Film, den Sie heute gesehen haben: Ein Triptychon über Entfremdung, Depression, aber auch über die Glücksmomente des Lebens – vor allem aber großes Kino für drei SchauspielerInnen: Nicole Kidman konnte mit diesem Film ihr Image als vorwiegend schöne Schauspielerin und Gattin von Tom Cruise erfolgreich überwinden, angeblich trug sie die künstliche Nase des Films sogar privat, um nicht erkannt zu werden. (Dies sicher erfolgreich: Nach meiner Einschätzung ist sie im Film weder als Nicole Kidman noch als Virginia Woolf wirklich erkenntlich!) Dass von den drei Schauspielerinnen des Films gerade sie den Oscar bekam – darüber kann man sicher diskutieren angesichts der Leistungen von Meryl Streep und Julianne Moore! Insbesondere Moore liefert eine brillante Darstellung einer Vorstadt-Hausfrau am Rande des Nervenzusammenbruchs mit einem schmerzhaft verzerrten Dauer-Lächeln im Gesicht. Im Gegensatz zur mimisch durchaus bewegten Vorstellung von Meryl Streep sind die Veränderungen im Gesicht der Julianne Moore eher schon „minimal art“ – und dadurch besonders eindrücklich.

Die drei Handlungsstränge des Films werden „eingerahmt“ von der Szene des Suizids der Virginia Woolf am Anfang und am Schluss: Eindrücklich die Eingangssequenz (sieben Minuten ohne Dialog, nur Voice over und Musik). Apropos Musik: Diese stammt von Philip Glass und wurde von der Kritik einmütig als schwülstig bzw. als „too much“ verrissen!

Die Tage im Leben der drei Frauen sind auch drei „Period pieces“: Durch Kameraführung, vor allem aber durch die unterschiedliche Beleuchtung und Verwendung von Farbtönen sind sie eindeutig zu unterscheiden. Während die Woolf-Szenen 1923 vor allem in dunklen grün-blau Tönen gehalten sind (passend zur Stimmung), sind die 1951er-Vorstadtszenen mit Laura Brown fast schmerzlich hell, mit starken

Primärfarben kontrastierend zur Stimmung von Julianne Moore. Die Gegenwarts-Szenen von New York 2001 sind konsequent „natürlich“ durch eher neutrale Farbgebung und Kameraführung („invisible style“).

Wir sehen im gesamten Film fast nur Innenaufnahmen, was die Grundstimmung von Eingeengtheit, Gefangensein in den bestehenden Verhältnissen unterstreicht. Den „Weg ins Freie“ findet Virginia Woolf nur zweimal (einmal zur Flucht Richtung Bahnhof und London, das zweite Mal zum Suizid...). Auch Richard verlässt seine höhlenartige Wohnung nicht – außer am Ende zum Sprung in den Tod. Laura sehen wir zwar außerhalb ihres „Puppenheims“ – allerdings wiederum eingeschlossen im Auto oder im Hotel. Also keine Bilder von Landschaften – alles spielt sich in den Gesichtern der Hauptdarstellerinnen ab.

Die Parallelisierung der drei Handlungsstränge ist durch viele Details „verzahnt“: So gibt es in jeder Episode einen Kuss von zwei Frauen (übrigens auch im Roman „Mrs. Dalloway“) als erotisches Zentrum, in jeder der drei Episoden werden Eier zerschlagen, alle drei Handlungsstränge beginnen mit dem Aufwachen einer Frau und gehen weiter bis zur Party/Geburtstagsfeier am Abend etc. etc.

Vom Roman übernommen hat Daldry auch die Zusammenführung der Handlungsstränge 1951/2001 am Ende – wo Richards Mutter als alte Frau bei Clarissa Vaughan auftaucht (angeblich musste Julianne Moore für diesen Auftritt 5 Stunden lang geschminkt werden). Diese Engführung macht zwar sicher emotional und melodramatisch Sinn, befriedigt auch unser Verlangen nach Kausalität, nimmt aber die formal avancierte Struktur des Filmes doch etwas zurück – dazu vielleicht mehr in der Diskussion.

Virginia Woolf (im Film)

Über Virginia Woolf haben Sie schon viel gehört, in der Darstellung von N. Kidman sehen wir fast ausschließlich die „dunklen Anteile“ ihres Seelenlebens und die quälende Rollenverteilung zwischen dem labilen Genie und ihrem besorgt-hilflosen Mann und „Pfleger“ Leonard. Die Auseinandersetzung der beiden am Bahnhof kann man auch als „Drama des Angehörigen“ lesen: Virginias wunderschönen Satz: „*You cannot find peace by avoiding life*“ würden wohl fast alle bipolaren PatientInnen unterschreiben – ihre Angehörigen und Therapeuten eher weniger...

Einig sind sich allerdings Virginia und Leonard darin, dass ihr Werk Vorrang hat: Als

sie ihm mit ganz leiser Stimme sagt, dass sie „vielleicht einen ersten Satz“ für das neue Buch habe – ist sofort für beide klar: Jetzt muss sie arbeiten...¹

Laura Brown/Julianne Moore

Wir sehen Kidman bei der Arbeit an „Mrs. Dalloway“, wir sehen dann im Nachkriegs-Kalifornien Julianne Moore bei der Lektüre dieses Romans: Für Laura Brown (auch der Name Brown kein Zufall → wichtig in einem Essay von Woolf) ist es eine verblüffende Entdeckung, dass Woolfs „Mrs. Dalloway“ einerseits die souveräne Gastgeberin und Gesellschaftsdame sein kann, innerlich jedoch viele andere Persönlichkeitsanteile hat, sich völlig unsicher fühlen kann etc. etc.: Also ist sie (Laura) mit ihren Zweifeln, mit ihrem Leiden vielleicht nicht allein... Und dann natürlich die Frage der bewundernden Leserin: Wie kann sich jemand, der solche Sätze schreiben kann, das Leben nehmen? Beim Lesen dieser Sätze spürt Laura am ehesten so etwas wie Lebendigkeit – während das Durchhalten ihres Alltags als Ehefrau, Hausfrau und vor allem als Mutter ihr nur mehr als qualvolle Überforderung erscheint. So ist die Lektüre Flucht vor ihrem Leben – vielleicht aber auch Rettung vor dem bereits fix geplanten Suizidversuch im Hotel! (SMV durch Ertrinken → Identifikation mit der Autorin! Aber: Entscheidung zum Weiterleben → Identifikation mit der Figur der Mrs. Dalloway?)

Am Ende wird sie Mann und Kind verlassen – die größte Angst ihres sechsjährigen Sohnes wird sich also bewahrheiten! Für ihn wird die Mutter tot sein – auch wenn sie ganz

¹ In der Diskussion dieses Referates in Basel bemerkte Dr. Sollberger, dass nach seiner Einschätzung im Film (und tendenziell wohl auch in meinem Referat) die „Notlösung“ einer intensiven Besetzung eines „nicht lebendigen Objektes Kunstwerk“ doch etwas idealisiert dargestellt würde: Insgesamt handle es sich doch um eine narzisstische Regression, eine Abwendung vom lebendigen, aber enttäuschenden Objekt.

Ich konnte dem nur zustimmen und habe zufällig kurz darauf ein Beispiel dafür gefunden, dass eine Überbesetzung der ästhetischen/künstlerischen Erfahrung nicht per se als positiv anzusehen ist:

In ihrer Psychobiographie von Hitlers „Hof-Architekt“ Albert Speer berichtet Gitta Sereny (1995) über dessen Weg zur Überbesetzung der ästhetischen Erfahrung:

Laut Sereny hatte Speer in den vielen stundenlangen Gesprächen mit ihr berichtet, dass er aus seiner Kindheit eine Unfähigkeit zu fühlen davongetragen hätte: Er kannte nicht die Erfahrung von Liebe, nur von „romanticized substitutes“. Tiefe Gefühle kannte er nur „indirekt“ durch Musik oder Kunst. Ebenso konnte er affektiv berührt werden durch eine Erfahrung, die Sereny „visual hyperbole“ nannte („visuelle Übersteigerung“?). Das bekannteste Beispiel für Speers so hoch besetzte visuelle Konstruktionen waren die von ihm kreierten „Licht-Dome“ bei den Nazi-Parteitagungen. Eine Ahnung von deren visueller Gewalt kann man heute noch in Leni Riefenstahls Film „Triumph des Willens“ nacherleben... (zitiert nach Holloway, 2009).

woanders weiterlebt (zufriedener mit ihren Büchern?). Wahrscheinlich ist Ihnen ebenso wie mir bei diesen herzzerreißenden Bildern eines Sohnes und seiner durch Depression affektiv unerreichbaren Mutter André Greens Konzept der „toten Mutter“ durch den Kopf gegangen:

In seinem berühmten Aufsatz beschrieb Green 1983 die Folgen einer mütterlichen Depression für ihr kleines Kind, die Konsequenzen der emotionalen Unerreichbarkeit, des Versagens der mütterlichen Affekt-Spiegelung:

Die tote Mutter ist also eine Mutter, die am Leben bleibt, die aber sozusagen psychisch tot ist, tot in den Augen des kleinen Kindes, für das sie zu sorgen hat (Green, 2004, S. 233).

Als Erwachsene leiden diese gewordenen Kinder einer toten Mutter unter einer narzisstischen Problematik mit gewaltigen Forderungen ihres Ich-Ideals. Sie kommen oft in Therapie oder Analyse nicht mit eigentlich depressiven Symptomen, sie schildern eher ein unglückliches Liebesleben, ein Scheitern im Arbeitsleben etc. Oder aber ein tiefes Unbehagen trotz vieler Erfolge:

Deutlich ist ein Gefühl von Unfähigkeit: Der Unfähigkeit, aus einer Konfliktsituation herauszufinden, zu lieben, Begabungen zu nutzen oder Lebenserfahrungen reifen zu lassen. Selbst wenn dies alles realisiert wurde, verbleibt dennoch eine tiefe Unzufriedenheit über das Ergebnis (ebd., S. 240).

Green beschreibt als wesentlich an dieser Art von Depression, dass sie in Anwesenheit des Mutter-Objekts stattfindet, das aber seinerseits durch eine Trauer völlig in Anspruch genommen ist (und daher für das Kind affektiv abwesend und daher „tot“). Die Trauer der Mutter, ihr verschwindendes Interesse für das Kind führen zum Verlust an Sinn, das Kind zentriert sein psychisches Leben um die unbewusste Identifikation mit der toten Mutter, was alle anderen Besetzungen erschwert bzw. unmöglich macht.

Allerdings kann dies bei begabten Kindern auch durchaus „produktive“ Folgen haben:

... vor allem strukturiert die Suche nach einem verlorenen Sinn die vorzeitige Entwicklung der phantasmatischen und intellektuellen Fähigkeiten des Ich. Die Entwicklung einer hektischen Betriebsamkeit im Spiel vollzieht sich nicht in der Freiheit des Spielens, sondern unter dem Zwang, phantazieren zu müssen, genauso wie die intellektuelle Entwicklung sich dem Zwang, denken zu müssen, verschreibt. Leistung und Selbstheilung geben einander die Hand, um gemeinsam auf dasselbe Ziel hinzuwirken: Der Bewahrung einer Fähigkeit, mit der Verwirrung über den Verlust der Brust durch die Erschaffung einer angesetzten Brust fertig zu werden, welche ja letztendlich doch nur ein Stück Gedankenstoff ist...

Das Kind hat die grausame Erfahrung seiner Abhängigkeit von den unterschiedlichen Stimmungen seiner Mutter gemacht. Fortan widmet es sein Bemühen dem Voraussagen oder Vorwegnehmen (ebd., S. 244).

In einem Gespräch mit Gregorio Kohon hat André Green betont, dass viele kreative Menschen dementsprechend zwar zu großen Leistungen in Wissenschaft und Kunst fähig seien, ohne jedoch zur Liebe fähig zu werden! Auch den „Ertrag“ einer Psychoanalyse würden sie wiederum nur in ihr Werk investieren und nicht in ihre Beziehungen.

(Die „angesetzte Gedankenkrust“ kann keine Milch geben. Siehe auch Greens Konzept der „generalisierten triangulären Struktur mit variablem Dritten“: Dieses Dritte kann auch die Kunst sein!). Vergleiche Green, 2004, und Kohon, 1999, S. 53.

Die Liebesobjekte des Erwachsenen haben in diesem Fall wenig Chancen:

Alles in allem bleiben die Objekte des Subjekts immer an der Grenze des Ich, nicht ganz drinnen, nicht ganz draußen. Und das aus gutem Grund: Der Platz im Zentrum ist durch die tote Mutter besetzt (Green, 2004, S. 245).

Dies kann man grausam-intensiv am aids-kranken Schriftsteller Richard beobachten, dessen Identifikation mit der toten Mutter so weit führt, dass seine letzten Worte (bevor er aus dem Fenster springt) ein Zitat aus dem Abschiedsbrief von Virginia Woolf sind – also jener Schriftstellerin, deren Werk seine Mutter viel mehr interessierte als er selbst... Während seine Mutter ihn für die Lektüre von „Mrs. Dalloway“ zurückließ, tauft er später jene Frau, die sich in ihn verliebt, Mrs. Dalloway – um dann diese Frau zu verlassen. Allerdings hält er sie gleichzeitig in lebenslanger Abhängigkeit als Muse und „sorgende Pflegerin“ (sie ist sein Leonard Woolf).

Diese tragische Geschichte des von der depressiven Mutter verlassenen Kindes kann aber auch fast zu einem Happyend führen, der Notausgang in die Kreativität kann „wirklich“ gelingen. Ein Beispiel dafür das Gedicht eines solchen begabten Kindes:

<i>Mother below is weeping</i>	<i>Mutter unten weint</i>
<i>weeping</i>	<i>weint</i>
<i>weeping</i>	<i>weint</i>
<i>Thus I knew her</i>	<i>So kannte ich sie</i>
<i>Once, stretched out on</i>	<i>Einst ausgestreckt in</i>
<i>her lap as now on dead tree</i>	<i>ihrem Schoß, wie</i>
	<i>jetzt auf totem Baum</i>
<i>I learned to make her smile</i>	<i>lernte ich, sie zum</i>
	<i>Lachen zu bringen</i>
<i>to stem her tears</i>	<i>ihren Tränen Einhalt zu gebieten,</i>

gen: Be true to yourself! Sei du selbst! Sei authentisch! Selbstverwirklichung wurde zum Schlagwort, durch freie Entfaltung der Persönlichkeit sollte alles möglich sein oder werden; Das Selbst sollte sich kreativ beliebig oft neu erfinden können.)

Für sehr viele Menschen aber wurde diese ständige Selbstverwirklichung und Neu-Erfindung des Selbst zur Überforderung: 1998 hat Alain Ehrenberg eine soziologische Studie vorgelegt zur Beschreibung der psychischen Kosten dieses Strebens nach immer größerer Autonomie, Selbstverwirklichung, ja nach „Self design“: „Die Müdigkeit, ein Selbst zu sein“ wäre die wörtliche Übersetzung des Titels gewesen. Auf Deutsch hieß das Buch dann: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart (Ehrenberg, 2004).

Ehrenberg beschrieb die „neue“ Depression als Volkskrankheit, als eine umfassende Erschöpfung (nicht so sehr als Folge eines psychodynamischen Konfliktes, sondern als Überforderung im Angesicht der unübersehbar vielen Optionen). Es geht also hier mehr um Scham am Nicht-Genügen als um Schuld, mehr um Ich-Ideal-Problematik als um Über-Ich-Druck. Nicht mehr zuviel Abhängigkeit, sondern zuviel Autonomie macht jetzt krank! Ehrenberg betont auch, dass jene Problematik, die früher ein Privileg der Intellektuellen und Künstler war (die Suche nach dem wahren Selbst etc.), nunmehr „demokratisiert“ sei und fast alle betreffen würde!

Der israelische Psychoanalytiker Carlo Strenger beschäftigte sich in den letzten Jahren mit der Frage, wie er in seinen Analysen Menschen bei diesen Problemen der allzu großen Autonomie, der Individualität als unmögliches Projekt und des „Self design“ helfen könnte. (Die Titel seiner Bücher: *Individuality, The impossible project*, 1998, sowie *The designed self*, 2005.) Er definierte die Aufgabe der Psychoanalyse im 21. Jahrhundert dahingehend, dass sie „einen Rahmen schaffen müsse“, um die Projekte der „Selfcreation“ zu erzählen! Also jeweils neue „Narrative selves“ durch Erzählen, Schreiben, Lesen...

Diese Überlegungen scheinen mir auf Clarissa Vaughan als Lektorin und Romanfigur sehr gut zu passen: *Eigentlich* ist sie ja nicht so unglücklich mit ihrem Leben, aber... In diesem Eigentlich aber schwingt die Sehnsucht nach einem ganz anderen, besseren, glückhaften Gefühl von Lebendigkeit mit: Am lebendigsten fühlt sie sich nicht in Momenten ihres realen „uneigentlichen“ Lebens, sondern in der Sehnsucht nach diesem anderen Leben...

Allerdings gibt es Hoffnung auch auf Erfüllung „hier und jetzt“: Sowohl im Gespräch

mit ihrer Tochter als auch beim Kuss mit ihrer Lebensgefährtin! Vielleicht muss dafür aber erst Richard sterben? Vielleicht kann sie dann beginnen zu akzeptieren, dass Glück immer nur momenthaft kommt, dass es sehr wohl ein „richtiges Leben im falschen“ gibt.

„Es gibt kein richtiges Leben im falschen“:

Zumindest die Älteren von Ihnen kennen diesen Satz aus Adornos „*Minima Moralia*“ (erschienen 1951).

Hier schwingt für mich (neben der gnostischen Tradition) ein bisschen „melancholische Arroganz“ mit: Wer in diesem Leben zufrieden oder vielleicht sogar glücklich ist, kann eigentlich nur ein bisschen dumm sein... Der Melancholiker sieht tiefer und klarer. Vergleiche seit der Renaissance → Marsilio Ficino, Leonardo da Vinci: „*Die Melancholie ist mein Glück.*“ (Bsp.: Mein Erleben in der GÜ mit Patientin!)

Aktuelle Bestätigung dazu aus der Universität Basel von Bettina von Helversen: Depressive treffen bessere Entscheidungen! (Evtl. evolutionäre Funktion der Depression: Bessere Kompetenz zur Lösung komplexer Probleme durch Fokussierung darauf – weil der Betroffene soziale Kontakte zurückschraubt – André Green würde das als „De-Kathexis“, also Besetzungs-Entzug bezeichnen.)

Am ehesten war ja für Adorno noch die Kunst ein Ausweg aus dem „falschen Leben“, heute spricht man ja schon von „Kunst-Religion“ – vielleicht nicht so weit weg von der Realität der Lektorin, also professionellen Leserin Clarissa Vaughan und ihrer Verehrung des großen Dichters Richard.

So bleiben wir am Schluss ohne Antwort auf die großen Fragen zurück: Wie soll man leben? Oder gar glücklich leben?

Erlauben Sie mir dazu statt einer Antwort ein letztes Zitat von Virginia Woolf:

Was ist der Sinn des Lebens? Darauf lief es hinaus – eine einfache Frage, die einen im Lauf der Jahre immer wieder bedrängte. Die große Enthüllung war nicht erfolgt. Vielleicht erfolgte die große Enthüllung nie. Stattdessen gab es täglich kleine Wunder, Erleuchtungen, das unerwartete Aufblitzen eines Zündholzes in der Finsternis (Woolf, zit. n. Spiel, S. 240).

Dieses Aufblitzen in der Finsternis kann die Begegnung mit einem Menschen sein, aber auch die Begegnung mit einem Kunstwerk.

Literatur

Amrain, S. (1992). „Gleichmut – Üben Sie sich in Gleichmut, Mrs. Woolf!“ In Duda, S. & Pusch, L. (Hrsg.), *WahnsinnsFrauen* (S. 174-225). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Bell, Qu. (1976). *Virginia Woolf. A biography in two volumes*. London: Paladin.
- Bröckling, U. (2010). Über Kreativität. Ein Brainstorming. In Menke & Rebentisch (Hrsg.), *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus* (S. 89-97). Berlin: Kadmos.
- Cunningham, M. (1998). *The Hours*. New York: Farrar, Straus & Giroux.
- Danby, D. (1996). *Great books*. New York: Simon & Schuster.
- Ehrenberg, A. (2004). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Ehrenberg, A. (2010). Depression – Unbehagen in der Kultur oder neue Formen der Sozialität. In Menke & Rebentisch (Hrsg.), *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. (S. 52-62). Berlin: Kadmos.
- Erzgräber, W. (1993). *Virginia Woolf*. UTB Taschenbuch. Tübingen: Francke.
- Frenzel Ganz, Y. & Fäh, M. (Hrsg.) (2010). *Cinépassion. Eine psychoanalytische Filmrevue*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Freud, S. (1914). *Der Moses des Michelangelo* (GW X, S.). Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Gay, P. (1989). *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*. Frankfurt a. M.: S. Fischer
- Green, A. (2004). Die tote Mutter. Psychoanalytische Studien zu Lebens-Narzissmus und Todes-Narzissmus. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Holloway, R. (2009). *Between the Monster and the Saint. Reflections on the human condition*. London: Canongate.
- Honneth, A. (2010). Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In Menke & Rebentisch (Hrsg.), *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. (S. 63-80). Berlin: Kadmos.
- Karger, A. (2010). Das Unbewusste kennt keine Zeit. *The Hours*. In Frenzel Ganz & Fäh (Hrsg.), *Cinépassion. Eine psychoanalytische Filmrevue*. (S. 159-166). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kohon, G. (Ed.) (1999). *The dead mother. The work of André Green*. London: Routledge.
- Kohon, G. (1999). *The greening of psychoanalysis. André Green in dialogues with G. Kohon* (S. 10-58). London: Karnac.
- Menke, Ch. & Rebentisch, J. (Hrsg.) (2010). *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. Berlin: Kadmos.
- Phillips, A. (2007). *Winnicott*. London: Penguin
- Segal, H. (1996). *Traum, Phantasie und Kunst*. (Original 1991). Stuttgart 1996, Klett-Cotta.
- Spiel, H. (1997). *In meinem Garten schlendernd. Essays* (S. 210-242). Berlin: Ullstein.
- Strenger, C. (2002). *Individuality, The impossible project*. (Original 1998). New York: The Other Press.
- Strenger, C. (2005). *The designed Self. Psychoanalysis and contemporary identity*. Hillsdale und London: The Analytic Press
- Thomä, D. (2010). Ästhetische Freiheit zwischen Kreativität und Ekstase. Überlegungen zum Spannungsverhältnis zwischen Ästhetik und Ökonomik. In Menke & Rebentisch (Hrsg.), *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus* (S. 149-171). Berlin: Kadmos.
- Woolf, V. (1996). *Moderne Literatur*. (Original 1919). Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Woolf, V. (1964). *Mrs. Dalloway*. (Original 1925). London: Penguin.
- Woolf, V. (1978). *A writer's diary* (Extracts from the diary of V. W., ed. by L. Woolf). Frogmore: Triad/Panther.
- Woolf, V. (1977). *A room of one's own*. London: Panther.
- Woolf, V. (1997). *Der gewöhnliche Leser. Essays, Band I + II*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Editorische Notiz

Der vorliegende Text ist die Druckfassung eines Vortrags, der anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums der Psychotherapeutischen Tagesklinik PTK 2011 in Basel gehalten wurde.



Prim. Dr. Rainer Gross
Sozialpsychiatrische Abteilung
am LK Hollabrunn
Robert-Löffler-Straße 20
A-2020 Hollabrunn
psychiatrie@hollabrunn.lknoe.at

Das Spiel mit den Bewusstseinsreisen

Anmerkungen zu Selim Özdogans Roman „DZ“ (2013) inklusive Textauszüge

Martin Tauss

Über unsere Zukunft wird viel nachgedacht: Wie zum Beispiel unsere Haushalte aussehen werden, die bald von smarten Technologien gesteuert werden, und wo Roboterhände den Staubsauger, den Putzlappen und vielleicht auch andere Dienste übernehmen sollen. Oder wie die Straßen künftig von Vehikeln mit innovativen Technologien befahren werden könnten – selbstfahrenden Autos etwa, deren Passagiere mit Zeit zum Lesen oder Computer-Spielen gesegnet sein sollen. Ganz zu schweigen vom Verkehr in der Luft, wo Drohnen unterschiedlichster Art zum Einsatz kommen könnten und damit auch neue Verkehrsregeln zu schaffen wären: Denn unbemannte Rettungsflyer, fliegende Boten-Dienste und schwebende Überwachungskameras sollten sich den Luftraum möglichst friktionsfrei aufteilen.

Während in manchen Gesellschaftsbereichen viel diskutierte Zukunftsszenarien zirkulieren, bleiben andere von der aktuellen soziotechnischen Imagination eher ausgespart. Der gesamtgesellschaftliche Umgang mit psychoaktiven Substanzen zählt hier wohl dazu. Es sind jedenfalls nicht viele Denker, die hier einen Blick wagen, der weit über das Tagesgeschäft hinausreicht. Einer davon ist der deutsche Philosoph Thomas Metzinger: „Globalisierung, das Internet und die moderne Neuropharmakologie stellen in ihrem Zusammenspiel neue Herausforderungen für die Drogenpolitik dar“, schreibt der Mainzer Professor, der anhand epidemiologischer Trends davon ausgeht, dass sich die Verfügbarkeit illegaler Drogen durch immer neue Produkte aus den Drogenlaboren bald dramatisch erhöhen könnte (Metzinger, 2009, S. 324). Er plädiert für eine sorgfältige Nutzen-Risiko-Bewertung psychotroper Stoffe in einem neuroethischen Kontext. Auf diesem Fundament seien auch jene „Hausaufgaben“ zu erledigen, die in der Vergangenheit aus politischen und ideologischen Gründen zu kurz gekommen sind: „Die moderne Neuroethik wird deshalb einen neuen Ansatz in der Drogenpolitik entwickeln müssen [...]. Um den Herausforderungen zu begegnen, die sich durch neue

psychoaktive Substanzen stellen, werden wir einen neuen kulturellen Kontext benötigen“ (ebd., S. 332; 335).

Was aber denken die Literaten, die berufsbedingt auf ihre Imaginationskraft angewiesen sind? Aus literaturgeschichtlicher Sicht spielt die Auseinandersetzung mit psychoaktiven Substanzen im Vergleich zu früheren Episoden wie der Zwischenkriegszeit oder der psychedelischen Bewegung der 1960er Jahre keine große Rolle mehr. In Aldous Huxleys weltberühmten Romanen etwa sind Drogen wichtige Mittel im Rahmen der dargestellten Dystopie (*Brave New World* [1932]) und Utopie (*Island* [1962]). Heute sind es nur wenige literarische Autoren, die noch die Frage verhandeln, wie die Welt der Drogen künftig aussehen könnte. Einer davon ist der deutsche Schriftsteller Selim Özdogan, der diesem Thema in seinem jüngsten Roman „DZ“ (2013) in zugleich spielerischer und tiefgründiger Weise nachgegangen ist.

In der Literaturkritik wurde dieses Werk u.a. als „irisierender, in allen Farben schillernder“ Text wahrgenommen, der die Zuordnung zu einem bestimmten literarischen Genre verweigert und behände „zwischen Utopie und Kunstmärchen, zwischen Familiengeschichte und Mythos, Thriller und Drama“ changiert: „Auch wenn bewusstseinsverändernde Substanzen ein zentrales Thema sind, ist ‚DZ‘ nicht vorrangig ein Drogenroman, sondern einer über die Magie der Sprache und die Potenziale der Literatur“ (Schuchter, 2014). Diese Interpretation trifft einen zentralen Punkt in Özdogans vielschichtigem Roman – es geht nicht primär um Drogen in der Literatur, sondern letztlich um Literatur *als* Droge –, und sie wird auch im Interview durch die Aussagen des Autors bestätigt: „Ich verstehe grundsätzlich jede Kunstform als Droge, auch im Sinne eines Arzneimittels. Das ist ja der Grund, warum Bob Marley über das ‚eine Gute‘ bei der Musik sagt: ‚When it hits you, you feel no pain.‘ Generell bietet uns Kunst etwas an, das Grenzen auflöst. So sagt man ja auch: ‚Ein Buch ist ein Paralleluniversum, in dem man leben kann‘“ (Tauss, 2014).

Allerdings handelt es sich um einen 378 Seiten starken Roman, in dem psychoaktive Stoffe von Anfang bis Ende so extensiv repräsentiert sind wie sonst in kaum einem anderen literarischen Werk. In der Geschichte der jüngeren Drogen-bezogenen Literatur ist der Roman „DZ“ jedenfalls bemerkenswert.

Zum Autor

Selim Özdoğan, 1971 in Köln geboren, sorgte 1995 mit dem Roman „Es ist so einsam im Sattel, seit das Pferd tot ist“ für ein viel beachtetes literarisches Debüt. Der junge, selbsternannte Dichter Alex folgt darin dem Motto „No risk no fun“ und geht seinen Weg zwischen großer Liebe, Männerfreundschaften und vielen Parties, immer wieder begleitet von rauen Mengen Alkohol und zum Teil auch anderen psychotropen Stoffen. Seither wurden Özdogans zahlreiche Veröffentlichungen von der Kritik durchaus wohlwollend aufgenommen. In seinen Werken spiegelt sich immer wieder das Interesse an veränderten Bewusstseinszuständen, an Träumen und Traumforschung sowie an spirituellen Disziplinen wie Yoga (Lughofer, 2015, S. 46). 1999 erhielt der Autor mit den türkischen Wurzeln den Adelbert-von-Chamisso-Preis, der an Schriftsteller vergeben wird, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. „DZ“ war der bislang letzte Roman des zweisprachig aufgewachsenen Autors. Auf seiner Homepage (www.selimoezdogan.de) sind von 2016 bis 2019 bereits drei weitere Romanprojekte angekündigt.

Zur Geschichte

Der Roman „DZ“ spielt in einer unbestimmten Zukunft und erzählt die Geschichte der Brüder Damian und Ziggy, die abwechselnd als Ich-Erzähler auftreten. Damian ist in die DZ ausgewandert: ein Land in Südostasien, das Drogen legalisiert hat und sich so zu einem Konsum- und Tourismus-orientierten, neoliberalen Staat entwickelt hat. In der DZ konkurrieren die Pharmakonzerne darum, laufend neue psychoaktive Substanzen auf den Markt zu bringen. Gemeinsam mit Zoë, seiner afrikanischen Lebensgefährtin, und Supresh, einem befreundeten indischen Rikscha-Fahrer, bestreitet Damian seinen Lebensunterhalt mit kleineren Drogendeals. Dabei kommt er in den Besitz der geheimnisvollen Droge „wmk“, die alle Sprachen verständlich macht und so den Ursprungsmythos der Welt erhellen kann.

Rasch erkennt er die Macht der Substanz und beschließt, in den Untergrund abzutauchen.

Die westliche Welt hingegen verfolgt einen rigiden Anti-Drogen-Kurs, es herrscht ein gesellschaftliches Klima der Angst und Repression. Als Diana, die Mutter der beiden Brüder, unheilbar an Krebs erkrankt, sucht Ziggy auf ihren Wunsch hin nicht nur seinen verschollenen Bruder, sondern auch LSD. Seine Suche in diversen Internet-Drogenforen bringt ihn jedoch zunächst mit der jungen Ana in Kontakt – und an den Rand des Ausbruchs aus seinem bürgerlichen Leben als Schlafforscher und Familienvater. Die Wege der beiden Brüder nähern sich im Laufe der Handlung einander an, doch Damian verstirbt nach einem Auto-unfall. Danach kommt mit Zoë eine weibliche Erzählstimme hinzu. Sie ist es schließlich, die in Europa mit Ziggy und Diana zu einem veröhnlichen Ende zusammentrifft. Die zwei Erzählstränge (DZ vs. Europa) werden nicht zuletzt durch die Auftritte der rätselhaften Celia verbunden, ein kleines orakelndes Mädchen, das zwischen den Realitäten springt und den Protagonisten vor allem im Rausch und im Traum erscheint.

Die DZ verströmt die Aura eines bunten, tropischen Exils; Freiheit ist aber auch dort nur eine Illusion: „Ja, wir durften Drogen nehmen, ja, sie waren legal, ja, wir durften frei entscheiden [...]. Doch wir waren nicht freier. Keinen Deut“ (DZ, S. 244). Medien und Regierung diktiert unter dem Einfluss der Pharmakonzerne die Bedingungen des Konsums. Die politisch-ökonomische Macht ist in der DZ in wenigen Händen konzentriert, und sie wird mit Gewalt und Hinterlist verteidigt. „Die Gegenüberstellung zweier Systeme birgt die Gefahr schematischer Schwarz-Weiß-Malerei. Die DZ wird aber keineswegs als positive Gegenutopie ins Feld geführt [...]. Drogen sind weder die Ursache allen Übels noch die Lösung“ (Schuchter, 2014). Bemerkenswert ist, dass die beiden fiktiven Drogen der Geschichte, „wmk“ und „Metaphorizin“, eine radikal neue Wahrnehmung der Sprache eröffnen können. Die wahre Utopie in Özdogans Roman liegt in den Möglichkeiten der Sprache selbst, in den alternativen Welten der Literatur – sowie in den Bewusstseinspotenzialen von Rausch und Traum, die sie beflügeln.

Der folgende Rundgang präsentiert Textstellen, in denen die Drogenthematik im Roman verhandelt wird.

Psycholytische Psychotherapie (DZ, S. 80-83)

In der DZ findet sich ein Ort, in dem die Drogen-gestützte Paartherapie zum touristischen Marken-zeichen geworden ist. Besucher aus aller Welt sind dort anzutreffen.

Damian

Auf der großzügigen Terrasse des Honigmond saßen fast ausschließlich Touristenpärchen. Etwa ein Viertel davon waren jung und sahen eher unkonventionell aus oder glaubten das zumindest. Sie waren dreadlockig, großflächig tätowiert, mit Löchern in den Ohren, die größer waren als die Hände eines Kindes. Sie trugen meist billige, weite Baumwollkleidung, die wirkte, als sei sie schon lange in diesem Klima getragen worden. Menschen, die jung genug waren, um davon überzeugt zu sein, dass sie sich um Regeln nicht zu scheren brauchten, Menschen, denen der Stempel der DZ in ihrem Pass gleichgültig war.

Die anderen Pärchen waren in der Regel jenseits der vierzig, die Männer meist in teurer Funktionskleidung, die Frauen auch schon mal in leichten Abendkleidern mit hohen Schuhen. Die Hände, Füße, Haare, Nägel waren gepflegt, hier und da konnte man Botox vermuten, manche Brüste standen zu stramm unter den Kleidern und Tops, die so eng waren, dass man fast die Operationsnarben erkennen konnte. Die Bräune hatte der Haut ein ledriges Aussehen verliehen, die Cremes und Tinkturen, die aufgetragen wurden, verschlangen ein Vermögen. Doch diese Leute hatten Geld, genug, um sich über den Stempel keine Gedanken machen zu müssen.

Es gab auch Pärchen, die man nicht der einen oder anderen Gruppe zuordnen konnte, doch auch sie wirkten verliebt. Überall wurde Händchen gehalten, geturtelt, geschäkert, geschmust, geherzt, liebkost, gedrückt, gebusselt, betastet, begrabscht, befühlt und gefummelt. Hände verschwanden unter den Tischen, Lächeln und begehrende Blicke, wohin man sah. Hätte man nicht gewusst, wo man war, man hätte die Szene für ungläubwürdig gehalten.

Kep war das Zentrum der psycholytischen Paartherapie, hierher kamen Menschen, die keinen anderen Ausweg mehr aus ihrer Beziehungskrise sahen, die nicht bereit waren für eine Trennung, aber auch nicht mehr in einem täglichen Kampf leben konnten, dessen Gefechte begannen mit Worten wie: Du vergisst immer... Warum kannst du nicht einmal... Du müsstest mich gut genug kennen, um zu wis-

sen... Ich habe jetzt lange genug... Beziehungen, in denen mit Gesten, Blicken, mit Seufzern und Gebrüll gekämpft wurde und niemand bereit war, ein Fingerbreit nachzugeben, weil er recht hatte und jahrelang zu kurz gekommen war. Beziehungen, in denen dennoch die Sehnsucht groß war nach der Grenzenlosigkeit und ersten Verliebtheit, nach den Tagen, die aus Sex, Verlangen und Offenheit bestanden hatten.

Sicher gab es auch Paare, deren Beziehungen einfach schal geworden waren, so dass nichts mehr Geschmack zu haben schien, Paare, die alles gegeben hätten für ein wenig Glut, Begehren, Geilheit oder auch nur Wut. Und möglicherweise kamen auch Paare, die es für schwachsinnig hielten, Karren mit gebrochenen Rädern aus dem Dreck zu ziehen, und die gleich am Beginn alle Weichen richtig stellen wollten.

Paare kamen hierher, wenn sie vorausschauend, abenteuerlustig, verzweifelt oder reich genug waren oder alles zusammen. Unter therapeutischer Aufsicht nahmen sie MDMA, LSD oder Psilocybin, und die Grenzen, die sie jahrelang bewusst oder unbewusst aufrecht gehalten hatten, wurden fortgespült, die Partner kamen in Kontakt. Und waren überzeugt davon, dass die Liebe, die sie auf MDMA empfanden, ein Gefühl war, das tatsächlich in ihnen wohnte und nicht in der Substanz.

Der Therapeut nutzte die Offenheit, um Probleme zu analysieren, den Partnern die Augen zu öffnen für den Schmerz des anderen und ihnen klar zu machen, dass sie nicht nach jedem Köder für einen neuen Streit schnappen mussten, sondern den Kreis des Botlok durchbrechen konnten.

Abends saßen die Paare dann strahlend und leicht verstrahlt im Honigmond, an Tischen, an denen vier Personen ohnehin kaum Platz gehabt hätten, und aßen Mahlzeiten, die ihnen sonst zu salzig oder zu scharf gewesen wären.

Extreme Erlebnisse können Menschen verbinden, und die eine oder andere Beziehung wurde hier sicherlich gerettet, doch Robert hatte uns früher einige Dinge eingeschärft und ich sah nach fast zwanzig Jahren in der DZ keinen Grund, seine Erkenntnisse in Zweifel zu ziehen. Erwarte dir nichts von Drogen, hatte er immer gesagt. Zu viele Menschen sind schon in diese Falle getappt, zu glauben, Drogen würden was ändern. Bestenfalls sind sie eine Tür und es reicht, wenn du einmal durchgehst, um zu wissen, was auf der anderen Seite ist. Veränderung geschieht nicht zwangsläufig, weder bei Religion, noch bei Meditation, bei Vegetarismus oder Yoga oder allumfassender Liebe. Nichts sorgt zuverlässig dafür, dass die Welt zu einem besseren Ort wird. Drogen können im Einzel-

fall hilfreich sein, aber dasselbe gilt für einen Hund oder für einen Spaziergang. Es gibt kein Mittel dagegen. Das war der Satz, den ich am häufigsten von ihm gehört hatte. Es gibt kein Mittel dagegen.

Drogenkonsum in der DZ (DZ, S. 20 f.)

Damian

Die Menschen draußen glauben gerne, dass hier alle ständig drauf sind, doch das stimmt nicht. Genauso wenig wie die Vorstellung, dass es außerhalb der DZ keine Drogen gibt und alle nüchtern und gesundheitsbewusst leben. Natürlich gibt es hier Leute, die täglich konsumieren. Man kann sie im Kiffer- und Opiat-Viertel finden, und auch bei den Alkoholikern ist es keine große Überraschung, doch die meisten, die Drogen vollständig in ihren Alltag integriert haben, findet man im Dynamis-Viertel. Die heftigsten Konsumenten sind die, die am wenigsten auffallen, die in den reichen Bezirken und in den Bürohochhäusern, die jene Drogen konsumieren, die es zum Teil immer noch auch außerhalb der DZ gibt, Tee, Kaffee, Ritalin, Modafinil, Adderall. Diese ganzen Arbeitssüchtigen, die achtzehn, zwanzig, achtundzwanzig Stunden durcharbeiten, diese schlanken, karrieregeilen Menschen, die sich beeilen, irgendwohin zu kommen, die mehr Zeit haben wollen als andere. Als sei Zeit nicht etwas, das gerecht verteilt ist, jeder bekommt vierundzwanzig Stunden am Tag, unabhängig von Alter, Geschlecht, Größe, Ethnie und sozialer Schicht. Die meisten Drogen nehmen hier die Vertreter der geachteten Berufe, Ärzte, Anwälte, Richter, Makler, Wissenschaftler, Polizisten, Broker, Politiker, Menschen, die außerhalb der DZ kaum auffallen würden, Menschen, denen die Sucht nach Erfolg und Ansehen noch eine weitere Sucht beschert hat: die nach Stimulanzien. Robert sagte immer, dass Kokain schuld sei an den meisten Finanzkrisen. Die Droge, die Gier und Risikobereitschaft förderte und von Bankern konsumiert wurde.

Die andere größere Gruppe der Süchtigen verteilte sich auf zwei Straßenzüge in der Stadt und kam selten aus den Häusern, in denen man sich nur registrieren lassen musste, um kostenlos Opiate und Kokainderivate seiner Wahl zu bekommen. Die Regierung hatte diese Häuser eingerichtet, nachdem sie festgestellt hatte, dass das billiger war, als sich mit Beschaffungskriminalität auseinanderzusetzen und Menschen zu bestrafen, die keine freie Wahl mehr hatten, weil die Sucht ihr Verhalten bestimmte. Free-

riders wurden sie genannt, obwohl sie sich kaum bewegten, Freeriders, wenn du dich erst mal registriert hattest, gab es keinen Weg mehr zurück.

Bei uns im Deli-Viertel konsumierte man regelmäßig, aber bei Weitem nicht täglich. Viele hier glaubten, sie hätten den Dreh raus, sie wüssten, wie das Leben funktionierte, sie seien auf dem Weg zu einem umfassenden kosmischen Bewusstsein. Doch Drogen machen keinen besseren oder schlechteren Menschen aus einem, genauso wenig wie Religion, Vegetarismus und soziales Engagement.

Drogenpolitik (I) (DZ, S. 158)

Ziggy

Manchmal saß ich einfach nur in diesem Büro und starrte aus dem Fenster auf diesen trostlosen Parkplatz. Ich dachte an die Zeit, als Robert in die DZ ziehen wollte, damals, als sie noch nicht so hieß. Die USA hatten Marihuana zu medizinischen Zwecken legalisiert, die legale Kommerzialisierung hatte begonnen, die UNO war von ihrem Ideal einer drogenfreien Welt abgerückt und einige Länder in Südostasien hatten sich zusammengeschlossen, um einen neuen Weg zu beschreiten. Es war eine Art Aufbruchsstimmung gewesen, vielleicht ein wenig so wie im Ostblock, als er zusammengebrochen war. Oder im Osten Deutschlands nach der Wende, als viele noch an die Demokratie geglaubt hatten, mit einer Inbrunst und Naivität, die schon lange nicht mehr möglich war. Drogenkonsumenten hatten geglaubt, die Vernunft würde siegen, das Recht auf Rausch oder gar die Freiheit. Einige Monate waren neue Gesetzesentwürfe in Europa diskutiert worden, dann hatte es ein paar Todesfälle gegeben, die auf Mephedron zurückgeführt wurden und der Gegenschlag war gewaltig gewesen. Die Diskussion über eine schrittweise Lockerung des Betäubungsmittelgesetzes führte letztlich zur Einführung der generischen Klausel und zu den restriktivsten Drogengesetzen, die Europa je gesehen hatte. Dass die Todesfälle nicht von Mephedron verursacht worden waren, wie sich hinterher herausstellte, machte keinen Unterschied mehr, nachdem die Gesetze im Eilverfahren verabschiedet worden waren.

Es gab wieder zwei Welten, in beiden herrschte dasselbe System, nur mit unterschiedlichen Gesichtern. Und ich steckte hier fest. Fest.

Drogenpolitik (II) (DZ, S. 271 f.)

Ziggy

Es schien eine von langer Hand geplante Aktion zu sein, die DZ von Europa aus mit neuen Substanzen zu überschwemmen. Die Pharmakonzerne begannen die Regierung der DZ unter Druck zu setzen, um diesen illegalen Import einzudämmen. Die Gesetze, die psychoaktive Substanzen grundsätzlich erlaubten, sollten auf patentierte Verbindungen eingeschränkt werden. Sie wollten den Research Chemicals Einhalt gebieten.

Es hätte eine Komödie mit verquerem Sinn für Ironie sein können, doch es war Realität. Anfang unseres Jahrhunderts waren in Fernost hunderte von Substanzen synthetisiert worden, die dann kiloweise nach Europa und Nordamerika verschifft worden waren, um von dortigen Internethändlern vermarktet zu werden. Großbritannien hatte als erstes ein Analoggesetz eingeführt, um der Drogen Herr zu werden, ein Gesetz, das ganze Molekülgruppen verbot, Österreich, Polen, Ungarn, bald waren andere Länder mit ähnlichen Gesetzen nachgezogen und heute war in ganz Europa alles verboten, was im Verdacht stand, irgendwie aktiv zu sein. Es gab keine Unschuldsvermutung für Moleküle.

Die Konsumenten waren vor zwanzig Jahren näher an die Labore gezogen, man war dem Einbruch des Tourismus in Südostasien mit neuen Drogengesetzen begegnet, hatte einfach alles freigegeben, auch weil man das Geld, das der organisierten Kriminalität in die Hände fiel, in die Tasche des Staates schaufeln wollte, eine Rechnung, die aufging. Drogerien verkauften versteuerte Drogen, Kriminelle wurden aus dem Geschäft gedrängt. Während Bauern sich in Kooperativen organisierten und Mohn, Hanf und Kratom anbauten oder Pilze züchteten, hatten sich Chemiker von Pharmakonzernen anheuern lassen, um neue Drogen zu erfinden, die auch ihren Weg in die restliche freie Welt fanden, vor allen Dingen nach Europa.

Und nun wurden neue Drogen auf genau dem umgekehrten Weg verschifft, allerdings in kleineren Mengen, wenn ich das richtig verstand. Und schon begann die freizügig scheinende DZ ein anderes Gesicht zu zeigen. Früher hatten die Kartelle die Beamten geschmiert und es war alles ein wenig undurchsichtig gewesen, jetzt zahlten die Konzerne und die Konsumenten Steuern, aber sonst schien sich kaum etwas geändert zu haben.

Der Scherz sollte einen vielleicht gar nicht schmunzeln lassen, sondern den Irrsinn illustrieren, in dem wir lebten.

Horror-Trips (DZ, S. 194 f.)

Damian

In diesem Moment erst packte mich die Angst. Mit metallenen, kalten Fingern griff sie nach mir, um mich zu zerquetschen, um mich auszulöschen. Als wäre der Kern meines Wesens eine Art Rauch, um den sich eine gigantische Faust schloss. Sie bekam nichts zu fassen, doch der Rauch entschwand. Yalsol war nicht das richtige Wort dafür (*Anm.: In der DZ die Bezeichnung für einen Bewusstseinszustand paranoider Einsamkeit*). Mich packte ein Entsetzen, wie ich es noch nie unter Drogen erlebt hatte und nüchtern schon gar nicht. Horrortrip, schoss es mir kurz durch den Kopf, Horrortrip. Ich dachte an das Horrorzimmer im Synaesthesia, die dunkelrot und schwarz gestrichenen Wände, auf denen mit großen Pinseln geschriebene Botschaften standen: Du bist ein schlechter Mensch. Du wirst für immer brennen. Es gibt kein Zurück. Du wirst den Verstand verlieren. Hängenbleiben ist kein Mythos. Das ist der Plan, nun kannst du ihn sehen. Dazu die Totenköpfe und Spinnen aus Plastik, die von der Decke hingen, die echten Kakerlaken, die herumliefen, der faulige Gestank, die Hologramme von böse blickenden Augen, die eingespielten Geräusche von Fingernägeln auf Tafeln, von Blech, das zerquetscht wurde, schrille Schreie. Das Horrortripzimmer im Synaesthesia, das ich nicht mal auf hohen Dosen LSD gemieden hatte, Supresh und ich hatten dort wunderbare Lachanfänge gehabt und wir hatten uns für unverwundbar gehalten.

Es ist okay, du bist auf Drogen, es vergeht wieder, sagte ich mir, was kann dir schlimmstenfalls schon passieren, du wirst nüchtern werden, diese Angst wird weichen, alles wird gut werden. Doch es half nicht. Es fühlte sich an, als wäre ich schon über den Abgrund geschritten und erst der Aufschlag würde etwas ändern.

Dann spürte ich Hände an meinen nackten Füßen, Aolanis Hände, und plötzlich war da wieder Celas Bild, dieses Mal deutlicher. Es war, als würde sie über mir in der Luft stehen und auf mich herabblicken. Dann hoben sich ihre Füße nach hinten, sie kippte schwerelos nach vorne, bis sie in einem Fünfundvierzig-Grad-Winkel über mir war.

– Du brauchst keine Angst zu haben, sagte sie. Es ist ein träumendes Universum. Es träumt sich selbst. So wie du dich auch selbst träumst in den Nächten. Es ist das Ende von etwas, das nie geschehen ist. Du brauchst keine Angst zu haben. Erleichtert atmete ich aus und das Bild verschwand, noch bevor Aolani meine Füße losließ.

LSD-Erfahrung (I) (DZ, S. 118-124)

Die Protagonisten in der DZ (Damian, Zoë, Supresh) begeben sich in der exotischen Ruinenwelt von Angkor Wat auf einen regelrechten Trip.

Damian

– Okay, okay, sagte er. Erst mal die Tickets. Er holte drei Pappen heraus, deren Muster ich nicht sofort erkennen konnte. – Artcores von Psyche-Daily, sagte er, 225 Mikrogramm.

Gute Reise. – Gute Reise, sagte ich, legte mir die Pappe auf die Zunge und küsste Zoë auf den Mund. Supresh wackelte mit dem Kopf.

– Gute Reise, sagte Zoë. – Und jetzt die Tickets.

Wir mieteten Fahrräder, Supresh übernahm die Führung und führte uns auf Nebenstraßen zum Haupteingang, damit Zoë und ich Eintrittskarten lösen konnten, er hatte noch seinen Pass als offizieller Touristenführer.

– Wohin zuerst?, wollte Zoë wissen. – Klassisch, sagte Supresh, Angkor Wat.

Wir stiegen auf die Fahrräder und fuhren los. Eine Viertelstunde später standen wir vor der größten der Tempelanlagen. Ich zog meine Flipflops aus und steckte sie in die Cargotasche meiner Hose. Das Gefühl dieser alten Steine, die den Weg pflasterten, dieses Abgeschliffene, die Glattheit, die Farbe, die morgens ganz anders war als abends, das noch kühle Gefühl unter meinen Sohlen, alles war mir so vertraut, als wäre es eine Heimat, die ich nie verlassen hatte. Wie oft war ich nun schon barfuß auf LSD diesen Weg gegangen?

Der Himmel verdunkelte sich. Ich sah hoch, hinter dem Tempel waren Wolken, die aussahen, als würden sie mit der Größe der Anlage konkurrieren wollen. Ich blickte zu Supresh, der auch hochsah und grinste, was wohl nicht nur daran lag, dass er sich von den Wolken einen kühleren Tag versprach.

– Das Kirnen?, sagte Zoë und weder Supresh noch ich nickten. Das war keine Frage gewesen, wir schlenderten um den Tempel herum zur Ostseite, wo auf einem riesigen Relief das

Kirnen des Milchozeans dargestellt war. Götter und Dämonen benutzten den mythologischen Berg Meru als Quirl, indem sie den König der Schlangen als Seil darum banden. Sie wollten aus dem Ozean Amrita, das Getränk der Unsterblichkeit, gewinnen. Links sieht man die Dämonen, rechts die Götter, der Ozean unter ihnen ist voller Meerestiere, über ihnen schweben Apsaras, halb menschliche, halb göttliche Frauen.

Wir stellten uns vor diese gut fünfzig Meter lange Steinmetzarbeit, Supresh rezitierte das Gayatri-Mantra und die Sonne fand eine Lücke in den Wolken und wärmte unsere Rücken. Die Saison hatte noch nicht begonnen, und seitdem Angkor in der DZ lag, waren die Besucherzahlen ohnehin zurückgegangen, doch jetzt sah man häufiger Westler wie uns, die aus Steingehauene Figuren anstarrten, als sei dort die Summe aller Geheimnisse offenbart.

Da war das leichte Ziehen, als müsste ich kacken, ich spürte die steigende Aufregung, ich merkte, wie meine Mundwinkel hochgingen, dieses Grinsen, das kaum abzustellen sein würde. Ich sah Zoë an, ihre Lider hingen nicht mehr, dafür schien sie unter den Augen einen Lidstrich von einem dunklen Violett zu haben, doch den sah ich immer, wenn wir auf Drogen dieser Art waren. Ihre Lippen leuchteten und ich konnte aus zwei Schritten Entfernung die Falten und Risse darauf und den feinen Übergang von der Fleischfarbe der Innenseite zum Braun ihres Mundes sehen.

Supresh Stirn glänzte am Haaransatz, die Enden seiner langen Wimpern schienen sich aus eigener Kraft nach oben zu biegen, seine grünen Augen einen Hauch Türkis auf sein Gesicht zu legen, während seine Lippen sich weiterhin bewegten. Er war leiser geworden und ich konnte nicht hören, welches Mantra er rezitierte. Er stoppte, drehte sich zu uns und holte tief Luft, sagte aber nichts. Zoë wackelte mit dem Kopf und lachte.

– Ich ..., fing er an, ... danke ... Als ich wieder nach vorne sah, konnte ich erkennen, wie die Dämonen die Schlange nach links zogen, auch die Tiere im Ozean schienen in Schwung zu kommen, die Steine bekamen mehr Farben und Schattierungen und Supresh sagte: – Das Kirnen. – Amrita, sagte Zoë. – Götter und Dämonen, sagte ich, und heute beten die Leute Sohal Mishra an.

– Ich würde eher eine von den Apsaras nehmen als eine studierte Chemikerin, sagte Supresh.

Zoë lachte, als habe er einen Witz gemacht. Supresh fand Sohal Mishra sexy, doch wir waren bereits dort, wo einem Lachen als ein natür-

liches Bedürfnis vorkommt, das sonst immer unterdrückt wird.

Das Relief geriet immer mehr in Bewegung, der Ozean wurde gequirlet, vermengt, gekirnt, gerührt, gemixt, Dämonen und Götter arbeiteten zusammen, Apsaras schwebten über ihnen. Die Wolken hinter uns waren verschwunden, es war schwül, ich begann zu schwitzen und mein Zeitgefühl war im Begriff, mich zu verlassen. Langsam gingen wir das Relief auf und ab, ich sah zu, wie Seeungeheuer miteinander kämpften, ich sah die Fische und die Krokodile schwimmen, ich sah die Schildkröte, auf der Vishnu stand, und musste an die Panzer denken, die vor einigen Jahren gefunden worden waren und auf denen Texte standen, die bisher niemand entschlüsseln konnte. Ich sah die vielgesichtigen Gestalten und konnte nicht mehr sagen, wie viele Gesichter sie im Stein hatten und wie viele ich noch dazu sah. Wir setzten uns hin, grinsten, seufzten, starrten, bis Supresh aufstand und sagte:

– Bayon? – Klassisch, sagte ich.

Die Wirkung wurde immer stärker, wir waren eindeutig noch nicht auf dem Höhepunkt. Als ich aufstand, war ich erstaunt darüber, diesen Körper zu bewohnen. Er gehorchte mir nur aus Gewohnheit.

Wir gingen auf der anderen Seite um den Tempel herum, schlossen die Fahrräder auf und Supresh sagte:

– Wir hätten eine Rikscha nehmen sollen. – Sollen wir dir einen Helm mieten?, fragte ich. – Ich mein ja nur, sagte Supresh, ich kann keine Entfernungen und Geschwindigkeiten mehr einschätzen.

– Es ist kaum Verkehr, wir setzen uns auf das Rad, deine Beine machen komische Bewegungen und zehn Minuten später sind wir da.

– Wird sich wie ne Stunde anfühlen. Bald schon lächelten uns die aus Stein gemeißelten meterhohen Gesichter auf den Türmen der Anlage an, als hätten sie schon lange vor uns auf den Grund der Dinge gesehen, und das nicht nur für einige Stunden. Seit mehr als achthundert Jahren blickten diese Bodhisattvas in alle vier Himmelsrichtungen, als seien sie aus der Zeit herausgehoben, als kennten sie eine Wahrheit, die nicht ein Wort ist, sondern ein Zustand. Wir trennten uns am Eingang und ich betrachtete mal dieses, mal jenes Gesicht. Sah, wie ein Lächeln breiter wurde, Augen freundlicher, ich starrte fasziniert auf die Muster, die sich über die Stirnpartie legten.

Zu diesem Zeitpunkt hätte uns auch das Schillern eines Chitinpanzers fasziniert, doch diese Steine gaben etwas Tieferliegendes frei. Es war, als könnte man eine gänzlich andere Welt betreten, ihre Farben und Gerüche auf-

nehmen, ihre Töne und Worte hören. Es war, als müsste man nur einen Schritt in die falsche – oder richtige – Richtung tun und man würde nicht mehr zurückfinden in die eigene Zeit. Wenn man lange genug auf einen Punkt starrte, wurden die Farben und Muster jetzt so überwältigend, traten so sehr in den Vordergrund, dass die dahinterliegende Welt verschwand.

Wir trafen uns wie verabredet an dem Relief an der Ostseite des Tempels. Zoës Pupillen waren riesig, die Lider aufgerissen, der Lidstrich, den es nicht gab, leuchtete in einem hellen Aubergine. Supreshs Haut glänzte vor Schweiß und ich schaute kurz auf meine Hände, die mir unnatürlich blass vorkamen. Supresh holte aus seiner Hosentasche ein Stück Alufolie heraus. Als er sah, dass ich mit meinen Augen seinen Bewegungen folgte, wollte er etwas sagen, aber dann brach er in ein Gelächter aus, das seinen ganzen Körper erfasste. Tränen traten in seine Augen, er krümmte sich, hielt sich den Bauch, schien kaum noch Luft zu bekommen. Zoë wurde kurz vor mir angesteckt und dann drückte sich ein kosmisches Gelächter durch uns aus, eine immerwährende Heiterkeit, die gerade drei menschliche Körper als Ventil gefunden hatte.

Wir setzten uns auf den Boden, um uns zu beruhigen, doch kaum ebte das Lachen ab, brach schon wieder eine Welle über uns herein. Die Gesichter der Bodhisattvas lächelten gütig zu dem Ganzen. Manche der wenigen Besucher drehten sich nach uns um, aber hey, das war die DZ und die meisten der irritierten Touristen sahen aus wie Karikaturen, die zu unserer Belustigung erfunden worden waren.

Als wir uns beruhigt hatten, faltete Supresh die Alufolie auseinander. Ich hatte sie zwischenzeitlich ganz vergessen. Es lagen drei Pappen darin.

– Noch mehr?, fragte Zoë. – wmk, sagte Supresh.

LSD-Erfahrung (II) (DZ, S. 196-202)

Ziggy trifft seine junge Internet-Bekanntheit Ana. Sie verabreden sich zum LSD-Trip; der gemeinsame Weg im Wald wird zur halluzinatorischen Bewusstseinsreise.

Ziggy

Meine Stimme hörte sich schon nicht mehr an wie meine Stimme. Sie klang genauso, war mir aber dennoch fremd. Als würde ich mir dabei zuhören, wie ich redete, als wäre meine Stimme

abgekoppelt von mir. Es war gerade mal eine Viertelstunde her, dass wir uns die Pappen auf die Zunge gelegt hatten, sie waren offensichtlich tatsächlich so hoch dosiert wie angegeben. Ich bekam Bedenken, ob das wirklich eine gute Idee gewesen war. Schlimmstenfalls, fiel mir ein. Einer von Roberts Ratschlägen. Wenn du Angst bekommst, frag dich, was schlimmstenfalls passieren kann, sagte er. Meistens hängt nichts dran an diesen Ängsten.

Ich könnte die Orientierung verlieren. Ich könnte nicht mehr zurück ins Hotel finden. Doch dann könnte ich mich immer noch in ein Taxi setzen und fahren lassen. Nein, nicht in ein Taxi, nicht in einem solchen Zustand. Ich konnte auch jemanden auf der Straße treffen, den ich kannte. Oder der mich erkannte.

– Hui, sagte Ana, die sind hoch dosiert, oder?
– 200 µg laut dem Händler, sagte ich. – Dann lass uns zusehen, dass wir in den Wald kommen, bevor der Spaß richtig losgeht. – Bremgarten?, fragte ich. – Ja, sagte sie. Du kennst den Weg? – Noch ja. – Sollen wir mit meinem Velo fahren? Ich setze mich hinten drauf? Wird aber ein wenig stotzig unterwegs. – Kein Problem, sagte ich, das schaffe ich schon.

Ich merkte, wie meine Mundwinkel sich unwillkürlich hoben. Idealerweise würde das schon bald zu einem vielleicht stupide wirkenden Grinsen werden, welches nur Lachanfällen weichen würde.

Tatsächlich fand ich den Weg ohne Probleme, ich trat kräftig in die Pedale des schweren Militärfahrrades, registrierte befriedigt, wie das Blut in meine Beine floss, wie sich meine Atmung vertiefte, wie meine Lungen mehr Sauerstoff aufnahmen, wie leicht mir das fiel, weil ich langsam in Form kam, am Morgen hatte ich noch vierundvierzig Minuten für zehn Kilometer gebraucht.

Gleichzeitig spürte ich, wie sich die Schweißflecken unter meinen Armen ausbreiteten. Ich atmete tief durch die Nase ein, doch es roch nicht unangenehm, noch nicht, dachte ich. Ana saß hinten auf dem stabilen Gepäckträger und es schien mir, als vollführe sie Bewegungen mit den Armen, doch ich war mir nicht sicher und ich blickte mich auch nicht um. Wir sprachen nicht und das war mir recht, ich wollte nicht nochmals von meiner eigenen Stimme verwirrt werden.

Als wir an einem Parkhaus vorbeikamen, sagte Ana: – Vielleicht Erinnerst du dich, hier war früher die Reithalle. – Reithalle?

Kam Halle eigentlich von Hall und hallte meine Stimme?

– Ein Kulturzentrum. Gab immer auch Dealer dort. Ist schließlich auch Kultur.

Ana lachte und ich stimmte mit ein.

Als uns noch wenige Meter von der Autobahnunterführung trennten, hinter der der Wald begann, merkte ich, dass es Zeit wurde. Meine Beine fühlten sich weich an, meine Gelenke schienen irgendwie nicht ganz eingerastet zu sein und mein Körper sich nur noch aus Gewohnheit richtig zu bewegen.

Nachdem ich abgestiegen war, sah ich, dass Ana ihre Bluse ausgezogen hatte. Darunter trug sie ein braunes Top. Sie hatte Schwierigkeiten, das Fahrrad abzuschließen, zumindest sah es für mich so aus und es beruhigte mich, dass ihre Fähigkeiten ebenfalls eingeschränkt waren.

– Findest du das Fahrrad wieder?, fragte sie mich. Ich konzentrierte mich. Im Osten. Richtung Autobahn. Auf der Höhe des Spitals. Ich nickte.

– Bestimmt? Erneut nickte ich. Hatte sie einen BH an? Eine Decke in ihrer Handtasche? Auf dem Weg in den Wald konnte ich erahnen, welche Muster sich auf dem Boden abzeichnen würden, das Grün leuchtete stark und hatte mehr Schattierungen als sonst, die Rinde der Bäume würde sehr bald in Bewegung geraten. Für Sekunden gab es das Gefühl, nicht durch den Wald zu gehen, sondern durch einen Ort, den es eigentlich nur in der Fantasie gab, einen Ort, der herausgehoben war aus dieser Zeit und auf keiner Karte zu finden sein würde. Wie sollten wir dann das Fahrrad wiederfinden?

Ich schaute zu Ana hinüber, ihre Pupillen waren geweitet, sie grinste, starrte die Bäume und Sträucher an. Die Sonnenstrahlen fielen wie vielfarbige Lanzen durch die Blätter.

– Der Filter, der die Wahrnehmung zusammenhält, fällt langsam weg, sagte sie.

Dann blickte sie mich an und lachte. – Was erzähle ich dir das? Wie geht's? Erinnerst du dich? – Ja, ich erinnere mich. Aber es war schon beim ersten Mal so, als würde ich mich erinnern. – Als würde man nach Hause kommen, sagte Ana.

Ihr Gesicht, das vorhin noch ein wenig zu glatt gewirkt hatte, gewann an Charakter. Ihre Haut hatte einen Glanz wie mattes Elfenbein gemischt mit ein wenig Heiligenschein. Da waren Ansätze von Falten auf ihrer Nase, wahrscheinlich weil sich ihre Haut dort beim Lachen leicht kräuselte, ihre Schläfen waren nicht so eben, wie sie vorhin noch gewirkt hatten. Ich wusste, dass ich mir das nicht einbildete, ich konnte besser sehen als vorhin, doch das würde sich schon in kurzer Zeit ändern.

Anas Brustwarzen waren hart, sie trug tatsächlich keinen BH, doch ich wusste auch, dass Sex bald ebenso widersinnig erscheinen würde wie jede andere zielgerichtete Handlung.

Wir spazierten gemächlich durch den Wald, mein Zeitgefühl und meine Orientierung verließen mich, während ich von Samuels Klarträumen erzählte, von Celia und ihrem Auftauchen in unser beider Träume. Bald schon merkte ich, dass meine Zunge zu langsam wurde für meine Gedanken. Ich brach ab, mitten im Satz wahrscheinlich.

Ana sah mich an und lachte. Sie lachte mich nicht aus, das war mir klar. Es war ein Witz, das Klarträumen, das Erzählenwollen, das Reden, das Zuhören, die Forschung, die Ehe, der Sex, die Kinder, die Sehnsucht, die Suche, die DZ, Europa, die Schweiz, das Alter, der Tod. Es war alles ein Witz, ein großer kosmischer Witz, und wir blieben stehen und lachten, dass uns die Tränen kamen und wir alles nur noch verschwommen sahen.

Nun stand nichts mehr still, wo man auch hinsah, überall war Bewegung. Alle Interpretationen schienen aufgehört zu haben, die Dinge waren nur, was sie waren, ohne Namen, ohne Bedeutung, ohne Zusammenhang. Die Dinge waren leer und hohl. Sie waren nur Wellen. Die Fragen fielen weg und das Lachen kam. Nichts stand still, alles stand still.

Wir spazierten weiter, staunten über Bäume, Sträucher, über die Rinde, über Äste und über Steine. Es war, als hätte jemand einen Farberimer über dem Wald ausgekippt, und jede Farbe hatte eine eigene Geschichte zu erzählen. So viele Farben, so viele Geschichten, so viel zu sehen, so wenig zu denken. Ab und zu lief ein Schauer durch meinen Körper oder ich atmete befreit ein und aus, verlieh dem Wort seufzen neue Bedeutungen.

Ana setzte sich einfach an den Wegrand und ich setzte mich daneben. Schweigen. Schweigen und versinken, versinken, bis ein Kichern kam, das wachsen wollte. Der große Witz des Universum bewegte uns so, dass es wie Lachen klang.

Das Lachen glitt durch Raum und Zeit, löste beides auf, und als es langsam verebbte kamen wieder Gedanken, wurden an Land gespült.

Was, wenn Elodie (*Anm.: Ziggys Ehefrau*) etwas ahnte? Was, wenn sie und Ana in Wirklichkeit unter einer Decke steckten? Ana erschien mir vielleicht deswegen so intelligent, weil sie über mich informiert worden war. Weil sie in Kontakt mit Elodie stand. Wenn ich über João einen Detektiv engagieren konnte, ohne dass Elodie das mitbekam, wieso sollte sie nicht jemanden wie Ana auf mich ansetzen, um mich in Versuchung zu führen? Sah Ana nicht viel zu brav aus für jemanden, der Drogen nahm? Warum hatte sie ihre Bluse ausgezogen? Woher hatte sie das wmk bekommen? War es wirklich wmk oder nur ein weiterer Köder?

– Schau mich nicht so an, sagte Ana, es gibt keinen Grund für Yalsol (*Anm.: In der DZ die Bezeichnung für einen Bewusstseinszustand paranoider Einsamkeit*).

– Yalsol? Warum sprach sie Slang? Sie wollte mich ausschließen.

– Paranoia. Gedankenschleifen. Sie hob die Hand und fuhr mir über die Wange. Hatte sie vorhin nur gespielt, dass sie das Schloss des Fahrrads nicht sofort zubekam? Hatte sie die Pappe nicht genommen und war noch nüchtern? Und ihre Pupillen? Ich konnte sie nicht mehr klar erkennen, sie schienen sich zu weiten und dann wieder enger zu werden. Woher wusste sie, dass ich Paranoia hatte? Ich hatte nichts gesagt.

Grauen packte mich. Grauen. Warum sprach sie im Jargon der DZ? War sie eine Art Agentin? Hatte sie etwas mit Damian zu tun?

Ich zog meinen Kopf zurück, stand auf und ging ein paar Schritte rückwärts. Das Grauen.

– Du willst mich reinlegen, sagte ich. Das hier ist eine Falle.

In welche Richtung musste ich, um aus dem Wald zu kommen?

– Ziggy, sagte Ana. Ihre Stimme war sanft und weich, sie wollte mich einlullen. – Ziggy, ich habe versprochen, auf dich aufzupassen.

Wir sind auf LSD. Es ist alles okay. Sie stand auf und kam auf mich zu. Sie fasste meinen Oberarm. Ihr Gesicht veränderte sich, sie wurde älter und jünger, dann noch viel älter, sie sah aus wie eine Hexe. Daher kamen auch die Falten auf ihrer Nase, sie hatte dort in einem anderen Leben einen Höcker gehabt, einen Hexenhöcker.

– Ziggy, hör mir zu, hör auf meine Stimme. Schließ die Augen, achte nicht auf die Muster hinter den Lidern, achte auf deine Atmung, atme ein, langsam, gleichmäßig, dann aus, langsam, gleichmäßig, ein und aus, ein und aus.

Sie zog die Wörter in die Länge, als wollte sie sich über mich lustig machen.

– Wir haben zusammen gelacht, gerade eben noch. Bleib hier. Lass uns diesen Trip genießen. Es ist alles okay. Wir sind im Wald.

Ihre Hand löste sich jetzt erst von meinem Arm und sie trat drei Schritte zurück, ich öffnete die Augen. Nur eine Droge, sagte ich mir, nur eine Droge, Ana ist schon lange vor mir bei Edit gewesen. Oder? Das ist kein Hinterhalt. Oder?

Ana ließ ihre Tasche fallen. – Schau, sagte sie und breitete die Arme aus, ich stehe nackt vor dir, du brauchst keine Angst zu haben. Ich habe nichts zu verbergen. Ich tue dir nichts.

Sie war nackt? Wann hatte sie sich ausgezogen? War sie nackt? Ihre Schamhaare bewegten sich, schienen miteinander zu sprechen, einen

Plan auszuhecken. Ich drehte mich um und lief los.

Fiktive Drogen – „wmk“ (DZ, S. 19-29)

Damian und Zoë starten in der DZ Selbstversuche mit der neuen Droge „wmk“. Die Versuche offenbaren eine fantastische Wirkung.

Damian

– Was ist es? – Angeblich etwas Tryptamin-ähnliches, was immer das heißen mag. – Und du weißt nicht, weshalb dieser Deckard es dir gegeben hat? – Er möchte es außerhalb der DZ verbreitet wissen.

Vielleicht weil er hier keine Zulassung dafür bekommen kann. Oder weil sie kein Geld in eine Untersuchung stecken möchten.

– Du weißt nicht, wer es wo synthetisiert hat. – Nein.

Zoë sah mich an. – Wir werden es also zuerst selber testen?

Ich nickte.

Du hast schon abgewogen. Das war keine Frage. Wir nahmen beide jeweils 50 µg wmk. Unsere Feinwaage war ein teures Modell, doch unter einem Milligramm wog sie auch nicht zuverlässig, ich hatte deshalb 2 mg wmk in 100 ml Wasser gelöst und das Wasser dann entsprechend dosiert. Ich glaubte kaum, dass diese Dosis aktiv sein würde, aber Albert Hofmann hatte auch nicht geglaubt, dass 250 µg LSD so viel Veränderung hervorrufen könnten.

Es war einige Jahre her, dass ich das letzte Mal eine Substanz genommen hatte, von deren Wirkung ich nur eine sehr ungenaue Vorstellung hatte. Ich freute mich.

Nach drei Stunden legten wir nochmal 100 µg nach, ohne dass etwas passierte.

Wir beschlossen, erst in drei Tagen den nächsten Versuch zu starten, um eine Akkumulation des Wirkstoffs im Körper auszuschließen, drei drogenfreie Tage, um auch mögliche Wechselwirkungen zu vermeiden. [...]

Den nächsten Versuch starteten wir mit 300 µg und zumindest Zoë näherte sich einer Plus Eins auf der Shulgin-Skala. Sie hatte die Schwellendosis überschritten, konnte bestimmen, wann die Wirkung einsetzte, doch den Charakter der Droge nicht erfassen. Die Wahrnehmungsveränderungen waren zu subtil, um sie genau zu beschreiben.

Der Versuch mit 500 µg führte auch bei mir zu einer Wirkung, die Farben, Gerüche und Geräusche wurden intensiver, meine Gedan-

kenwelt schien sich auch zu verändern, aber in einer noch nicht richtig fassbaren Weise. Ich konnte genau wie Zoë die Wirkung der Droge noch ignorieren und zielgerichtet handeln, wenn ich wollte. Eine Plus Zwei auf der Skala nach Shulgin. wmk schien ein unspektakuläres Psychedelikum zu sein, ich konnte kein besonderes Potential erahnen.

Das offenbarte sich erst am achten März bei einer Dosis von 1,7 mg. Diese Erfahrung bescherte uns eine Plus Drei, die Wirkung der Droge zu ignorieren wird unmöglich, ihr voller Charakter wird erfasst und man ist der Erfahrung vollkommen ausgeliefert, ob man möchte oder nicht.

Es war ein Samstag und wir nahmen das wmk schon morgens nach dem Kaffee. Eine Stunde später, gegen zehn Uhr, war bereits deutlich, dass etwas passieren würde, Farben wurden kräftiger, in den Augenwinkeln schienen sich Gegenstände zu bewegen und eine innere Aufgeregtheit machte sich breit. Zoë ging auf die Toilette, während ich auf den Kissen saß und in mich hineinhorchte. Ich wollte etwas tun, aber ich wusste nicht was. Aufstehen, Musik auflegen, etwas essen, möglicherweise musste ich auch aufs Klo, aber das fühlte sich häufig so an, wenn der Körper gerade auf Reizüberflutung gepolt wurde.

Als Zoë aus dem Bad kam, wurde mir bewusst, dass mein Zeitgefühl mich langsam verließ. Ich wusste nicht, wie lange sie weg gewesen war, doch ihre Pupillen waren nun geweitet. Die sonst leicht hängenden Lider, die sie aussehen ließen, als wäre sie ständig bekifft, waren gehoben, die Augen wirkten riesig und auch ihre Mundwinkel bewegten sich nach oben. Ich sah auf die Uhr, viertel nach zehn.

– Das wird heftig, sagte Zoë. – Kann sein, sagte ich. Wie fühlst du dich? – Hm, eher LSD als DPT. Eine freundliche Substanz, die ihren Charakter noch nicht entfaltet hat, ich bin noch halbwegs klar im Kopf.

– Ich auch. Zoë stellte die Anlage an und legte *Breakology* auf, ein Album, das wir schon unzählige Male gehört hatten. Ich konnte nicht sagen, ob die Bilder, die sich sofort in meinem Kopf entfalteten, Erinnerungen an frühere Trips waren oder vom wmk verursacht wurden. Es sah auch nur so aus, als würden die Wände anfangen zu atmen, vielleicht weil ich diese Art der visuellen Wahrnehmungsveränderung von dieser Art Drogen gewöhnt war. Es sah nur so aus, als würden sich tryptamintypische Muster auf alle Gegenstände legen, möglicherweise waren das bloß Erinnerungen. Die Wahrnehmung der Proportionen verschob sich, Zoës Gliedmaßen kamen mir abnormal groß vor, als würden sie kaum in das Zimmer pas-

sen, während sich das Zimmer gleichzeitig in die Länge zu ziehen schien, als würde man eine Stunde brauchen, um es zu durchschreiten. Obwohl sich die Aufregung noch nicht in Euphorie verwandelt hatte, versprach es ein schöner Tag zu werden.

– Ich möchte ein Eis, sagte Zoë. Ich reagierte nicht. Wir verstanden einander auch, wenn wir sonst gar nichts mehr verstanden. Es mochten vier Minuten vergangen sein, ein Song, aber es fühlte sich mindestens wie eine halbe Stunde an.

– Ich möchte immer noch ein Eis, sagte Zoë.

Als ich aufstand, schien der Holzboden abzuheben. Das war nichts Besonderes, aber auf einmal waren da alle diese Wörter für Holz in meinem Kopf, in allen Sprachen, in denen ich es kannte. Holz, wood, madera, tahta, bois, jhoeu, bpàa mái, und mir war, als könnte ich das Wort auch in allen anderen Sprachen. Ich lächelte über diese offensichtliche Fehlleistung, doch während wir die Treppe hinuntergingen, schien das Gleiche mit dem Wort Treppe zu passieren. Sobald wir draußen waren, vergaß ich das Ganze wieder.

In der DZ zu wohnen ist nicht nur ein Vorteil wegen der Verfügbarkeit von Drogen, sondern auch wegen ihrer Akzeptanz und der damit einhergehenden Ruhe. Drogen können paranoid machen, unruhig und unsicher, manchmal gehört es zu ihrer Wirkung einfach dazu, aber Halluzinogene machen draußen auch deswegen paranoid, weil Menschen wissen, dass sie sich seltsam verhalten, dass sie nicht angemessen reagieren können, dass sie sich in der Illegalität bewegen.

In der DZ schaut dich niemand komisch an, wenn du beim Anblick eines Mülleimers in Gelächter ausbrichst, minutenlang fasziniert die Rinde eines Baums betrachtest, idiotisch grinsend und mit Pupillen groß wie Kuchentellern als Antwort auf die Frage, wie es geht, nur unzusammenhängende Wörter erwidern kannst, bevor du in ein Gelächter ausbrichst, das dir die Tränen in die Augen treibt.

Der Verkäufer am Kiosk schaut dich nicht befremdet an, wenn du verständnislos die Münzen in deiner Hand betrachtest, die ihre Bedeutung verlieren, aber an Farbe zu gewinnen scheinen. Doch Nhean kannte uns gut, er grinste und wünschte uns noch einen schönen Tag.

Zunächst nahm ich die Sprechblase wahr, in der diese Wörter auftauchten: Schönen Tag euch noch. Wie in einem Comic, die Blase verblasste noch vor den Wörtern, die einige Momente in der Luft hingen. Nhean lächelte, ich nickte ihm zu, Åkhun, sagte ich und wir wandten uns ab. Nach einigen Schritten bemerkte ich, wie Zoë

die bedruckte Verpackung ihres Eises anstarrte, die Augen nun noch größer, die Lippen leicht geöffnet, die Innenseiten leuchteten fleischfarben. Die schief stehenden Schneidezähne schienen sich aufeinander zuzubewegen.

Sie schüttelte die Packung aus, als wolle sie Kondenswasser abschlagen, doch es fielen Buchstaben auf den Boden. Zoë sah mich an. Ich nickte.

– Buchstaben fallen auf den Boden, sagte ich. Sie schloss die Augen, und als sie sie wieder öffnete, sagte sie: – Schmerzgrenze.

Zunächst glaubte ich, sie wollte sagen, dass es ihr zu viel wurde, aber dann sah ich das Wort in der Luft schweben. Schmerz und Grenze trennten sich und kamen wieder zusammen, während sie langsam zu Boden schwebten, trennten sich, kamen zusammen, trennten sich, kamen zusammen, immer wieder, bis sie auf dem Asphalt waren und dort verblassten.

– *If you can't make words fuck, don't masturbate them*, zitierte ich Henry Miller und wir lachten los.

Wir lachten ohne Worte, aber mit einer Heiterkeit, die kommt, wenn Fragen wegfallen, wenn Drogen einen Raum ohne Konflikte öffnen.

– In den Park, sagte ich und Zoë nickte, packte ihr Eis aus, und als sie es zur Hälfte gegessen hatte, waren wir im Park, doch es schien uns, als würden wir rückwärts durch Jahrhunderte gehen.

Wir setzten uns unter einem Baum ins Gras, Zoë gab mir ihr Eis, und einen Moment lang dachte ich, es wäre ein Wörterbuch. Wörterbuch, woher kommt denn nun dieser Gedanke? Weil das Eis Hitze in Abkühlung übersetzte? Ich gab einem natürlich erscheinenden Bedürfnis zu lachen nach, das lange andauerte. Zoë stimmte ein, und als wir Tränen in den Augen hatten und das Lachen verebbte, leckte ich an dem Eis und musste wieder an ein Wörterbuch denken. Kalt, kühl, eisig, schattig, erfrischend, süß, Pistazie, nussig, geröstet, all diese Begriffe waren an meiner Zunge und ich schluckte sie hinunter. Die Welt schien aus Wörtern zu bestehen.

Einige Meter weiter saß eine Gruppe jugendlicher und redete, Laute kamen aus ihren Mündern und ich konnte sehen, was sie sagten, Buchstaben und Wörter schwebten auf die Wiese herunter.

– Man braucht nichts zu machen, sagte Zoë, die Wörter bespringen sich.

Ich legte den Kopf in den Nacken und rief: – Schreiben.

Präpositionen und Präfixe kamen, um das Verb zu begatten, an, auf, zu, unter, ab, durch, be, um, verstürzten sich auf das Wort, es wur-

den lauter neue Verben gezeugt, die durcheinanderwirbelten, dann sagte Zoë:

– Schreien. Die Vorsilben glitten geil in seine Richtung, um auch dieses Wort zu befruchten. Alles wirbelte vor unseren Augen durcheinander, immer neue Wörter und Kombinationen entstanden, ohne dass wir etwas gesagt hätten. Miss klebte sich an brauchen, Stand trennte sich von vor, los wollte ans Ende von Gewalt und gemeinsam suchten sie nach einem weiteren Partner. Es war, als würde man einer Orgie beiwohnen, ich konnte bald schon keine einzelnen Wörter mehr erkennen, Buchstaben, Silben, Wörter und Sätze wirbelten durcheinander, bildeten immer neue Kombinationen. Ich sah Zoë an. Sie nickte.

– Wir sind Zeugen der Schöpfung der Sprache, sagte sie.

Vielleicht dachte sie es auch nur und ich verstand. Ich selbst konnte nicht mehr sprechen oder auch nur einen Gedanken fassen. Fragen tauchten in meinem Kopf auf und verschwanden wieder, doch ich vergaß sie nicht, holte sie immer wieder in den Vordergrund, weil mich trotz aller Heiterkeit und Euphorie die Antworten interessierten.

War das wirklich sexuelle Erregung? Oder fühlte es sich nur innerlich so an? Ich langte in meinen Schritt und ertastete eine Erektion, doch es fühlte sich weder so an, als sei das wirklich meine Hand, noch als sei es mein Schwanz. Ich konnte diesen Körper bewegen, weil ich es gewohnt war, aber nicht, weil ich ihn gerade bewohnte. Er fühlte sich leer an, als würde nur durch mich hindurchgelebt, als sei er nur eine Hülle, und als ich einen Windhauch spürte, schien diese Empfindung sich zu bestätigen, die Luft durch meinen Körper hindurchzuströmen.

Dann beanspruchten die kopulierenden Wörter wieder meine gesamte Aufmerksamkeit und ich vergaß die zweite Frage für eine lange Zeit und spannte.

Am Rand dieses wogenden Sexmeeres tauchten zusammengesetzte Wörter auf, Doppelzimmer, Drachenzauber, Dachziegel, Dauerzoff, Dunkelziffer, Denkkettel, Drogenzone, Dunstzirkel, Dunkelzimmer, es kam mir vor, als würde jemand fallen, doch ehe ich darauf kam, wer oder was das sein könnte, trennten sich die Wörter und ich sah Zeitdruck, Zolldaten, Zentralduden, ein wackeliges Wort, das wie eine Missgeburt aussah und schnell verschwand. Zählen schwebte eine Weile in einer Wolke aus Ziffern, bis er kam und aus zählen erzählen wurde, der Wunsch, den Wörtern Gewicht zu geben.

Das Tempo der Veränderung war immens, kaum ein Wort oder Sinn war festzuhalten. So viele Eindrücke, so wenig Gedächtnis. Mit rie-

sigen Augen saßen wir da und starrten auf die Wörter dieser Jugendlichen, die das zwar bemerkten, aber uns wohl für Touristen hielten, die gerade ihren ersten Trip erlebten. Sie lächelten und winkten uns zu, doch das wirbelte die Wörter nur noch mehr durcheinander.

Die zweite Frage, die wichtigere. Ich drehte den Kopf und suchte nach anderen Menschen. An einen Banyanbaum gelehnt saßen zwei Asiatinnen nebeneinander und aßen Reiskuchen, während sie sich unterhielten. Es kamen Wörter aus ihren Mündern, allerdings waren es keine lateinischen Buchstaben, ob es Khmer, Thai, Tham oder Hân Nôm war, konnte ich nicht sofort erkennen, doch ich verstand die Wörter. Alle. Nicht so, wie man in einem Traum fremde Sprachen versteht, sondern auf eine andere Art. Als wäre da ein Verständnis, das weit über die Wörter hinausgeht und auf das Wort zurückwirkt. Als würde man das große Bild sehen und dann erst die Pinselstriche verstehen. Ich verstand, was sie sprachen, und ich erkannte die Tonhöhen der Vokale, obwohl mir das sonst kaum möglich war. Also sprachen sie nicht Khmer. Mir leuchtete ein, warum eine Sprache so beschaffen war und welche Melodie diese Ausdrucksweise mit sich brachte. Als die beiden eine Pause machten und die Wörter zur Ruhe kamen, konnte ich auch sehen, dass es sich bei der Schrift um Tham handelte.

Zoë war meinem Blick gefolgt. Die Tränen in ihren Augenwinkeln rührten nicht nur daher, dass wir kaum blinzelten, sondern entsprangen auch der Freude darüber, die beiden Frauen zu verstehen, die aus der Vorstadt ins Deli-Viertel kamen, um ihren in Bambusrohren gebackenen Reiskuchen zu verkaufen.

Hinterher haben wir nachgerechnet, dass wir vier oder fünf Stunden dort gegessen haben mussten. Wir sahen den Wörtern beim Sex zu, und wenn in der Nähe nicht gesprochen wurde, sahen wir in den Himmel, in die Äste der Bäume, betrachteten einzelne Grashalme oder Steinchen, alles Gruppen von Wörtern auf engem Raum.

Schließlich sahen wir beide eine rötliche Wolke zu Boden schweben, und aus dieser Wolke materialisierte sich ein Mädchen. Sie mochte etwa acht Jahre alt sein, hatte glatte schwarze Haare in einem straffen Pferdeschwanz, war barfuß, trug eine altmodische rote Kittelschürze über einer grünen Hose. Um ihren Hals hatte sie eine Kette aus Miniatur-Menschenschädeln. Sie hob die rechte Hand, so dass die Handfläche zu uns zeigte, und dann streckte sie uns die Zunge raus.

Die Sprache verschwand. Nicht nur draußen, sondern auch in unseren Köpfen.

Fiktive Drogen – „Metaphorizin“ (DZ, S. 285-292)

Nach dem Tod von Damian und vor ihrer Abreise nach Europa nimmt Zoë in einem Frauenkreis an einer rituellen Sitzung mit „Metaphorizin“ teil. Die Substanz führt in eine Welt endloser Metaphern.

Zoë

Es war mein Abschiedskreis. Ich hatte mich nie bewusst dafür entschieden, einem reinen Frauenkreis beizutreten. Die Nutzlosen Nonnen waren für mich dagewesen, als ich Hilfe brauchte, und ich war über all die Jahre bei ihnen geblieben, auch wenn von den Frauen, die mir damals ein Zuhause und einen Halt geboten hatten, keine mehr dabei war.

Die Energie im Raum war nicht ausgeglichen, nie, zu viel Yin, auch wenn die Energie dieses Kreises bei der Aufnahme Yang war. Beim Initiationsritual sperrte man die Neue in einen stockdunklen Raum, nachdem sie einer Gefährtin gefolgt war. Sie wurde mit Eiswasser überschüttet, an den Haaren gezogen, angeschrien, bespuckt, mit Besenstielen und Füßen traktiert, man bewarf sie mit lebenden Reptilien, und bevor die Spinnen und Kakerlaken in den Raum geworfen wurden, ging der große Scheinwerfer an, der alles in gleißendes Licht tauchte, so dass man zunächst die Augen schloss und beim Öffnen nicht wusste, ob die Tiere real waren oder nicht. Das Horrortripzimmer im Synaesthesia war ein Spaziergang dagegen und niemand hatte damals Rücksicht auf mich genommen, weil ich noch so jung gewesen war.

Ich hatte keine Angst gehabt, ich hatte den Frauen vertraut, allen acht, die damals dabei gewesen waren.

Nach der Initiation waren sie wieder so, wie ich sie kannte, empfangen und aufnehmen, geben und schenken, weich und natürlich. Sie redeten von weiblichen Elementen, von der großen Vagina, die die Welt und die Mythen geboren hatte, von der heiligen Schwesternschaft der Nutzlosen Nonnen.

Wenn wir vollzählig waren, waren wir mittlerweile siebenundzwanzig Frauen, aber wahrscheinlich ahnte keine, dass ich am längsten dabei war. Als ich mit Damian zusammengekommen war, war ich über ein Jahr nicht bei den Kreisen gewesen, und später, als wir zusammen zu viele Upper konsumiert hatten, hatte ich auch nicht an den 14-tägigen Zusammenkünften teilgenommen.

Ich war den Nutzlosen Nonnen verbunden, wie oft hatte ich von links Lapalabra erhalten

und mit diesem Stock in der Hand, der mir das Wort erteilte, mein Lied angestimmt. Das, welches Mutter mir als mein Lied beigebracht hatte, das, was sie gehört hatte, als sie schwanger mit mir gewesen war. Wenn alle in mein Lied einstimmten, dann erzeugten wir eine Kraft, die mich lange Zeit trug. Sie griff mir nicht unter die Arme, sie pustete mich hoch, als sei ich eine Feder, die sich jemand nur ausgedacht hatte. Wenn wir mein Lied sangen, waren wir eins, wenn wir andere Lieder sangen, waren wir auch eins. Vielleicht hätten wir mit einem oder mehreren Männern in unserer Mitte nicht diese Energie emporsteigen lassen können. Vielleicht aber doch. [...]

Lilith rief die Gefährtin des heutigen Abends an und begann aus dem Kessel in der Mitte mit einer Kelle Flüssigkeit in unsere Tassen zu geben. Obwohl wir offiziell alle gleichberechtigt waren, gebärdete sie sich immer als Mutter des Kreises. Die Gefährtin des Abends war Metaphorizin, verkündete Lilith, ich hatte noch nie davon gehört und nahm an, es wäre eine dieser neuen Drogen aus Europa. Doch dann ergriff Celia Lapalabra und hatte das Wort. Sie musste die ganze Zeit neben Lilith gesessen haben und ich hatte sie in diesem Halbdunkel nicht bemerkt. Ein Kind in unserer Mitte.

– Liebe Nutzlose Nonnen, sagte Celia und hörte sich nicht an wie ein Kind, sondern wie eine junge Frau. Liebe Schwestern, Lilith hat mir erlaubt, diese Nacht mit euch zu verbringen. Mit euch und mit Metaphorizin. Sie ist eine Gefährtin, die nicht aus den hierarchischen Strukturen der Labore der DZ stammt, sondern ihren Ursprung in einer Zeit hat, als die ganze Welt noch als Gefährte verstanden wurde. Die Welt als Droge ist keine Metapher, sondern nur eine Tautologie. Das wollen wir heute Abend alle gemeinsam erfahren. Ich wünsche uns allen eine gute Reise.

Moema, eine der jüngsten unter uns, stand auf und hob die Hand, das Zeichen, dass sie um Lapalabra bat. Celia reichte ihr den reich verzierten Stock.

– Sie ist noch ein Kind, was macht sie hier?, fragte Moema.

Sie war bei dem Zweig der Native American Church gewesen, der in die DZ ausgewandert war. Sie musste selbst noch fast ein Kind gewesen sein, als sie an ihren ersten Sitzungen teilgenommen hatte, doch sie war aus ihrer Kirche ausgetreten, weil ihr Peyote nicht Gefährtin genug war.

Es gab auch Nutzlose Nonnen, die der Santo Daime-Kirche angehört hatten. All diese religiösen Vereinigungen, die mit Gefährten arbeiteten, hatten Zweige in der DZ, wie Der Tempel des wahren inneren Lichts, der DPT als

Sakrament hatte. Doch auch alte religiöse Kulte waren wiederbelebt worden, die heiligen Pilze, das Fleisch der Götter, wurden von ihrem späteren christlichen Bezug befreit und in eine erstaunlich rigide Lehre gepresst. Die Nutzlosen Nonnen verstanden sich als offen gegenüber allen Glaubensrichtungen. Doch wären wir wirklich offen gewesen, hätten wir auch Männer und Kinder zugelassen.

Celia hob jetzt nicht die Hand, um Lapalabra zu bekommen und zu protestieren. Sie hob die Kittelschürze, klemmte sie sich unters Kinn, knöpfte sich die Hose auf und zog sie so weit hinunter, dass dichtes, schwarzes Schamhaar sichtbar wurde. Dann bog sie den Oberkörper zurück, zog die Hose noch weiter herunter und präsentierte uns eine Vagina, die nicht die eines Kindes war. Dazu erklang ein Lachen, dass die Schädel ihrer Kette aneinanderklackern ließ und aus einem Körper zu kommen schien, der einen weit größeren Resonanzraum haben musste als den dieses Mädchens. Als sie sich wieder gerade hinstellte, sah sie mich direkt an und lächelte, als würde sich mich erkennen. Dann schlug sie den Blick nieder, während sie sich zuknöpfte.

Nach einem kurzen Gebet hoben wir unsere Tassen an die Stirn, bevor wir sie an die Lippen führten. Ich trank etwa die Hälfte der Flüssigkeit, die nach Stevia schmeckte, jemand hatte den Geschmack des Metaphorizins kaschieren wollen.

Wismut bat um Lapalabra und begann dann mit ihrer alten, brüchigen, aber melodischen Stimme zu singen. Bald stimmten wir mit ein und wir sangen ein Lied, dessen Worte wir nicht verstanden. Als nächstes bekam Joleen Lapalabra, sie erzählte einen Witz, in dem ein Europäer, ein Afrikaner und ein Känguru in einem Fahrstuhl sind. Fahrstuhl, die Metapher wurde lebendig, ich sah einen Aufzug, der die Form eines Stuhls annahm. Das war die Wirkung der Gefährtin?

Ich hörte nicht zu, sondern dachte an Stuhlbein. Ich sah einen Stuhl mit Beinen. Ich dachte an Gehirnwäsche. Ich schmunzelte über das Hirn in dem Waschtrog, während viele über die Pointe des Witzes lachten, die ich nun verpasst hatte. Bildschirm, Lautsprecher, Kabelsalat, Glühbirne, Flaschenhals, Handschuh, Tonleiter, Ohrring, Schneebesen, kaputtflachen, Flussbett, tote Metaphern kamen mir in den Sinn, doch sie wurden alle sogleich lebendig, als hätten sie sich nicht abgenutzt, als würde ich sie zum ersten Mal hören. Ich freute mich über die Bilder, die sie in meinem Kopf malten. Ich trank auch noch den Rest aus meiner Tasse, während Juli Lapalabra ergriff.

– Zur Krönung des Abends, der noch sehr stürmisch werden könnte, sollten wir vielleicht noch einen Witz reißen, sagte sie und ich sah sie bewundernd an. Sie war schon einen Schritt weiter. Nein, sie saß am gleichen Platz und ich war erheitert.

Jede noch so verblasste Metapher wurde lebendig, als wäre alles nur Poesie, als wäre jedes Wort, das wir sprachen, nicht durch die Mündler von Millionen abgenutzt worden.

– Dieser Abend wird einen schweren Eindruck hinterlassen, sagte Juli. Ihr seid doch derselben Ansicht, oder?

Eindruck, Ansicht, die Sprache zauberte, doch wir hatten uns längst an ihre Wunder gewöhnt. Die Wirkung der Gefährtin nahm zu. Ich sah Celia an. Wieso erschien sie auf wmk? Metaphorizin und wmk veränderten die Wahrnehmung von Sprache, aber auf völlig unterschiedliche Art und Weise. Würden die Nachwirkungen von Metaphorizin ähnlich schwerwiegend sein? Wie konnte ich mit Celia sprechen? Ich starrte sie an, und obwohl sie meinen Blick spüren musste, wendete sie nicht den Kopf in meine Richtung. Vielleicht sollte ich die Hand heben, wenn ich Lapalabra hatte, konnte ich Fragen stellen, anstatt zu singen.

Doch ich stand auf, um auf die Toilette zu gehen, mein Körperempfinden war unbeeinträchtigt vom Metaphorizin, ich konnte zielgerichtet handeln und meine Gedankenwelt schien auf den ersten Blick unverändert. Auf den ersten Blick.

Als ich die Tür öffnete, um den Raum zu verlassen, verstand ich auf einmal, dass Tür auch nur eine Metapher war. Eine Metapher für eine Verbindung zwischen zwei Räumen.

Die Toilette hatte ein Fenster und ich konnte die Umrisse des Banyanbaums auf dem Hof sehen. Baum. Auch nur eine Metapher. Eine Metapher für Holz. Eine Metapher für Erleuchtung. Buddha unter dem Bodhibaum. Eine Metapher für den Wohnsitz übernatürlicher Wesen. Wohnsitz. Ich war begeistert von den Wörtern in meinem Kopf.

Jede Pflanze war eine Metapher. Eine Metapher für Leben. Eine Metapher dafür, dass die Kraft der Sonne umgewandelt wurde. Eine Metapher dafür, dass für uns gesorgt wurde.

Nachdem ich fertig war, hockte ich noch eine Weile dort, fasziniert von der Sprache. Mir war dunkel bewusst, dass ich mich auf der Shulgjin-Skala einer Plus Drei näherte. Die Natur der Gefährtin war mehr als offensichtlich und es war nicht mehr möglich, ihre Wirkung zu ignorieren. Sie hatte Besitz von mir ergriffen.

Als ich aufstand, Wasser in das Hock-Klo schüttete, hatte ich die Worte verlassen, anders war es kaum zu beschreiben.

Alles, was ich sah, war eine Metapher, unabhängig davon, ob ich es sprachlich benannte. Ich ging durch eine Welt, die nur aus Metaphern bestand, aus Übertragungen und Platzhaltern. Als ich wieder auf meinem Kissen saß, sah ich auf die Tasse, aus der ich vorhin noch getrunken hatte, sie war eine Metapher für den Transport von Flüssigkeiten. Nichts, was ich jetzt noch sah, war nur das, was es war, sondern alles wies über sich hinaus und es waren viel zu viele Gedanken gleichzeitig in meinem Kopf, zu viele Erkenntnisse und Verbindungen. Ich wusste, ich würde nicht mehr sprechen können, wenn ich es versuchte, weil die Sprache jetzt nicht mehr mithalten konnte mit der Geschwindigkeit der Gedanken, die sich auf mehrere Spuren verteilten.

Ich sah Celia an. Sie musste auch eine Metapher sein. Die Nutzlosen Nonnen waren eine Metapher für vieles, aber in erster Linie eine für die Sehnsucht nach dem Unendlichen, eine Sehnsucht nach Perfektion, nach Einheit, nach Halt, eine Metapher für das Gefühl des Mangels. Aber auch eine Metapher für Schwesternschaft. Die auch nur eine Metapher war. Eine Metapher für Wesen wie uns.

Die Götter hatten uns nur erfunden, um eine Metapher zu schaffen, für ein Geschöpf, das sich nie zu Hause fühlte, das immer glaubte, es gäbe noch etwas, das man dem Leben hinzufügen konnte. Ein aberwitziges Gelächter erfasste mich. Erfasste mich und schüttelte mich durch. Dann sah ich wieder zu Celia. Ich musste doch sehen können, wofür sie stand. Für Sprache? Für Gesang? Für die Lebendigkeit der Träume? Für die Existenz einer anderen Welt? Für das Weibliche? Für das Ende des Lebens? Die Auslöschung des Universums? Für dessen Entstehung?

Warum war mir sonst alles so klar, warum begriff ich all die Metaphern um mich herum, aber wenn ich Celia ansah, tauchten nur Fragen auf?

Die Welt als Droge ist keine Metapher, sondern eine Tautologie.

Als ich wieder Sätze formulieren konnte, war Celia nicht mehr unter uns.

Literatur

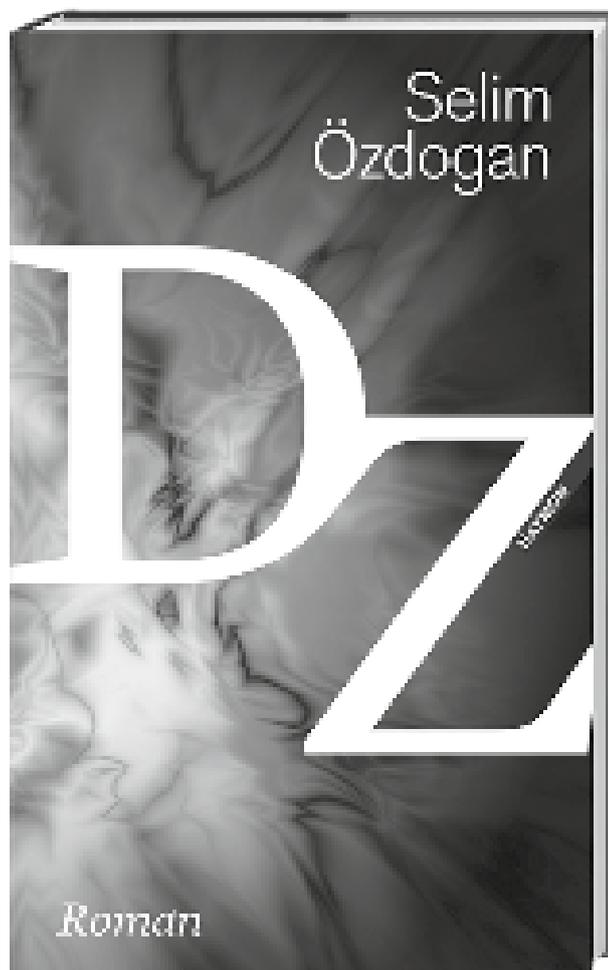
- Ödzogan, S. (2013). *DZ*. Roman. München: Haymon.
- Lughofer, J. G. (Hrsg.) (2015). *Literaturdiskurs Drogen*. Symposium. Universität Ljubljana.
- Metzinger, Th. (2014). *Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik*. (erw. und aktual. Ausgabe; erste deutschsprachige Auflage 2009) München: Piper.
- Schuchter, V. (2014). Bunter Drogentrip in die Poesie. *Die Furche*, 09.01.2014.
- Tauss, M. (2014). „Literatur ist eine Droge“. Gespräch mit Selim Özdoğan. *Die Furche*, 06.11.2014.



Dr. Martin Tauss

Autor und Journalist
Leiter des Ressorts „Wissenschaft“
bei der österreichischen Wochenzeitung
„Die Furche“.
mtauss@kabelplus.at

Selim Özdogan: DZ



Selim Özdogan erzählt von der schönen neuen Drogenwelt des Internets, der Suche nach dem Glück und brüchigen Utopien. Er nimmt seine Leser mit auf eine atemberaubende Reise, die hinter unsere Horizonte führt.

Zwei Geschwister, zwei Welten: Um seiner Mutter ihren letzten Wunsch zu erfüllen, macht sich Ziggy auf die Suche nach seinem Bruder Damian. Vor Jahren hat Damian Europa mit seinen strikten Gesetzen und Überwachungssystemen verlassen und eine Heimat in der DZ gefunden, einem Land, das unter der tropischen Sonne Südostasiens ein Leben in Freiheit und grenzenlosen Zugang zu Drogen verspricht. Während Ziggy in eine Welt von Chatrooms und Onlinecommunities einer modernen Drogenszene eintaucht, um dort eine Spur von Damian zu finden, stößt sein Bruder in der DZ auf eine neuartige Substanz, die den Geist für ungekannte Wahrnehmungen und Einsichten öffnet. Rasch erkennt Damian die Macht und die Gefährlichkeit der Substanz und beschließt, in den Untergrund abzutauchen.

»Özdogan ist ein versierter und stilsicherer Erzähler. [...] Seine sprachlichen Bilder sind stimmig und tief. Da versteht einer sein Handwerk. Özdogan schafft das seltene Kunstwerk, Form und Inhalt so zu verbinden, dass sie sich gegenseitig befruchten.«

Die Furche, Veronika Schuchter

Selim Özdogan: DZ

Roman

384 Seiten, fest gebunden mit Schutzumschlag

€ 22.90, ISBN 978-3-7099-7084-3

Haymon Verlag

auch als E-Book erhältlich

Foto: Tim Bruening



Der Bär im Kaninchenfell. Textauszug

Thomas Antonic & Janne Ratia

Das Interview Elfter Teil

Ich öffne meine Augen, sehr langsam
bäng! Grelles Tageslicht sticht durch die Glas-
front. Ich sehe mich um und entdecke den Kell-
ner, der gerade den Boden feucht aufwischt.
Gut. Ich bin mir sicher, dass dieser Boden gerei-
nigt werden musste, nach der Session vom letz-
ten Abend. Verkatert, monströs. Ich würde ger-
ne ein Bad nehmen, aber ich denke, das ist hier
nicht möglich. Immerhin gibt es eine Toilette.

S. H.: „Hey, wo ist T. R.?“

Der Kellner zeigt mit seinen Fingern zur
Decke.

S. H.: „Ja, okay, was? Decke? Oben am
Dach?“

Dann erinnere ich mich an den Gang und
die Treppen nach oben hinter der Bar.

S. H.: „Okay.“

Aber zuerst: Toilette.

Aaaahhh.... Mir ist schwindelig.

Lori lori lori.

Ich spüre noch immer den Alkohol in mei-
nem Kopf, in meinem Mund, in meiner Haut.

Ich bin Alkoholiker. Na und?

Ich lehne mich an die Wand und lasse mein
Wasser ab. Das Gesicht im Spiegel sieht nicht
aus wie meines. Ich verlasse die Toilette und
gehe langsam die Treppe rauf. Oben ist eine
Art Falltür. Licht dringt aus den Ritzen. Ich öff-
ne die Falltür. Wow! Sonnenschein Nummer
Zwei fährt mir ins Gesicht wie mit einer Million
Volt. Jeeeesus, ist das hell! Mein Kopf erscheint
am Dach. Jemand berührt meine Beine. Ich sen-
ke meinen Kopf und sehe eine Hand, die mir
Sonnenbrillen entgegenstreckt. Danke. Ich set-
ze sie auf und gehe raus aufs Dach. T. R. sitzt an
einem Tisch, neben ihm ein leerer Stuhl. Er hat
eine Art Morgenmantel an.

T. R.: „Hiya, Cowboy!! Hey, schau dir das
Wetter an!! Plus/minus null und die Sonne
scheint mit höchster Strahlkraft. Man kann das
Wetter hier in British Columbia einfach nicht
voraussehen! Deswegen liebe ich die Gegend
so sehr. Es ist einfach großartig! Heute Son-



nenschein, morgen Blizzard, Lawine. Das ist pure Natur! Was immer sie uns bringt, es ist die Wahrheit. Es ist alles!“

Buchcover
Der Bär im Kaninchenfell

S. H.: „Yeah, okay, ebenfalls guten Morgen.“

T. R.: „Setz dich, trink ein Glas Champagner.“

S. H.: „Wow, ziemlich warm hier.“

T. R.: „Wie ich gesagt habe.“

S. H.: „Was ist letzte Nacht passiert, um genau zu sein?“

T. R.: „Naja, du bist irgendwann umgefallen. Ich glaube, du warst ziemlich müde. Ich weiß, wie sich das anfühlt, Kumpel, ich kenne es aus eigener Erfahrung. Weißt du, du schleppst einfach zu viel mit dir herum, zu viel Gewicht lastet auf deinen Schultern. Du bist die ganze Zeit müde. Es ist an der Zeit, dass du einfach ein paar Dinge loslässt. Kannst du mir folgen? Hey, Mister? Kannst du mir folgen?“

S. H.: „Ja, ja ... sorry, ich bin nur ...“

T. R.: „Ja, ich weiß, müde. Ich denke, heute ist Zeit, um auszuspannen ... Kein Interview heute. Nur Spaß und Drinks, ja?“

S. H.: „Ja, aber, das klingt gut, aber hör mal, ich hab eigentlich noch überhaupt nichts aus dir rausbekommen. Gestern ist das Interview völlig versandet, und jetzt bin ich extrem verkaterter, und ich muss das irgendwie schaffen. Es ist mein Job, und ich brauche dieses Interview ... Ich hab eine Familie zu ernähren. Und scheiße. Weißt du, was ich meine? Ich brauche das unbedingt! Und ... wir haben nicht ewig Zeit dafür. Übermorgen muss ich am Flughafen sein und zurückfliegen und meinem Boss irgendwas auf den Tisch legen.“

T. R.: „Scheiß auf Bosse. Scheiß auf die Bosse in ihrer Scheißwelt!! Scheiß einen riesigen Haufen auf sie! Was du brauchst, ist Ruhe und Zeit für dich selbst. Scheiß auf die verfluchten Bosse. Wer zum Teufel sind sie denn? Wer zum scheißverdammten Teufel sind SIE????????“

T. R. steht auf und schleudert einen Schneeball, den er gemacht hat, während wir uns unterhielten, an einen Baum, der etwa dreißig Meter entfernt von uns ist. Der Aufprall ist so hart und laut, dass er fast ein Echo erzeugt.

Und er schreit dabei: „SCHEISS AUF DIE VERFLUCHTEN BOSSE DIESER WELT!!!!!!!!!!“

Das Interview Zwölfter Teil

T. R. geht zurück zu seinem Stuhl, setzt sich, leert sein Glas Champagner.

T. R.: „Hast du jemals von einer Frau geträumt, Saul? Ich meine nicht von irgendeiner Frau, sondern von der Liebe deines Lebens, die, die du verloren hast. Hast du?“

S. H.: „Hm..... Manchmal. Aber ich hab keine Zeit für so was. Ich kann mir diesen Luxus nicht leisten. Ernsthaft. Und ich kann mir schon

vorstellen, was du als nächstes sagen wirst. Dass ich ein riesengroßer Schlappschwanz bin, ein Lulu. Und ich akzeptiere es. Und weißt du was? Mir gefällt das sogar. Ich will mein Leben einfach halten. Weißt du, nicht jeder auf dieser Erde ist dazu bestimmt, ein Held zu sein und ein Weltreisender und ein Rockstar und, und ein wirklich cooler Dude. Nicht jeder, nicht ich. Ich will am Abend nach Hause kommen zu meiner Frau, gemeinsam abendessen, die Kinder laufen herum, ich spiele mit ihnen, dann sehen wir etwas fern. Was ist so schlecht daran? Ich arbeite jeden Tag wie ein Pferd für meine Familie, und es bereitet mir Vergnügen, ein Mann zu sein, der seine Familie ernährt, sie beschützt und so Zeug eben. Ich bin ein Familiemensch, du bist ein Rockstar.“

T. R. steht auf und beginnt zu tanzen und wild in die Hände zu klatschen.

T. R.: „Jiiiiiiiiiiiiihaaaaaa!!!!!! Saul, du bist geheilt, der Dämon hat dich vollständig verlassen!!!! Du bist mein Heeeeeld, ahahahahhahah.“

T. R. tanzt zur Falltür und hebt sie. Er schreit ein paar Sätze sehr laut nach unten, und wenn mich nicht alles täuscht, auf Finnisch. Er kommt zurück zum Tisch und füllt die Gläser voll. Die Falltür öffnet sich, und der Kellner steigt auf das Dach und bringt ein Gewehr und zwei Schachteln Patronen, die er T. R. reicht.

T. R.: „Weißt du, was das ist?“

S. H.: „Ein Gewehr.“

T. R.: „Nein, das ist eine originale Winchester First Model .44 WCF s/n 7043 mfg, 1873, Schwergewicht, mit gezogenem Lauf und vernickelter Ladeeinrichtung. Henry McCarty hat so eine zum Jagen verwendet, wenn er hier in der Gegend unterwegs war. Um zu überleben, hier in der Wildnis. Damals war das hier völlige Wildnis. Es gab kein Counterbalance Café, wenn du weißt, was ich meine.“

S. H.: „Was ist mit Henry passiert?“

T. R.: „Naja, die Natur hat gesiegt am Ende. Er starb am selben Fleck, an dem meine Hütte steht. Und aus diesem Grund gibt es dort die Hütte. Ich hab sein Grab dort gefunden. Und es war meine Pflicht, ihm zu Ehren diese Hütte zu errichten. Dem alten Bastard hätte das gefallen.“

S. H.: „Von wem redest du da eigentlich? Wer war dieser Henry?“

T. R.: „Billy the Kid, William H.“

S. H.: „????????????? Was?? Im Ernst? Jeder weiß doch, dass Billy the Kid von seinem ‚Freund‘ Pat Garrett erschossen wurde. Und jeder weiß, dass das in New Mexico passiert ist, richtig?“

T. R.: „Weißt du das wirklich, Saul? Weißt du das?“

während er sich in rasendem Tempo entfernt. Ich eile ihm nach und versuche, das Tempo zu halten und ihm nachzukommen. Ich kann Ski fahren, doch es ist schon Jahre her. Aber das ist wie Fahrrad fahren. T. R. ist etwa fünfzig Meter vor mir und verschwindet hinter einem kleinen Hügel. „Woooooooooooooooooooooooooooooaaaaaa aaaa aaaaa aa!! ahhahhahahahaha-hahahaha!“ Ich bin auf der Hügelkuppe, T. R. ist gestürzt und sieht aus wie ein Bär in seinem Fellmantel, und er lacht irre.

T. R.: „Komm schon!!!!“

Ich glaube, dass ich ein besserer Schifahrer als T. R. bin. Ich fahre den Hügel runter und helfe dem Mann auf. T. R. sieht wie neugeboren aus. So ein Lächeln habe ich noch nie gesehen.

T. R.: „Das ist das Leben, Saul. Schau dich um. Siehst du irgendeinen Verkehr?“

Das Interview Vierundvierzigster Teil

T. R. schüttelt den Schnee von seinen Schultern und fährt weiter. Ich folge ihm. Die Landschaft sieht fast so aus, als ob hier noch nie jemand zuvor gewesen ist, wie eine unbewohnte Insel. Als ob wir die zwei einzigen Menschen auf der Welt seien. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Mein Geist bewegt sich auf ein Glücksgefühl zu, ein völliges Freiheitsgefühl ist in mir, wie die Beringstraße mit absolut ruhigem Gewässer – was etwa einmal im Jahr vorkommt. Habe ich schon erwähnt, dass die Sonne hell scheint, zu hell? Hahahahah. Es wird mir fast zu warm in meinem Fellmantel, wenn so etwas überhaupt möglich ist. Die Ski unter mir fühlen sich besser und besser an, je länger wir laufen. Kurze Abhänge, kurze Anstiege. T. R. sieht sehr konzentriert aus, obwohl ich sein Gesicht nicht sehe. Die Körpersprache spricht. Ich weiß nicht, wohin wir fahren, und es ist mir auch egal. Ich denke, ich vertraue diesem Bastard. Ich darf ihn jetzt Bastard nennen. Völlige Freiheit. T. R. beginnt zu singen „These boots are made for skiing, that’s just what they’ll do, one of these days these boots are gonna ski-ii over you, doo doo doo doo“ „This fur hat is made for me, and one of these days this fur hat’s gonna ... is gonna ... is gonna“ T. R. bleibt stehen, und ich fahre ihm fast hinein.

T. R.: „Gewöhnlich würde ich sagen unter einer Stunde. Aber hier, in der Wildnis, muss man etwas nachdenken, wenn man nicht draufgehen will. Also werden wir jetzt noch eine Stunde Ski laufen und dann eine Rast einlegen und etwas essen.“

S. H.: „... aha ... aha ... okay ... klingt gut.“

T. R.: „Weißt du, was James Douglas Jac Holzman gefragt hat, bevor sie mit den Aufnahmen von *Waiting for the Sun* begonnen haben, nachdem Jac gesagt hat: ›Hey, bleib cool, wir beginnen erst mit den Aufnahmen‹, denn James hat ins Mikrofon geschrien und geschrien, als ob die Welt gerade untergehen würde.“

S. H.: „..... huuuu (schwitzt) nein weiß ich nicht.“

T. R.: „Warum nicht?“

Das Interview Achtundachtzigster Teil

Schi fahren ... Schi fahren ... Schiiiiii fahren.
Bäume ... große ... Bäume ... riesige Bäume ...
Schi fahren ... Schi fahren ... Schi fahren ...
Schiiiiiiiiiiiiiiiiii fahren ...
Bäumebäumebäumebäumebäumebäume
bäumebäume.

T. R. fährt plötzlich rasant, und um ehrlich zu sein, habe ich alle Mühe, ihm zu folgen.

T. R.: „Komm schon, Saul, noch ein paar Kilometer, dann ist es Zeit für eine Pause!!!“

S. H.: „Okaaaaaaaaay!!!!“

Ich denke an ein kaltes Bier, ich denke an eine nette kleine Lounge, ich denke an die Dinge, die ich nicht gemacht habe in meinem Leben, als ich die Chance dazu gehabt hätte, sie zu verwirklichen. In jungen Jahren. Habe ich etwas verpasst? Was habe ich verpasst? Was habe ich verloren? Ich denke ... viel. Vielleicht, wer weiß. Vielleicht die Chance, die mir Mr. McKing gegeben hat, der Boss des *Rock to Rock*-Magazins, als er mir anbot, eine Story über die Underground Rock-Szene von Neuseeland zu schreiben. Ein sechsmonatiger Trip wäre das gewesen, aber ich sagte nein. Meine Frau war damals schwanger, im achten Monat. Und ich wollte das nicht verpassen, die Geburt meines ersten Kindes. Ach, verdamm! Ich hätte mein Leben komplett ändern können! Während des Ersten Weltkrieges, oder auch während des Zweiten Weltkrieges, gingen Männer von zu Hause weg und gingen an die Front und blieben dort ... Jahre! Und als sie zurückkamen, hatten sie einen Sohn, vielleicht Zwillinge, Jack und Joe, haha. „Naja, ich hab ihnen ja irgendeinen Namen geben müssen, Herr Soldat“, sagte da die Frau, und der Sarkasmus war nicht zu überhören. Also ... heutzutage verhält es sich anders. Bäume, Bäume, Bäume, mein Geist wandert. Ich werde allmählich völlig nüchtern und schwitze alles raus vom Schifahren Scheiße ähm ...

T. R. bleibt stehen.

T. R.: „Es wird bald finster. Bleiben wir hier ein paar Minuten stehen und fahren dann wei-

ter. Ich mach jetzt keinen Scherz, Saul. Wenn es finster ist, wird's um einiges schwieriger, voranzukommen. Okay, lass uns hier campen, und würdest du, mein Freund, so nett sein, etwas Brennholz zu sammeln, damit wir FLATCAT-BONFIREEEEEEEEEEEEEEEEEEE machen können!!!!!!!!!!!! ahahahahahahahahahahaha hahahahahahaha.....!!!!!!!!!!!!

Wir schnallen die Schier ab, und T. R. setzt sich auf seinen Mantel. Unter uns ist sicher ein Meter Schnee, aber er hält ziemlich gut wegen der Sonne. Ich tapse herum, mache den Untergrund fester mit meinen Schuhen und lege meinen Rucksack ab. Das Brennholzsammeln ist ziemlich einfach. Vor einer Woche hat es hier einen ziemlichen Sturm gegeben, und die Äste und Zweige liegen hier einfach herum. Ich werde dem Mann zeigen, aus welchem Holz ich geschnitzt bin Ich werde in den nächsten zehn Minuten ein Feuer beisammen haben haha. Ja.

T. R. schläft auf der Stelle ein und schnarcht.

Feuer ja, das ist ein Feuer. Ich bin wirklich ein Bergfuchs, und ich bin stolz auf mich. Aaaah ... Endlich Ruhe und Frieden ... Zumindest für zwei Stunden ist es still und friedvoll. Das Feuer knistert angenehm. Dann wacht T. R. wieder auf.

T. R.: „Hey, hallo ... Nettes Feuer. Gut. Du bist ein guter Soldat. Lass uns etwas Koskenkorva trinken. Er ist im Rucksack.“

Ich öffne den Rucksack, und da sind ... eine ... zwei, drei ... vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun Flaschen Kos-ken-kor-va ... Booze. Scheiße, überhaupt nichts zu essen. Ich werfe T. R. eine Flasche hinüber, er dreht den Verschluss auf und macht ein paar kräftige Schlucke. Dann wirft er mir die Flasche zurück.

T. R.: „Aaaaaaaahhhhhh, das ist das LEBEN! Hier in der Wildnis, keine Grenzen, kein Nichts, nur Leben, das ganze Leben. Nimm einen kräftigen Schluck, mein Freund. Du wirst dich danach wie ein Star fühlen.“

Also nehme ich einen Schluck, und er schmeckt verdammt gut, so gut, dass ... dass ... aaaahh, das ist das LEBEN! Ha! Der Mann übt einen ziemlich starken Einfluss auf mich aus. Ich werde direkt high von ihm, obwohl ich wirklich zugeben muss, dass dieser mysteriöse Mister wirklich weit über dem gewöhnlichen Leben steht. Aber hey, der Mann ist eine lebende Legende, und wer will nicht legendär sein? Ich werde ihm nun diese Frage stellen!!!! Und ich nehme vorher noch einen guten, großen Schluck aus der Flasche ... Ahhh, es schmeckt wie Leben, Freiheit, oder vielleicht wirkt es einfach so schnell, dass ich schon wieder betrunken werde. Das ist das LEBEN, der Mann hat mich nicht verschaukelt dieses Mal.



Finnische Spirituose, die der Protagonist des Romans, Thomas A. J. Ratia, beinahe ununterbrochen konsumiert

Das Interview Achtundneunzigster Teil

T. R. trinkt einen nach dem anderen, er ist schon bei seiner zweiten Flasche ... aaah. Das Zeug schmeckt verdammt gut. T. R. singt irgendwas, das ich nicht kenne, und es ist mir egal. Ich bin voll wie eine Strandhaubitze. Ich weiß wirklich nicht, wie lange wir schon hier sitzen und trinken und das Feuer anstarren. Vielleicht eine halbe Stunde. Vielleicht fünf Stunden. T. R.s Gesang ist in eine Art Murmeln übergegangen, und es hört sich an wie ein zweihundertjähriger Tom Waits. Und dann ist es plötzlich still, nur das Knacken des brennenden Holzes. Es wird langsam dunkel, aber sehr schnell. Der Satz hat jetzt keinen Sinn ergeben, aber hey, ich bin besoffen! T. R. beginnt wieder zu schnarchen. Ich trinke die zweite Flasche aus und stehe auf. Wow, und dann falle ich auf meinen Rücken zurück in den Schnee. Ich stehe wieder auf und gehe ganz nah zu T. R. hin.

S. H.: „HEY! hey. Hey hick! Hey, Mann! Vielleicht sollten wir weiter du hast irgendwas gesagt dass das ein gefährlicher Ort ist, oder so was hick wenn es dunkel wird ... hick. Hey!!!! Hey!!!! HEY sag etwas“

T. R.: „..... uhhhh Ich hab geschwindelt. Das ist ein ziemlich guter Flecken, um einfach zu schlafen.“

S. H.: „Hey, ernsthaft, es wird sehr schnell finster, und dann werden wir kein Brennholz mehr finden und ich bin ziemlich dunkel, ich meine betrunken.“

T. R.: „..... uhhhh Du bist eine finstere Gestalt, Howl Judson..... 'kay. Ich stehe auf. Aber zuerst reichst du mir die Flasche.“

Ich torkle zurück und werfe ihm eine Flasche Koskenkorva zu. Ich glaube, ich habe ihn am Kopf getroffen.

T. R.: „Autsch! Jesus, besten Dank.“

T. R. öffnet die Flasche und nimmt einen kräftigen Schluck. Dann steht er auf wie ein Jüngling. Jeeesus, wie viel Schnaps kann der Mann trinken! Das Feuer ist beinahe erloschen, und ich sehe jetzt nur noch die Silhouette von T. R. Er klaubt einen Ast vom Boden auf, nimmt seinen Schal vom Hals, wickelt ihn um den Ast, schüttet etwas Koskenkorva auf den Schal und hält ihn über das Feuer.

SWUUUUUUUUUSCH!!!!

T. R.: „Hahaaaaaa, jetzt siehst du besser.“

Der ganze Wald ist auf einmal wieder da.

T. R.: „Okay, Mister, gehen wir. Nimm dein Zeug. Aber lass die Schier hier.“

T. R. marschiert los, und ich folge ihm. Seine „Fackel“ erhellt sehr nett und sehr schaurig den Wald. Die Schatten der Bäume sind ... nun ja, sehr gruselig, wenn man nicht schon völlig hinüber ist. Ich gehe direkt neben T. R.s Fußstapfen, oder beinahe. Wir sind etwa fünf Minuten gegangen, und plötzlich steht direkt vor uns eine kleine Hütte. Was? Wir waren so nahe???????

S. H.: „Was? Das ist deine berühmte Hütte? Wir waren so nahe?“

T. R.: „Yes. WILLKOMMEN! Saul, willkommen.“

Hier ist der Ort, an dem Billy the fucking Kid starb könnt ihr euch das vorstellen?

Die Hütte sieht tatsächlich so aus, als ob jemand da drinnen gestorben wäre. Sie ist alt und verwahrlost. Sie sieht nicht wie die Hütte aus, in der T. R. lebt. Oder vielleicht sieht sie exakt so aus, jetzt, wo ich den Mann etwas näher kenne.

T. R. sperrt die Tür auf, und wir treten ein. Er zündet eine Petroleumlampe an, und der ganze Raum bekommt ein Gesicht. Der einzige Raum, vermute ich. Es sieht sehr unordentlich aus, chaotisch. Wie ein Hotelzimmer, das von Gangstern verwüstet worden ist, die nach irgendetwas suchten. Ihr wisst schon. T. R. hält eine Flasche Koskenkorva in seinen Händen und sieht nun ein wenig betrunken aus – nicht, dass ich das gut beurteilen könnte. Er reicht mir die Flasche.

T. R.: „Hier. Ich gehe die Sauna heizen. Fühl dich wie zu Hause.“

Ich lasse mich aufs Sofa fallen, aufs einzige und sehr kleine Sofa. Ich spüre irgendwas unter mir, aber ich bin zu müde um noch einmal aufzustehen. Im Raum ist es noch immer ziemlich schummrig, aber ich kann genug erkennen: Berge von Zetteln überall, Zeitungen, leere Koskenkorva-Flaschen, leere Rotweinflaschen, Bücher, Tonnen von Büchern, jede Wand ist bedeckt mit Büchern, als ob sie eine Tapete wären. Der Raum riecht nach Rauch, Zigaretten und Holz, altem Holz. Ich nehme einen großen Schluck aus der Flasche und schließe meine Augen.

Das Interview Neunundneunzigster Teil

Ich schlafe tief und fest. Schlaf. Schlaf.

BÄNG!

Ich öffne meine Augen. T. R. steht in der Tür.

T. R.: „Komm schon, Mann. Sauna ist fertig!“

S. H.: „Uhhhh. Wie spät ist es?“

T. R.: „Was meinst du damit? Es ist Zeit, in die Sauna zu gehen! Ha ... du bist ein lustiges Kerlchen.“

Ich schaue nach unten und sehe, dass ich eine leere Flasche Koskenkorva in meinen Händen halte. Ich stelle sie auf den Boden und gehe auf T. R. zu. Er sieht jetzt wieder völlig nüchtern aus. Ich meinerseits fühle mich ganz und gar nicht nüchtern. Aber ich bin nicht mehr so betrunken. Vielleicht habe ich ein paar Stunden geschlafen. Vielleicht träume ich das alles bloß. T. R. beginnt sich auszuziehen.

T. R.: „Komm schon, gehen wir.“

Ich folge ihm nach draußen. T. R. ist bereits nackt. Wir gehen hinter die Hütte, und da steht noch eine kleinere Hütte. Nett. Rauch steigt aus dem Kamin, und aus dem kleinen Fenster scheint etwas Licht. Ich war schon ein paar Mal in meinem Leben in der Sauna und habe es immer genossen. Aber nicht so wie jetzt. Nicht mit T. R. Ich denke, niemand hat bisher so eine besondere Sauna erlebt. Vielleicht ist er gar kein menschliches Wesen. Viele „vielleicht“ in meinen Gedanken. Wir gehen rein. Eine warme Luft heißt uns willkommen. T. R. geht schon hinein, während ich mich noch im Umkleideraum ausziehe. Dann gehe ich auch in die Sauna. Woaaaaa ... Eine sehr angenehme, geschmeidige Wärme nimmt meinen Körper als Geisel. Großer Gott, fühlt sich das gut an. T. R. liegt ganz oben, ich setze mich auf die andere Seite. Er fasst mit einer Hand in einen Eimer und wirft mir eine eiskalte Flasche Koskenkorva rüber.

T. R.: „Lass uns trinken.“

Das Interview Hundertster Teil

T. R. wirft einen Schöpfer voll Wasser auf die Steine. Eine heiße Dampf Wolke steigt auf bis zur Decke. Von dort verschwindet sie und umhüllt uns wie in einem heißen, feuchten Lapdance. Die Sauna hat gesprochen. Ich lege mich hin und nehme einen kräftigen Schluck eiskalten Koskenkorva, und es fühlt sich verdammt gut an. Aaaaah, ich bin im Himmel. Oder in der Hölle.

T. R.: „Ich bin ein Mann. Was soll ich sagen. Ich fühle mich besser, wenn ich allein bin, wenn diese ganzen verschissenen Volltrottel dieser Welt nicht um mich sind. Es ist angenehm, allein zu sein. Ich muss mich nicht ständig erklären, rechtfertigen. Ich bin ein besserer Mensch, wenn ich allein bin. Der ganze Scheißdreck, der da draußen tagtäglich passiert, ist wie Krieg. Und ich bin auf der Verliererseite, die ganze Zeit, und das geht mir am meisten auf den Wecker. Gut, aber meine Zeit läuft sowieso bald ab. Ich habe alle meine Karten bereits verbraucht. Ich hab sie alle eingesetzt. Ich habe meine Karten auf den Tisch gelegt, zum letzten Mal. Es ist Zeit für ein letztes Tänzchen. Ich kann sagen, dass ich der Welt nichts anderes mehr zu sagen habe als: FUCK YOU! Aber wie ich bereits sagte: Es ist Zeit, weiterzuziehen. Kurzer Prozess. Elliot Ness. Elliot. Elli. Was ist geschehen mit mir? Ich armer Tropf. Bin ich zu weit gegangen? Habe ich den Bogen überspannt? Habe ich alles zum Blühen gebracht und bin dann fortgegangen, nur um die Kacke am Dampfen zu sehen? Weit weg. Ja, das habe ich alles gemacht. Ich hab alles gemacht, Mann, alles was nur möglich war. Alles. Und jetzt liege ich in meiner Sauna, dicht, mit dir. Aber ich habe alles gemacht. Ich hab es geschafft. Ich hab nicht einen Stein auf dem anderen gelassen. Die Leute haben begonnen, mich zu hassen, weil ich gelebt habe. Und sie nicht. Verfluchte Arschlöcher. Ist das meine Schuld? Bin ich ein Botenjunge? Ein Kurier? Sehe ich wie einer aus? Sehe ich aus wie ein Hund? Fuck!! Ich bin jetzt ziemlich wütend, und was mich am meisten wütend macht, ist, dass ich diese dummen und banalen Gedanken in meiner EIGENEN Sauna denke. Fuck! Gut, ich hab meine schwachen Momente, aber ich kann dir versichern, dass das nicht wieder vorkommt. Was wurde aus den Kegelbahnen und aus den billigen Mexikanern? Wo sind sie hin? Was ist mit Billy aus Appalooza geschehen und seiner stillen Frau? Wo sind sie hin? Was ist aus den roten Nächten in Moskau geworden? Wo sind sie hin? Was ist aus dem Morgen in Berlin geworden, mit seinem Drall und einem Gewehrlauf aus Jazzmusik? Wo ist er hin?

Was ist aus der Frau in Paris geworden, die sich als Mann entpuppt hat? Wo ist sie hin? Was ist aus dem berühmten Kafka-Kugelschreiber in meinem Etui, das ich nicht habe, geworden? Wo ist er hin? Was ist aus Charles Bukowski in meinem Song geworden, und wer hat ihn verstanden? Wo ist er hin? Was ist aus dem Rauch geworden, der sich in Luft aufgelöst hat? Wo ist er hin? Jetzt hab ich dich erwischt. Hahahahaha. Schläfst du? Hey! Schläfst du? Hahah! Du schläfst! Ich hab noch einen auf Lager: Warum müssen sich Mädels beim Pissen hinsetzen? Hä ...? Weißt du's? Na, Saul? Okay, ich sag's dir“ (die Stimme wird leiser und verschwimmt allmählich).

Das Interview Hundertunderster Teil

Ich öffne meine Augen. Ich bin in einer Sauna. Aber diesmal erinnere ich mich, was passiert ist: T. R. redete und redete, wie ein Verrückter, aber ich bin eingeschlafen. Ich bin durstig wie ein einbeiniger Esel bei einem Trinkwettbewerb. Scheiße. Ich setze mich auf. Am Boden liegen einige leere Flaschen Koskenkorva. Das Sonnenlicht blitzt durch das kleine Fenster. Ich stehe auf und gehe in den Umkleideraum. Ich ziehe mich an. Ich öffne die Tür nach draußen. Es ist hell. Vögel singen. Ein Hase joggt zwischen den Bäumen. Ich atme die frische Luft ein. Ich fühle mich überhaupt nicht verkateret. Ich bin bloß durstig. Ich gehe zur Hütte, öffne die Tür. Die Hütte ist völlig leer. Da ist absolut nichts drinnen. Nur eine Flasche Koskenkorva, die in der Mitte des Raumes auf dem Holzboden steht. Ich gehe hin und hebe sie auf. Darunter finde ich einen Zettel. Es ist eine Nachricht:

Mein lieber S,
Ich habe Dir eine aufbehalten
Ich bin schon lange weg
Deine Mitfahrgelegenheit findest Du
draußen
T. R.

Ich gehe nach draußen. Ich stehe auf der winzigen Veranda. Vor mir ist ein Teppich, ein roter, persischer Teppich. Er schwebt etwa einen halben Meter über dem Boden. Warum überrascht mich das nicht? Ein fliegender Teppich.

Ich blicke in den Himmel. Er ist strahlend blau. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern. Ich schalte mein Diktiergerät ein:

Tsirr, tsirr
tsirr
tsirr

Das Autorenduo
Janne Ratia (links) und
Thomas Antonic (rechts)
im Gespräch über
ihren Roman *Der Bär im
Kaninchenfell* auf der
Buchmesse BUCH WIEN
(2013)



tsirp

tsirp

tsirp

tsirp

.....

Die Band
William S. Burroughs Hurts,
der Antonic (rechts) und
Ratia (links) angehören, bei
einem Konzert anlässlich
der Buchpräsentation im
Wiener Lokal *phil*



Biografie

Thomas Antonic, geb. 1980, Dr. phil., lebt und arbeitet als Kulturwissenschaftler und Kunstschaffender (Literatur, Musik, Film etc.) in Wien. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, Herausgeber der Werke Joe Bergers und von Texten aus dem Nachlass Wolfgang Bauers (*Der Geist von San Francisco*, 2011).

Janne Ratia, geb. 1976, lebt und arbeitet als Künstler, Musiker, Autor und Teilzeit-Weih-

nachtsmann in der finnischen Kleinstadt Nokia. Zahlreiche Auftritte und Ausstellungen in Finnland, Österreich, Deutschland, Tschechien, USA etc., Mitbegründer mehrerer Kunstprojekte in Finnland.

Antonic und Ratia gründeten 2009 das paneuropäische Künstlerkollektiv *THE SORRY* (früher: *William S. Burroughs Hurts*), das in so gut wie sämtlichen künstlerischen Sparten aktiv ist. Veröffentlichungen (Auswahl): *Flat Cat Bonfire* (CD, 2011), *Limits of Control* (CD, 2013), *Schmutziges Wasser* (Film, 2011), *The Death of Mr. Krusovice* (Film, 2013), *Vivizack Excerpts* (Text, 2012). Performances in ganz Europa und in den USA. www.wsb-hurts.com

Nach dem ersten gemeinsamen Roman des Duos *Der Bär im Kaninchenfell* (2013) erschien der Thriller *JOE 9/11* (2014).

Buchinfo

Der Rockstar Thomas A. J. Ratia wurde über Nacht berühmt und versucht seither, den Status der „lebenden Legende“ wieder los zu werden. In seiner Autobiografie schreibt er über seine etwas problematische Freundschaft mit dem Regisseur David Lynch, über Begegnungen mit Whitney Houston, seine Reisen rund um den Erdball und die Arbeit als Musiker.

Der Journalist Saul Hudson, der Ratia in einem abgelegenen Café zum Interview trifft, erzählt ebenfalls vom Leben des Stars. Im Laufe der Zeit tauchen jedoch immer mehr Widersprüche auf...

Thomas Antonic & Janne Ratia:
**Der Bär im Kaninchenfell. Das unmögliche
Leben des Thomas A. J. Ratia.**
Mit Zeichnungen von Tina Raffel.
Gebunden, mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
Roman. 2013, Edition Atelier
160 Seiten, 12,5 x 20,5 cm
ISBN 978-3-902498-84-7 – 16,95 Euro
E-Book: ISBN 978-3-903005-50-1 – 9,99 Euro

Bundestag beschließt Verkaufsverbot für E-Zigaretten und E-Shishas

Berlin – E-Zigaretten und E-Shishas dürfen in Deutschland künftig nicht mehr an Kinder und Jugendliche verkauft werden. Der Bundestag verabschiedete am Donnerstagabend einen Gesetzentwurf, mit dem das bereits bestehende Abgabe- und Konsumverbot für Tabakwaren auf elektronische Zigaretten und elektronische Shishas ausgedehnt wird. Das Verbot gilt auch für den Versandhandel.

E-Zigaretten und E-Shishas simulieren praktisch das Rauchen, ohne Tabak zu verbrennen. Dabei werden Flüssigkeiten, sogenannte Liquids, verdampft. Der entstehende Nebel wird inhaliert. Dabei gibt es verschiedene Geschmacksrichtungen; die Produkte

können nikotinhaltig oder nikotinfrei sein.

Im Jugendschutzgesetz war bislang nur ein Verbot von Tabakwaren geregelt, E-Zigaretten und E-Shishas fielen nicht darunter. Bundesernährungsminister Christian Schmidt (CSU) nannte das beschlossene Abgabeverbot einen „Meilenstein für gesundheitlichen Verbraucherschutz“. „E-Zigaretten und E-Shishas – egal ob mit oder ohne Nikotin – haben in den Händen von Kindern und Jugendlichen nichts zu suchen“, erklärte Schmidt. Rauchen sei nicht harmlos, auch wenn es nach Kaugummi schmecke oder nach Melone rieche.

„Auch nikotinfreie E-Zigaretten und E-Shishas schaden der Gesundheit von Kindern und Jugendlichen“, erklär-

te die Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesfamilienministerium, Caren Marks (SPD). Zudem bestehe die Gefahr, dass die vermeintlich harmlosen nikotinfreie E-Zigaretten dazu verleiten, auf nikotinhaltige Zigaretten umzusteigen.

Die Bundesregierung hatte das Verkaufsverbot mit den Gesundheitsrisiken des Sucht- und Nervengiftes Nikotin begründet, das auch beim Konsum von elektrischen Zigaretten und Shishas mit der Nikotinlösung eingeatmet werde. Aber auch der Konsum von nikotinfreien elektronischen Zigaretten und Shishas sei gesundheitsgefährdend, da beim Verdampfen Stoffe entstünden, die als möglicherweise krebsauslösend gelten. 

Shisha-Bars: Beschäftigte leiden unter Folgen des Passivrauchens

Tabakrauch bleibt Tabakrauch, auch wenn er über eine Wasserpfeife aufgenommen wird. In Shisha-Bars und -Lounges ist die Umgebungsluft oft erheblich mit Schadstoffen belastet, wie die Untersuchung von Angestellten zeigt, die jetzt in Tobacco Control (2016; doi:10.1136/tobaccocontrol-2015-052505) veröffentlicht wurde.

In den USA ist das Rauchen in geschlossenen Räumen nur an ausgewählten Orten gestattet. In den wenigen Raucher-Clubs gelten strenge Auflagen für die Luftqualität. Die etwa 140 Shisha-Bars und -Lounges sind davon ausgenommen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Angestellten dort keiner Passivrauch-Exposition ausgesetzt sind, deretwegen die Gesetze zur Luftreinhaltung geschaffen wurden. Das

Gegenteil ist der Fall, wie eine Untersuchung von zehn Angestellten zeigt, die ein Team um Terry Gordon durchgeführt hat.

Das Forscherteam hat die Konzentration von Feinstaub (PM 2,5), Rußpartikeln (BC 2,5), Kohlenmonoxid und Nikotin in den Shisha-Bars gemessen. Die Belastung variierte, sie war aber proportional zu der Zahl der Shisha-Raucher. Hinzu kam, dass viele Bars eng und schlecht belüftet waren. Dies hatte Auswirkung auf die Luftqualität, die die Forscher einmal zu Beginn und dann nach der Tagesschicht der Angestellten bestimmten.

Am Ende des Arbeitstages war die Kohlenmonoxid-Konzentration in der Ausatemluft deutlich angestiegen. Zwei Angestellte hatten eine Konzentration von mehr als 90 ppm, laut Gordon

vergleichbar mit der Konzentration im Atem eines starken Tabakrauchers. Die Blutuntersuchungen ergaben, dass die passive Rauchexposition Auswirkungen auf den Körper hat.

Die Konzentration verschiedener Interleukine (IL-1b, IL-6, IL-8I), von Interferon Gamma und dem Tumornekrosefaktor war am Ende der Schicht signifikant erhöht. Die Marker zeigen eine erhöhte Entzündungsbereitschaft des Körpers an, die langfristig die Entwicklung von Krebs oder Herz-Kreislaufkrankungen fördern könnte, befürchtet Gordon. Passivrauchen ist laut den Toxikologen in den USA die dritthäufigste vermeidbare Todesursache mit jährlich 3.000 Todesfällen an Lungenkrebs und 35.000 Todesfällen an Herzerkrankungen. 

Drogenhandel

Das Ende der Prohibition

Allmählich wird klar, dass der Krieg gegen die Drogen mehr Probleme schafft, als er löst. Immer mehr Staaten legalisieren Cannabis, die Lateinamerikaner fordern auch die Entkriminalisierung des Kokains.

In der westlichen Welt ist die Kritik der Prohibition im Wesentlichen abgeschlossen, und diese Kritik ist die Voraussetzung dafür, dass die Gesetze sich ändern. Kein vernünftiger Mensch, der sich mit dem Problem der illegalen Drogen beschäftigt hat (und nicht andersgerichtete kommerzielle oder ideologische Interessen verfolgt), bestreitet die Richtigkeit der folgenden Aussagen:

- dass das Verbot von Cannabis, Kokain, Heroin die Grundlage ist für die Macht jener Verbrecherkartelle, die Produktion und Handel kontrollieren, ihre Interessen mit unfassbarer Brutalität und Feuerkraft durchsetzen und in manchen Bundesstaaten Mexikos sowie in den ärmeren Vierteln der großen Städte Lateinamerikas die Staatsmacht fast völlig verdrängt und sich selbst an deren Stelle gesetzt haben;
- dass Guerilla- und Terrorgruppen, schon weil der Feind derselbe ist, sich gern mit der Drogenmafia verbünden – die Waffen der Taliban werden auch mit den Gewinnen aus dem Opiumschmuggel bezahlt, und in Nordafrika steigen die örtlichen Ableger des IS gerade in den Drogenhandel ein;
- und dass die Menschen in Europa und Nordamerika sich von keinem Verbot daran hindern lassen, sich an illegalen Drogen zu berauschen.

Längst eine gutbürgerliche Gewohnheit

Die Vorlieben wechseln, Heroin ist gerade nicht so gefragt, Cannabis zu rauchen ist dagegen längst zu einer gutbürgerlichen Gewohnheit geworden, und alles in allem, sagt der Weltrogenbericht der UN, seien Produktion und Konsum in den letzten Jahren stabil:

circa 240 Millionen Menschen, ungefähr fünf Prozent der Weltbevölkerung, haben im Jahr 2014 mindestens einmal eine verbotene Droge zu sich genommen.

Seit drei Jahren, seit dem panamerikanischen Gipfel von Cartagena, fordern die Regierungen Mittelamerikas die Vereinigten Staaten mit immer mehr Nachdruck dazu auf, den Drogenkrieg zu beenden und stattdessen mit der Entkriminalisierung auch der harten Droge Kokain zu beginnen. In Colorado, Washington und Kalifornien und neuerdings auch in Kanada hat sich schon die Erkenntnis durchgesetzt, dass, wenn die Leute unbedingt Marihuana rauchen wollen, man die Überschüsse aus dem Geschäft den Finanzämtern und nicht den schwarzen Kassen von Drogengangs zuführen sollte.

In Europa wird über diese Fragen naturgemäß mehr diskutiert, als dass daraus irgendein Handeln folgte. Aber dass sich gewisse Erkenntnisse ausbreiten, bis sie sogar in der europäischen Politik ankommen, das ist eine Hoffnung, die sich auch mit dem Erscheinen einiger sehr lesenswerter Bücher verknüpft: „Es reicht“ von Carmen Boullosa und Mike Wallace (Kunstmann-Verlag) zum Beispiel, das am Beispiel Mexikos die Sinnwidrigkeit der prohibitionistischen Politik beschreibt. Oder „Drogen“, der bewundernswerte Report von Johann Hari (S. Fischer), eine fast weltumspannende Recherche über die Profiteure und die Verlierer im Krieg gegen die Drogen – ein Buch, in dem so viel Richtiges steht, dass man den einen Fehler, den es macht, nicht groß herausstellen möchte, es muss aber sein, aus prinzipiellen Gründen: Cannabis, darauf kommt Hari immer wieder zurück, sei auch deshalb so populär, weil es eine oft sehr wohlthuende und insgesamt nicht so furchtbar gefährliche Droge sei.

Kann schon sein, hilft aber, nur zum Beispiel, jenen Teenagern, die, weil sie zu viel gekifft haben, mit psychotischen Schüben in der Psychiatrie landen, auch nicht weiter. Und ist, was den Legalisie-

rungsdiskurs angeht, ein unzulässiges Argument. Denn es würde ja bedeuten, dass gefährlichere Drogen verboten bleiben sollten.

Nicht auch noch mit der Kriminalität beschäftigen

Das Gegenteil scheint aber richtig zu sein: Gerade weil Cannabis und Kokain, Opium, Heroin und Crystal Meth starke und gefährliche Drogen sind, verschärft das Verbot nur die Probleme, die es eigentlich lösen soll. Gerade wer die Sucht bekämpfen, den Missbrauch verhindern und den gestreckten, verdreckten und vergifteten Stoff nicht in die Blutbahnen lassen will, hat damit zu viel zu tun, als dass er sich noch mit Fragen der Kriminalität beschäftigen wollte.

Das, so sieht es aus, ist der Stand im Drogendiskurs. Die Kritik ist abgeschlossen, die Verhältnisse sind dabei, sich zu verändern. Und die Frage ist, was damit gewonnen sei. Und was nicht.

In keiner anderen Region der Welt wird das Scheitern der prohibitiven Drogenpolitik so deutlich wie in Lateinamerika. Dennoch blieb die Entkriminalisierung von Cannabis in Uruguay im Jahr 2013 lange der einzige lateinamerikanische Versuch, mit dem totalen Drogenverbot zu brechen. Seit wenigen Monaten scheint nun etwas Bewegung in die Legalisierungsdebatte in der Region zu kommen: Auch in Mexiko und Kolumbien diskutiert man jetzt, immerhin, über die Zulassung von Cannabis zu medizinischen Zwecken.

Erst jetzt, nachdem die Vereinigten Staaten, die die Drogenpolitik Lateinamerikas schon immer bestimmten, den Weg zur Cannabislegalisierung geebnet haben, findet man auch in Lateinamerika endlich den Mut, über ein Ende des Verbotsmodells nachzudenken. Doch allein mit der Legalisierung von Cannabis werden die Probleme, welche Jahrzehnte des Drogenverbots und -kriegs in Lateinamerika geschaffen haben – die Entstehung eines krimi-

nellen Wirtschaftsnetzes, umfassender politischer Korruption und Mafiagehalt –, nicht gelöst sein.

Schon lange ist Cannabis nicht mehr die Basis der illegalen Drogenwirtschaft Lateinamerikas. Wesentlich wirkungsvoller wäre es, Herstellung, Verkauf und Konsum von Kokain zu regulieren. Wie eine detaillierte Studie zeigt, die Jonathan Caulkins, Mitglied des US-amerikanischen Thinktanks Brookings, Anfang 2015 veröffentlichte, wäre eine Kokainlegalisierung in Lateinamerika, geführt unter starker staatlicher Aufsicht und begleitet von umfassenden Aufklärungs- und Präventionsprogrammen, aussichtsreich: Eine staatlich kontrollierte Kokainindustrie könnte für ein armes Land wie Bolivien mehrere hundert Millionen Dollar pro Jahr generieren; in Kolumbien würde durch die Legalisierung die wichtigste Einkommensquelle illegaler bewaffneter Gruppen wegfallen.

Die Herrschaft der Kartelle

Die Frage ist aber, ob die Legalisierung von Kokain auch der Herrschaft der Drogenkartelle ein Ende setzen würde, deren krimineller Macht, der allgegenwärtigen Gewalt. Seit einigen Jahren werden die mexikanischen Kartelle und die kolumbianischen Banden zu Recht mit multinationalen Konzernen verglichen, die sich ständig erneuern und sich klug den Anforderungen der kapitalistischen Märkte anpassen.

Nach wie vor handeln die Kartelle mit Cannabis, Kokain und zunehmend auch mit synthetischen Drogen wie Crystal Meth. Wie aber die jüngsten Entwicklungen zeigen, sind diese Organisationen, die durch den illegalen Drogenhandel groß geworden sind, längst dabei, sich auf eine Welt ohne Drogenverbot vorzubereiten. Nach wie vor, versteht sich, auf der Basis von illegalen Geschäften – denn das ist, was Drogenkartelle nach Jahrzehnten Drogenschmuggels am besten können. Wie Caulkins sagt, ist „die Vorstellung, dass, wenn Kokain legalisiert würde, sich die Bösewichte sofort in der Universität einschreiben würden, naiv“.

Die Drogenkartelle in Mexiko, Kolumbien und Mittelamerika haben Geschäfte entdeckt, die äußerst profitabel

sind: Menschen- und Waffenhandel, Entführung und Erpressung. Aber auch vom illegalen Handel mit konventionelleren Gütern profitieren sie immer mehr. 2007 gab es in Mexiko etwa dreihundert Fälle von Kraftstoffdiebstahl aus staatlichen Leitungsnetzen; zwischen Januar und August 2015 mindestens 3.500.

Nach offiziellen Angaben macht der durch kriminelle Banden gestohlene Kraftstoff etwa 30 Prozent der 200 Millionen Liter Benzin aus, die täglich in Mexiko verkauft werden. Und wie das „Time“-Magazin im vergangenen Jahr berichtete, ist die Haupteinnahmequelle des mexikanischen Kartells „Caballeros Templarios“, das jahrelang Kokain in die Vereinigten Staaten schmuggelte, heute nicht mehr der Drogenhandel. Es ist illegaler Eisenerzabbau. Die repressive Drogenpolitik der letzten vierzig Jahre scheint in Lateinamerika Ungeheuer erzeugt zu haben, die sich selbstständig haben.

Gras im Apple-Store

Auf der anderen Seite der mexikanisch-amerikanischen Grenze dagegen ist die Cannabis-Branche im Rausch, und das liegt nicht am THC. In 23 der 50 amerikanischen Staaten ist der Konsum von Marihuana mittlerweile in der ein oder anderen Form zugelassen, und überall, wo die Restriktionen gelockert wurden, treibt nun der amerikanische Unternehmegerist Blüten.

Die Industrie für legales Marihuana, verkünden euphorisierte Marktforscher, sei schon jetzt der am schnellsten wachsende Bereich der amerikanischen Wirtschaft: Im Jahr 2014, behauptet die Investmentfirma ArcView Group, sei der Umsatz um 74 Prozent auf 2,7 Milliarden Dollar gewachsen, im kommenden Jahr soll er auf vier Milliarden steigen.

Dabei fangen die neuen kommerziellen Möglichkeiten schon an, bevor überhaupt der erste Joint gerollt wird: Internetdienste wie Medical Jane oder HelloMD helfen interessierten Kunden dabei, Ärzte zu finden, die unkompliziert Rezepte verschreiben – in dubiosen, improvisierten Praxen am Strand von Venice Beach oder online nach einer dreiminütigen Videokonsultation.

Hat man die ärztliche Empfehlung in der Hand, stehen dem Weg zum Cannabis-Rausch nur noch die Mühen der marktwirtschaftlichen Entscheidungsfindung im Weg: Das Angebot an Verkäufern ist mittlerweile so groß wie das Sortiment. Ob man sich Gras mit Grapefruitgeschmack gegen Kopfschmerzen in Läden kauft, die aussehen wie ein Apple-Store, oder lieber eine nach Banane schmeckende Züchtung gegen Schlaflosigkeit nach Hause liefern lässt, muss jeder „Patient“ selbst entscheiden.

Gesundheitsbewusste Kiffer vaporisieren

Natürlich helfen bei der Wahl Dutzende Websites, die die Produkte ausführlich testen und die neuesten Trends verkünden. Vorher allerdings muss sich der Käufer erst einmal für die Form des Konsums entscheiden: Nur altmodische Kiffer rauchen ihr Dope noch als Joint. Die gesundheitsbewussten Konsumenten von heute vaporisieren es mit handlichen Stiften, genießen es als Karamellbonbon, nehmen es als Tinktur zu sich oder reiben es sich als Creme auf die Haut.

Noch ist die Aufbruchstimmung in der Marihuana-Industrie geprägt vom Bild einer herrlichen Bio-Idylle. Eine Klientel, die Großkonzernen eher kritisch gegenübersteht, sowie der Trend zur Direktvermarktung, wie er sich derzeit im Erfolg der Mikrobrauereien ausdrückt, nährt die Hoffnung auf einen Markt, auf dem vor allem mittelständische Händler mit leidenschaftlichen Öko-Bauern zu tun haben, unterstützt von kreativen Start-ups, die Apps für den zeitgemäßen Online-Vertrieb und Software für die effektive Aufzucht der Pflanzen schreiben.

Längst haben aber Investoren den Markt entdeckt, die nicht die Pflanzen meinen, wenn sie von Wachstum reden: Das kalifornische Unternehmen Aquarius Cannabis etwa spricht von der Notwendigkeit der „Kultivierung“ – und meint damit die Entwicklung von Marken, die den Kunden helfen sollen, sich im Markt zurechtzufinden, und verlässliche Qualität versprechen. Den Anfang macht „Golden Gateway“, das „Premium Cannabis für den ultimativen kali-

fornischen Lifestyle“, eine Art Marlboro des Marihuana. Oder die Camel?

Die Tabakkonzerne dementieren noch

Die Konkurrenz steht schon bereit: Die Holdinggesellschaft Privateer hat sich von den Erben Bob Marleys die Namensrechte gesichert und will demnächst ihr Gras unter dem Label „Marley Natural“ auf den Markt bringen.

Die Angst, dass auch das Geschäft mit dem Stoff, aus dem die Träume der linken Gegenkultur gemacht sind, in Zukunft von Großkonzernen dominiert wird, ist naheliegend. Denn es ist kaum vorstellbar, dass die Marktwirtschaft eine Ware mit derart großem Suchtpotential einer Handvoll Tante-Emma-Läden überlässt.

Dass Tabakfirmen wie Reynolds oder die Altria Group (ehemals Philip Morris) zurzeit noch jedes Interesse an einer Einführung von Marihuana-Zigaretten dementieren, liegt wohl vor allem daran, dass die Legalisierung noch nicht weit genug vorangeschritten ist. Auch nach der Freigabe in einzelnen Bundesstaaten hat sich etwa an den staatlichen Steuergesetzen noch nichts geändert, was dazu führt, dass auch die lizenzierten Cannabishändler ihre Betriebskosten nicht absetzen können.

Dem Dealer war die Pestizidbelastung egal

Auch der Agrarkonzern Monsanto weist die immer wieder laut werdende Behauptung, man arbeite an genmanipuliertem Marihuana, auf seiner Webseite ausdrücklich als „Internetgerücht“ zurück. Aber es wäre ein Wunder, wenn sich nicht irgendwann auch Monsanto die Frage nach der Patentierbarkeit von Cannabissamen stellen würde.

Die Kommerzialisierung des Geschäfts mit den Drogen mag die Voraussetzung dafür sein, dass die gesunden Mechanismen des Marktes einsetzen: dass Konsumenten nicht als Kriminelle behandelt werden und Produzenten Steuern zahlen können, dass Produktionsbedingungen, Vertriebswege und Qualität der Produkte endlich kontrolliert werden können. Sie ist nur keine

Garantie. In mehreren Marihuana-Produkten, die in Colorado verkauft werden, sind vor kurzem hohe Mengen von Pestiziden entdeckt worden. Man kann das als Versagen der Kontrollen interpretieren – oder eben als Erfolg. Nach einem Fernsehbericht wurden die Produkte aus dem Handel genommen; den Dealern im Park wäre früher so ein Problem wohl ziemlich egal gewesen.

Und trotzdem: So hilfreich die Prohibition für kriminelle Zustände des Drogenhandels sein mag, eine Voraussetzung dafür ist sie nicht. Umweltskandale und Korruption, Kinderarbeit und unterirdische Sicherheitsstandards sind ja nicht unbedingt Probleme, die man nur mit illegalen Drogen in Verbindung bringt; es reicht, Spielzeug zu produzieren.

Als im vergangenen Jahr 400 Kilo Kokain als Bananenlieferung getarnt in einem deutschen Supermarkt auftauchten, war die Erleichterung groß, dass kein Kunde in Kontakt mit dem gefährlichen Stoff gekommen war. Womit das Koks gemeint war. Niemand aber redete von den Bananen, dem Symbol für die gleichnamigen Republiken.

So natürlich wie Kaffee oder Bier

Nicht zuletzt das unkontrollierte Treiben amerikanischer Südfruchtexporteure, der unheilvolle Einfluss der United und der Standard Fruit Company vor allem, ist für die Zustände in Lateinamerika verantwortlich, welche die Entstehung der Drogenkartelle ermöglicht hat. Die Legalisierung mag dafür sorgen, dass der Anbau von Drogen in Zukunft auch unter den strengen Regeln westlicher Standards abläuft. Aber sie hält kein Unternehmen davon ab, die Produktion in Länder zu verlagern, die es mit der Kontrolle nicht so genau nehmen.

Zum Naturzustand verhält sich ein Löffel voller Heroin nicht viel anders als ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee. Der Mohn wächst auf dem Feld, so wie auf anderen Feldern und Plantagen der Hopfen, die Gerste, die Kaffeebohnen wachsen, und nach ein paar chemischen Prozessen ist aus dem Naturprodukt die Droge geworden. Cannabis ist noch naturnäher: Das Harz des Hanfes ist schon das Haschisch, die Blätter sind

Marihuana, Gärung oder Acetylierung sind nicht notwendig – und insofern ist es auch für den Kopf des Abstinenzlers irgendwie verständlich, dass Menschen dazu neigen, sich am Saft des Mohns und den Blättern des Cocastrauchs zu berauschen.

Wie verkraftet es aber derselbe Kopf, wenn Menschen in schäbigen Kellern oder Schuppen aus ephedrinhaltigen Medikamenten wie Wick-Medinaid, Salzsäure und anderen unappetitlichen Zutaten ein Gift kochen, welches, wenn man es einigermaßen regelmäßig nimmt, zu Paranoia, nervlicher Zerrüttung, Depressionen sowie extrem schlechter Haut und noch schlimmeren Zähnen führt? Wie verkraftet dieser Kopf also die starke und gefährliche Droge Methamphetamin, die meist bei ihrem Kosenamen „Crystal Meth“ genannt wird und deren Produktion und Konsum unter all den Drogen die höchsten Wachstumsraten hat?

Gefährliches Meth der Amateurröche

Die Intuition sagt einem, dass Gott oder die Natur schon wissen werden, warum sie den Mohn und den Hanf wachsen lassen, dass aber so schlimmes Zeug wie Crystal Meth seine Existenz keiner Naturwüchsigkeit verdankt – es ist übles Menschenwerk und sollte so behandelt werden wie andere üble Menschenwerke, Mord, Diebstahl, Betrug. Man muss es verbieten. Man soll es, anders als die Drogen, die eh in der Welt sind, nicht legalisieren, man darf es gar nicht erst herstellen.

Das Dumme ist nur, das Crystal Meth ja verboten ist. Und gleichzeitig immer populärer wird. Und weil die Produktion nicht kontrolliert wird, fließen die giftigen Rückstände der Crystal-Meth-Küchen ins Abwasser, und niemand hindert Amateure daran, mit ihrem Amateurröchen sehr schlechtes, unreines Crystal Meth zu kochen, was für den, der es dann raucht, eine Lebensgefahr bedeuten kann.

Es wird der Gesellschaft also nichts anderes übrigbleiben, als auch die unsympathische Droge Methamphetamin zu legalisieren, damit Produktion, Vertrieb, Konsum kontrolliert werden können. Und man ist versucht zu sagen,

dass damals, als die Droge unter dem Namen Pervitin erst frei und dann auf Rezept relativ leicht erhältlich war, davon die Welt auch nicht untergegangen ist.

Nur ist sie eben untergegangen, weil Pervitin die Droge war, welche die Soldaten der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg enthemmte und antrieb. Ach, es ist kompliziert: Muss man Diesel verbieten, weil es die Panzer der Wehrmacht angetrieben hat?

Drogenkonsum nicht bewerten

Wie aber eine Welt nach der Legalisierung für die Konsumenten aussehen könnte, eine Welt, in der es normal wäre, halluzinogene Substanzen einzunehmen, aus Vergnügen, Verzweiflung, Neugier, Gruppendruck, Langeweile, in privaten Wohnungen, Parks, Büros oder auf Partys, das kann man auch heute schon ganz gut sehen: Viele Konsumenten sind ja keine Randfiguren, sondern ziemlich normale Bürger, die den Rausch suchen und genießen wollen.

In dieser Umwelt sind auch heute schon Leute unterwegs, die sich dafür einsetzen, dass, wenn es schon Drogenkonsum gibt, dieser so sicher, verantwortungsbewusst und, nicht zuletzt, befriedigend wie möglich gestaltet wird. Eine von ihnen ist Anette Hofmann. Seit mehreren Jahren widmet sich die ausgebildete Krankenschwester und Sozialpädagogin in Berlin der sogenannten „akzeptierenden Drogenarbeit“ in informellen Vereinen, die in der Regel aus ehrenamtlichen Mitgliedern bestehen – darunter oft Ärzte oder Psychologen – und die sich zum Ziel gesetzt haben, junge Leute über Wirkung und Nebenwirkung von Rauschmitteln aufzuklären, die Lebenssituation von Drogenkonsumenten und -süchtigen zu verbessern sowie Wege aus der Sucht zu finden, und vor allem die Risiken und Schäden des Drogenkonsums zu minimieren.

„Wir bewerten es nicht, dass Leute Drogen konsumieren. Wir sagen nicht,

dass sie es machen sollen, weisen aber auch niemanden ab, wenn er Drogen zu sich nimmt“, erklärt Hofmann. „Was wir versuchen, ist, dass Menschen, die sich dafür entschieden haben, Drogen zu nehmen, es vernünftig machen.“

Keine kaputten, willensschwachen Konsumenten

Was aber soll das heißen, „vernünftig“ Drogen zu nehmen? In Clubs, auf Partys und Musikfestivals informiert Hofmann über verantwortungsbewussten Drogenkonsum, verteilt zum Beispiel „Partypacks“, mit Informationsflyer und Taschentüchern, aber auch mit Nasenspülungen, sauberen Röhrchen und Kondomen. „Es geht uns einerseits um Aufklärung“, sagt Hofmann, „vor allem aber auch um Risikoreduktion; darum, die Übertragung von Hepatitis C oder Geschlechtskrankheiten zu verhindern, sowie Unfälle beim Konsum zu vermeiden.“

Schon vor Jahren, erzählt sie, habe sie gedacht, dass es auf jeder Party Leute geben sollte, „die Ahnung haben, wenn es zu Notfällen kommt“. So leisten manche Gruppen auf Festivals „Tripsitting“ beziehungsweise psychedelische Ambulanz: Sie betreuen und begleiten junge Menschen, die „schlechte Trips“ erlebt haben, und managen, meist durch beruhigendes Zureden, Körperkontakt oder vernünftiges Essen, Notfälle – von Muskelkrämpfen bis hin zu Angstzuständen.

Für den akzeptierenden Ansatz gilt es, Drogenkonsum ernst zu nehmen, ihn aber nicht zu verurteilen. Drogen, sagt Anette Hofmann, „gehören einfach dazu“. Außerdem sei das Bild vom Konsumenten als „kaputtes, willensschwaches Wesen, das sein Leben nicht im Griff hat, realitätsfremd. Die meisten wissen, wie viel sie vertragen, und können es auch sehr wohl dosieren.“

Da Konsum mit Risiken verbunden ist, sei die Arbeit an Gesundheitsförderung notwendig. Ist Drogenlegalisierung notwendig? „Sicher“, sagt sie. So

könnte man die Beschaffungskriminalität schwächen, die Qualität von Substanzen besser kontrollieren und wirkungsvollere Prävention leisten. „Aber im Alltag ist sowieso die Frage, ob legal oder illegal, am Ende – egal, nicht? In der realen Welt sind Drogen einfach normal. Und jeder hat sein Recht auf Rausch.“

Verantwortungsbewusst mit Konsum-App

Kann man sich wirklich vorstellen, dass heute noch geächtete Drogen zum akzeptierten Teil des bürgerlichen Lebensstils werden? Dass Firmen ihre Angestellten ermutigen, ab und zu ein bisschen Crystal zu schnupfen, um mit ihrem stressigen Job klarzukommen? Dass die Familie am Weihnachtsabend nach der Bescherung ein paar besonders edle Haschkekse nascht?

Wenn man die Entwicklung des amerikanischen Cannabismarktes betrachtet: ja. Auffällig viele Firmen bemühen sich dort, Marihuana als Teil eines gesundheitsbewussten Lifestyles zu verkaufen, als Wellness-Droge, die Kreativität fördert, für Entspannung sorgt und beim Abnehmen hilft, solange man sie nur verantwortungsvoll verwendet.

Zum zeitgemäßen Konsum gehört dabei auch der Einsatz entsprechender Hilfsmittel, auch diese gibt es längst auf dem Markt: Computerprogramme, die den Konsum überwachen und auf das persönliche medizinische Profil anpassen, Tracking-Apps für Smartwatch oder Fitbit, die Dosierung und Wirkung überwachen. Wer sich von der Legalisierung eine bessere Kontrolle des Drogenkonsums erhofft, sollte jedenfalls nicht vergessen, wovon wir heute reden, wenn wir von Gesundheitskontrolle reden. Schon möglich, dass sich die Kiffer von morgen einmal die Freiheit zurückwünschen werden, die sie unter den Bedingungen der Kriminalität genossen. 

Kriminalität im Darknet

Illegaler Drogenhandel im Internet floriert

2013 nahm das FBI die Drogen-Plattform „Silk Road“ vom Netz. Dem illegalen Online-Handel mit Kokain und Ecstasy tat dies keinen Abbruch. Im Gegenteil: Der Markt im Darknet wächst.

FBI und Europol sind ihnen auf den Fersen, doch das Geschäft floriert weiter: Mehr als 100 Millionen Dollar Umsatz generieren die größten Online-Plattformen für illegalen Drogenhandel pro Jahr. Zu diesem Ergebnis kommen Nicolas Christin und Kyle Soska von der Carnegie Mellon University im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania. Die Forscher betrachteten dafür in einer Studie über knapp zwei Jahre die Verkaufszahlen von 35 Plattformen im sogenannten Darknet, auf denen Drogenhandel und andere kriminelle Geschäfte abgewickelt werden. Demnach bringen die krummen Geschäfte den Betreibern der Webseiten pro Tag Einkünfte zwischen 300.000 und 500.000 Dollar ein.

Das Darknet ist Teil des Deep Web, also von jenen Webseiten, die nicht von Suchmaschinen wie Google indexiert und somit auch nicht über herkömmliche Wege für Internetnutzer zu erreichen sind. Möchte man eine Seite des Deep Web ansteuern, muss das Pro-

gramm „Tor“ verwendet werden; eine Verschlüsselungssoftware, mit der man sich anonym im Netz bewegen kann. Unerkannt können Nutzer so auch ins Darknet gelangen – auf Webseiten mit kriminellen Inhalten wie Kinderpornographie oder Plattformen für Waffen- und Drogenhandel.

Der bislang größte Schlag gegen die illegalen Machenschaften gelang dem FBI im Oktober 2013, als die Ermittler Ross Ulbricht, den Betreiber der größten Darknet-Plattform „Silk Road“, verhafteten und die Webseite abschalteten. Ulbricht wurde im Mai in New York zu zweimal lebenslänglich plus 30 Jahren Haft verurteilt; er wird den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen. Doch die erhoffte Abschreckung blieb aus, im Gegenteil: Die Verkaufszahlen im Darknet steigen, wie die amerikanischen IT-Wissenschaftler in ihrer Studie aufzei-

gen. „BlackBank“, „Tor Bazaar“ oder „The Pirate Shop“ heißen die Webseiten in den Tiefen des Internets, deren Da-

ten Christin und Soska mit Hilfe einer selbst programmierten Software durchsucht und analysiert haben.

Anhand der Verkaufspreise für Drogen – die Bandbreite reicht von Marihuana bis Kokain – sowie der Masse an Käuferfeedback konnten sie Verkaufszahlen und Trends ableiten. Dabei stellten sie fest, dass die meisten Plattformen nur geringe Absatzvolumina aufwiesen. „Etwa 70 Prozent der Anbieter verkauften in dem Untersuchungszeitraum Drogen für weniger als 1.000 Dollar“, schreiben die Forscher in ihrer Studie.

Ein Problem für die Ermittlungsbehörden, denn: Je mehr Anbieter sich auf dem Markt tummeln, desto schwieriger wird es, die illegalen Geschäfte zu unterbinden.

Als beliebteste Drogen kristallisierten sich Marihuana und Ecstasy heraus, die laut Studie mehr als die Hälfte aller Schwarzmarkt-Transaktionen ausmachen. Während der Absatz von Kokain in den vergangenen zwei Jahren rückläufig sei, steige die Nachfrage nach verschreibungspflichtigen Medikamenten an.

Bezahlt wird mit Bitcoins, einem elektronischen Währungssystem. Eine Sicherheitslücke bei dem Programm soll 2013 zur Ergreifung des Silk-Road-Betreibers Ulbricht geführt haben. 

Staatliche Stelle für medizinisches Cannabis

Das Bundesgesundheitsministerium für Gesundheit (BMG) plant eine staatliche Stelle, die sich mit dem Einkauf, der Inbesitznahme und dem Weiterverkauf von in Deutschland geerntetem Cannabis befassen soll. Das geht aus dem Referentenentwurf zum „Gesetz zur Änderung betäubungsmittelrechtlicher und anderer Vorschriften“ hervor. Das Gesetz dient dazu, chronisch kranke Patienten nach ärztlicher Indikation mit Medizinalhanf (getrocknete Cannabisblüten, Cannabisextrakte) in kontrollierter pharmazeutischer Qualität versorgen zu können.

Derzeit besitzen 527 Patienten in Deutschland eine Ausnahmeerlaubnis des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) zum Bezug von Medizinalhanf, heißt es in dem Gesetzentwurf. 48 Kilogramm Cannabisblüten mussten allein in 2014 aus dem Ausland importiert werden, um die Versorgung der Betroffenen sicherzustellen; 2013 waren es 32 kg.

Darüber hinaus sieht das Gesetz vor, dass Versicherte der Gesetzlichen Krankenversicherung bei therapeutischer Notwendigkeit Medizinalhanf und Cannabis-Fertigarzneimittel (Dronabinol, Nabilon) erstattet bekommen. Bisher müssen die betroffenen chronisch Kranken die Kosten von je nach Tagesbedarf bis zu 1.800 Euro monatlich für Medizinalhanf selbst tragen.

Viele Betroffene nutzen die Ausnahmeerlaubnis des BfArM deshalb nicht und bauen Cannabis selbst an.

Aufgrund dieser neuen Erstattungsmöglichkeit rechnet das BMG mit einem steigenden Bedarf an Medizinalhanf in Deutschland und einem entsprechend höheren Arbeitsaufwand für das BfArM. Die neu einzurichtende staatliche Stelle soll beim BfArM angesiedelt sein. Das BMG geht von fünf Mitarbeitern aus, die sich künftig unter anderem mit der „Ausschreibung des Bedarfs, der Kontrolle des Cannabisanbaus, der Organisation der Belieferungen von Großhändlern und Apotheken, der Einrichtung einer effektiven Verteilungsstruktur sowie der Verhinderung der Nutzung für unerlaubte Zwecke“ befassen sollen. 